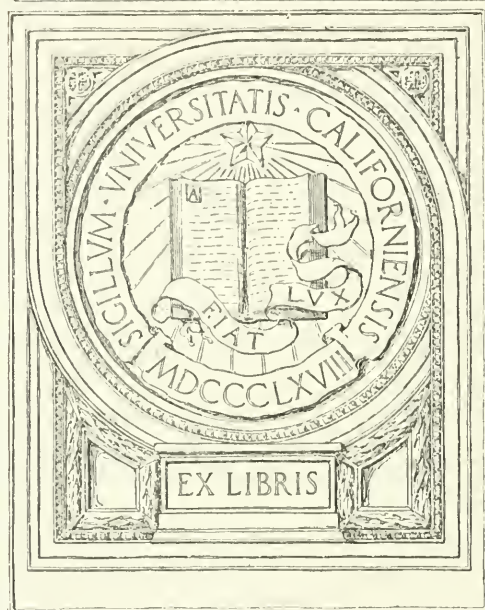


AA0004176848



UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
AT LOS ANGELES



EX LIBRIS

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·  
· OTTO · BREMER ·

Digitized by the Internet Archive  
in 2008 with funding from  
Microsoft Corporation

Digitized by the Internet Archive  
in 2008 with funding from  
Microsoft Corporation





# **G** Hystoria Walthari

FRANCIA pars orbis fratres europa uocat.

Uoxib; ac linguis uarias & nomine gentes.  
distinguens cultu. tū religionē sequestrans.  
Int quas gens pannonie residere pbatur.  
Quā tamen & hunos plerumq; uocare solem.  
Hic popl's fortis uirtute uigebat & armis.  
Hon cyrū positas solū dominans regiones.  
Itoris oceanus; ptransiuerit oras.  
federali supplicib; donans sternensq; rebelles.  
Vtq; milenos fert dominariet annos.  
Attila rex quodā tulit illud tēpe regnū.  
Impiger antiquos sibimet renouare tūphos.  
Quisua casta mouens. mandauit usq; francos.  
Quor rex gibicho solio pollebat in atro.  
Ite recens orta gaudens quā postea nato.  
Hamq; mare genuit quā cūnthariū uocatū.

**F**ama uolans pauidi regis tū subegit aures.  
Dicēs hostile cuneū transire p histrum.  
Vincētē numero stellas atq; amnis arenas.  
Qui n̄ confidens armis t robore plebis.  
Conciliū cogit q̄ sint facienda requir.  
Consensere om̄s. fedus debere p̄cari.  
Et dextris si forte darent iungere dextris.  
Obfidib; q; datis censū p soluere iussū.  
Hoc meli fore. quā utā simul ac regionē.  
P diderint. natosq; suos partēq; maritā;

**N**obilis hoc hagano fuerat subtēpe tyro.  
In dolis egregie ueniens de germine troie.  
Hunc qā cūnthariū n̄ dū puenit ad eum.  
Ut sine mariqueat utā retineje tenellam.

Erste Seite der Karlsruher Waltharius-Handschrift aus der Mitte des  
12. Jahrhunderts.

Aus Königes Wilderatlus zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

# Das Waltharilied

\*\*\*\*\*

Ein Heldenlied  
aus dem zehnten Jahrhundert

im Versmasse der Urschrift übersetzt und erläutert

von

Hermann Althof.

Grössere Ausgabe mit authentischen Abbildungen.



Leipzig

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung

Theodor Weicher

1902.



PA  
8310  
E5W2G  
1902

## Vorwort.

Im Jahre 1780, zu derselben Zeit, als der Schweizer Ch. F. Myller die erste vollständige Ausgabe des Nibelungenliedes vorbereitete, wurde eine andere Perle nationaler Heldendichtung dem Dunkel langer Vergessenheit entrisen, gleich jenem Sange von Siegfrieds Tod und Kriemhildens Rache anfangs wenig gewürdigt, weil wenig verstanden: Ekkehard's I. lateinisches Gedicht von Walther und Hildegunde.

Mit der steigenden Werthschätzung der mittelalterlichen Poesie überhaupt und dem fortschreitenden Verständnisse des schwierigen Waltharius-  
textes hatte sich jedoch dieses Lied einer zunehmenden Theilnahme zu erfreuen, und deutsche Dichter, deren Namen unter den besten genannt werden, Gustav Schwab, Victor von Scheffel und Karl Simrock, haben es nicht verschmäht, ihre Muse in den Dienst des mittelalterlichen Klosterschülers zu stellen, indem sie das Gedicht seines lateinischen Gewandes und der „Virgilianischen Glitter“ entkleideten und in gereimten deutschen Übersetzungen weiteren Kreisen zugänglich machten.

So verdienstlich diese Übertragungen aber auch sind, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß der Reim und die von Schwab und Simrock, sowie auch von August Heyder und Franz Einnig gewählte Nibelungenstrophe den Bearbeitern manchen Zwang auferlegten und die Genanigkeit der Wiedergabe beeinträchtigen mußten; abgesehen davon, daß die genannten Dichter vieles willkürlich verändert, manches nicht unerheblich gekürzt (besonders Scheffel)\* und manches erweitert

---

\*) Kögel rühmt in seiner Geschichte der deutschen Litteratur an der Scheffelschen Übertragung, daß in ihr mancher störende Virgilianische Auswuchs

haben (Einnig), so daß jeder von ihnen mehr eine Umdichtung als eine Übersetzung bietet.\*) Wenn aber das Waltharilied, in deutsches Gewand gekleidet, eine Stätte in unserer Literatur finden soll, so ist es wünschenswert, daß nicht lediglich der poetische Inhalt der Dichtung im allgemeinen zum Ausdruck komme, sondern daß überhaupt möglichst die Gestalt gewahrt bleibe, welche der Dichter des zehnten Jahrhunderts seinem Werke zu verleihen für gut befunden hat. Die geeignete Form für eine Übersetzung des Waltharius kann daher meines Erachtens, wie spröde sich auch die Muttersprache dem heroischen Verse der Alten gegenüber verhalten mag, nur die hexametrische sein.\*\*\*) Eine solche hat nach dem ersten unvollkommenen Versuche von G. Klemm im

weggeschnitten sei. Ein solches Verfahren beraubt aber das Werk Ekkehards des Stempels der Sphäre und der Kulturperiode, in welcher es entstanden, und ist überdies sehr bedenklich, denn die neuere Forschung hat erwiesen, daß der Waltharius nicht nur sprachlich, sondern auch sachlich mit Entlehnungen aus lateinischen Vorbildern derartig durchsetzt ist, daß wir nicht abbröckeln können, ohne das ganze kunstvolle Gebäude des Dichters zu gefährden. Auch W. Goltzher sagt in der Deutschen Literaturzeitung, 1902, Nr. 22: „Je mehr die Erkenntnis durchdringt, daß das Lied in Form und Inhalt Ekkehards Eigentum ist, desto mehr muß auch die Übersetzung der Vorlage folgen“.

Über Einnigs Umdichtung vergl. meine Besprechung in der Zeitschr. f. dtische. Philol. 33, 542 fg.

\*) Eine Übertragung der Dichtung in allitterierenden Versen verfaßte P. von Winterfeld, Innsbruck 1897. Nach meiner Meinung ist aber Ekkehards Werk der ganzen Darstellungsweise nach nicht recht geeignet, in die alte nationale epische Form umgegossen zu werden.

\*\*) Ich bemerke, daß ich mich nicht bemüht habe, in meinen Sechsfüßlern den bei den neueren deutschen Dichtern im allgemeinen verpönten sog. Hiatus zu vermeiden. Meines Erachtens sind nämlich die betreffenden Regeln der antiken Verslehre für uns nicht maßgebend, denn bei den altdutschen Dichtern gilt das Zusammentreffen ans- und anlautender Vokale an sich durchaus nicht als fehlerhaft. Wo sich in solchen Fällen Elisionen und Zusammensetzungen finden, handelt es sich meist darum, zweisilbige Senkungen zu vermeiden, deren Erhaltung im Hexameter oft gerade wünschenswert ist. Jedenfalls aber führt das ängstliche Ausweichen vor dem Hiatus, z. B. bei Voß und Goethe, nicht selten zu unteilichen sprachlichen Verstümmelungen, die wir vermeiden, wenn wir, frei von selbstquälerischem Zwange, auf den natürlichen Wegen unserer Muttersprache wandeln.

Die Einteilung des Epos in zwölf Abenteuer, die Überschriften und die Denkprüche aus mittelalterlichen Dichtungen stammen vom Übersetzer.

Jahre 1827) San Marte (N. Schulz) im Jahre 1853 geliefert.\*) Allein wenn dieses Buch des jüngst verstorbenen verdienten Forschers wegen der beigegebenen Erläuterungen auch heute noch wertvoll ist, so genügt doch die Übersetzung einesteils zu wenig den Ansprüchen, die in formaler Beziehung an dieselbe zu stellen sind, und anderenteils ist sie inhaltlich in vieler Beziehung veraltet. Eine neue, dem Originale möglichst genau angepaßte und den jetzigen Stand der Forschung berücksichtigende Übertragung blieb daher noch immer wünschenswert, und nur weil eine derartige Arbeit bisher von einem Berufeneren nicht geboten ist, habe ich eine solche in Angriff genommen, die sich von den früheren Übersetzungen in Bezug auf die Auffassung der Urschrift nicht unwesentlich unterscheidet. Meine abweichenden Ansichten über die Dichtung habe ich teils bereits in verschiedenen Abhandlungen begründet, teils werde ich dieselben in dem von mir vorbereiteten zweiten Teile der Ausgabe des lateinischen Textes,\*\*) der ausführliche sprachliche und sachliche Erläuterungen enthalten wird, näher darlegen.

Wenn ich nach jahrelanger liebevoller Beschäftigung mit der herrlichen Dichtung mein Buch der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht dies mit dem Wunsche, daß es besonders bei der heranwachsenden Jugend unseres Volkes die Liebe zur vaterländischen Sage und Dichtung wecken und stärken möge. Diesem Zwecke zu dienen, ist Ekkehards Werk in seltenem Maße geeignet, denn „es ist nicht zu viel gesagt: von den Dichtungen unseres Altertums, die mittelhochdeutschen eingeschlossen, ist der Waltharius die einzige, die heute noch wirklich populär ist. Tausende erfreuen sich daran, denen selbst Werke wie das Nibelungenlied kein aufrichtiges Interesse abgewinnen können. — Nur das Klassische überdauert die Zeit. Nur die Gebundenheit an die ewigen Gesetze des Kunstschönen giebt einem Werke die Kraft, allen Wandlungen des Geschmacks zu trotzen. Diesen unabänderlichen Gesetzen, deren Übertretung immer den Verfall und den Untergang nach sich zieht, ist auch der

\*) Ein Teil der Dichtung, in Hexametern übersetzt, findet sich bei Bötticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Literatur. I. 2. Aufl. 1891, S. 10 fg.

\*\*) Waltharii Poesis, das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen, nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert. 1. Teil. Leipzig 1899.

Dichter des Waltherepos treu geblieben, von jahrhundertelanger Tradition glücklich geleitet. Darin liegt der Grund seiner Unsterblichkeit; daher die Lebenskraft, die von dem Gedichte noch heute ausgeht". (Kögel.)

Damit aber das alte Heldenlied wie einst vor fast tausend Jahren die lernbegierige Jugend der Klosterschulen auch die Schüler unserer Lehranstalten für deutsche Art und Sitte begeistern könne, habe ich mich schon früher entschlossen, einen als Schullektüre geeigneten wohlfeilen Abdruck der unten folgenden Übersetzung mit Anmerkungen in der „Sammlung Götschen“ Nr. 46, 2. Auflage 1900, erscheinen zu lassen.

Diese größere Ausgabe ist bestimmt, eine eingehendere Kenntnis des Liedes und der Sage von Walthar und Hildegunde zu vermitteln.

Weimar, im Januar 1902.

Prof. Dr. Hermann Uthof.

# Inhalt.

|                                                                                                                 | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Vorwort . . . . .                                                                                               | III   |
| Die deutsche Volkspoesie und die Geislichkeit im frühen Mittelalter . . .                                       | 1     |
| St. Gallen und seine Bedeutung für die Litteratur . . . . .                                                     | 10    |
| Ekkehard I. und das Waltharilied . . . . .                                                                      | 20    |
| Geralds Widmung . . . . .                                                                                       | 61    |
| Das Waltharilied in zwölf Abentenern . . . . .                                                                  | 65    |
| Anmerkungen . . . . .                                                                                           | 110   |
| Die weitere Verbreitung und Bearbeitung der Walthersage und Ekkehards<br>Verhältnis zu seiner Vorlage . . . . . | 161   |
| Der Schauplatz der Kämpfe im Wasgenwalde . . . . .                                                              | 208   |
| Ein Gastmahl am Hofe Altilas . . . . .                                                                          | 223   |



## Die deutsche Volkspoesie und die Geistlichkeit im frühen Mittelalter.

In grauer Vorzeit schon tönt bei den Germanen das epische Lied, die einzige Art geschichtlicher Überlieferung bei jugendlichen thatkräftigen Völkern, und kündet von den gewaltigen Kämpfen der hohen Götter, sowie von den Ruhmesthaten gottentstammter Helden und edler Volksführer, wenn die kampffrohen Recken sich rüsten, im Schlachtenwetter den kühnen Geist der Ahnen zu bewähren, und wenn sie, zum Mahle in festlicher Halle vereint, beim Saitenklang die schäumenden Becher leeren.

Doch die alten Lieder, in denen nach Tacitus' Zeugnisse unsere heidnischen Vorfahren den erdgeborenen Tuisto und seine Nachkommen als die Stammväter ihres Volkes feierten, in denen sie, in die Schlacht ziehend, Herkules (Donar), das Vorbild aller Helden, priesen, sie sind verklungen und vergessen, und auch von den epischen Dichtungen, welche die Thaten Armins des Befreiers von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, ist nichts auf die späten Enkel vererbt worden, so daß es den Geschichtschreibern eines fremden, feindlichen Volkes vorbehalten blieb, die Kunde jener preiswerten Thaten für die Nachwelt zu bewahren. Verschollen sind ferner die alten Lieder des langobardischen Stammes, welche dem Paulus Diaconus als Quelle dienten, und die Gesänge, in denen noch im 6. Jahrhundert zur Zeit des Geschichtschreibers Jordanis die Gothen die Wanderungen der Väter aus dem skandinavischen Norden bis nach dem fernen Scythienlande am Pontus Euxinus unter den königlichen Führern Berig und Filimer, sowie die Thaten anderer Helden der Vergangenheit den Nachkommen verkündeten.

Fragen wir uns, wie es kam, daß dem Gedächtnisse des deutschen Volkes die leuchtenden Gestalten der Vorzeit, die Heldenthaten der Ahnen

entschwinden konnten, so müssen wir vor allem der gewaltigen, im einzelnen uns unbekannten Bewegungen gedenken, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die germanische Welt erregten, kriegerischer Ereignisse, die alte, mächtige Völkerschaften zurückdrängten, andere, bisher wenig bedeutende Namen in den Vordergrund treten ließen und die Bildung neuer Völkervereine herbeiführten. Diese neuen Stämme sind die Träger der germanischen Geschichte in der neuen Periode, der Wanderzeit, dem Heldenalter unseres Volkes. Im Vollgeföhle jugendlicher Kraft und Frische, in dem Bewußtsein, daß dem Starken, Mütigen die Welt gehöre, ergießen sich, dem deutschen Drange in die weite Ferne folgend, Germanenscharen unter kampfgeprobten Führern in die Länder des alternden römischen Weltreiches. Der stolze Thron der Cäsaren sinkt in den Staub; erobernde Ostgoten und Langobarden gebieten in den klassischen Gefilden Italiens, sieghafte Westgoten, Vandalen, Burgunden, Franken und Angelsachsen schalten in den Provinzen, die vordem dem Machtgebote römischer Imperatoren sich gebeugt hatten. Überall flattern die siegreichen Banner des jugendlichen Germanenvolkes, das nunmehr der Geschichte des Abendlandes ihre Gestalt verleihen sollte.

Was Wunder, wenn so unerhörte Ereignisse sich unauslöschlich dem Gedächtnisse einprägten, wenn fortan der Mund der deutschen Sänger nicht müde wurde, von Kampf und Not und Sieg der „lobebären“ königlichen Recken zu singen, die ihren Volksgenossen in der Heldenzeit vorangeleuchtet hatten? Was Wunder, wenn die Erinnerungen an die frühere Zeit mehr und mehr verblaßten und die uralten Sagenelemente, welche sich in die neue Zeit hinüberretteten, nur in Umschmiegung an die neuen Mittelpunkte der Volks Sage und durch innige Verschmelzung mit denselben fortzudauern vermochten?

Wenn aber der waffengewaltige Sohn des Nordens auch stolz herabsah auf den besiegten Romanen: in mehr als einer Beziehung mußte er sich ihm unterlegen fühlen. Der Bürger des verfallenden morischen Römerreiches war Träger einer alten Kultur, ihn zierte seine Sitte, wissenschaftliche und künstlerische Bildung, er war ein Gefolgsmann des herzenbezwingenden Gottesohnes; der Germane zwar voll jugendlicher Kraft, von tiefem Gemüte und ernstester Sittlichkeit, aber an Bildung und Glauben noch ein Barbar. Und wenn das Germanentum seine geschichtliche Aufgabe, das alternde Abendland zu verjüngen und dem Geiste kommenden Jahrhunderte seinen Stempel aufzuprägen, er-

füllen wollte, so mußte es bei den Besiegten in die Lehre gehen, empfänglichen Sinnes die Errungenschaften einer tausendjährigen Bildung und gläubigen Herzens die welterobernde Christuslehre in sich aufnehmen. Dieses Bedürfnis richtig erkannt und ein neues, mächtiges Weltreich auf römisch-christlich-germanischer Grundlage geschaffen zu haben, ist das weltgeschichtliche Verdienst Karls des Großen, der gewaltigsten Persönlichkeit, welche die germanische Welt in dem ersten Jahrtausend ihrer Geschichte hervorgebracht hat, gleich groß als Eroberer und Staatsmann wie als Förderer der religiösen und weltlichen Bildung seines Volkes. „Er begann, wie der gelehrte Abt Walahfried Strabo († 849) sagt, mit allem Eifer, sein ihm von Gott anvertrautes weites, neblichtiges und so zu sagen finsternes Reich durch eine neue Bestrahlung mit Wissen jeder Art, wie sie in diesem Lande der Barbarei vordem teilweise noch ganz unbekannt war, zu erleuchten.“ Die Fackelträger dieser neuen Kultur aber konnten natürlich nur die Geistlichen sein, die Heger und Pflieger der alten Bildung, welche allein hinter den Mauern der Kirchen und Klöster in den wilden Stürmen kriegerischer Zeiten eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. So ist Karl denn „darauf bedacht, eifrig nach weisen Männern zu suchen und sie in seine Obhut zu nehmen, damit sie mit voller Lust ihren Studien obliegen“ und seine Gehilfen bei dem großen Werke der Erziehung seines Volkes sein können. Aus allen Teilen seines Reiches zieht er die hervorragendsten Vertreter geistlicher Bildung an seinen Hof; so entbietet er aus dem fernen Italien den gelehrten Petrus von Pisa und den Langobarden Paulus Diaconus zu sich und aus dem verwandten Angelsachsenstamme den gelehrtesten Mann jener Zeit, den Praeceptor Germaniae Alkuin, Gründer der Klosterschule zu Tours, nach deren Muster im Franklande als Ausgangsstätten neuer Bildung und Gesittung zahlreiche Schulen an Stiftern und Klöstern gegründet wurden, deren Vorsteher in Tours ihre Ausbildung erhielten.

Unter der Fürsorge, die Karl und seine Nachfolger, besonders die sächsischen und fränkischen Kaiser, der Kirche, die zugleich eine kräftige Stütze des Thrones war, angedeihen lassen, entfalten jene Bildungsstätten mehr und mehr eine segensreiche Thätigkeit, und St. Gallen, Reichenau, Konstanz, Tegernsee, Freising, Tull, Straßburg, Weisenburg, Trier, Prüm, Mainz im Süden und Lüttich, Utrecht, Köln, Fulda, Hersfeld, Merseburg, Paderborn, Corvei, Hildesheim, Bremen im Norden haben

sich mit vielen anderen um unser Volk in mehr als einer Beziehung unvergängliche Verdienste erworben.

Was von den Geistes-schätzen des Altertums in die neue Zeit herüber gerettet ist, wird dort sorgfältig aufbewahrt, eifrig studiert, erläutert und übersetzt, mit fleißiger Hand vervielfältigt, mit den Nachbarn ausgetauscht und den Nachfolgern vererbt. Dieselben Hände, welche die weißen Pergamente mit zierlichen Schriftzeichen und bunten Miniaturbildern füllen, wissen auch kunstvolle Risse für Kirchen, Klöster und weltliche Bauten zu entwerfen. In den Füßen der Benediktusjünger sitzt lauschend die lernbegierige Jugend, einst die Säulen der Kirche oder des Staates, ihrer künftigen Pflege vertraut sich der Verwundete und Kranke an, auf ihre Gastfreiheit ist der fremde Wandersmann angewiesen, durch ihre Milde fristet die Armut das Leben, ihr geistlicher Zuspruch richtet die Bekümmerten auf, ihre kluge Belehrung weist den Ratlosen Mittel und Wege. Doch nicht auf die engen Klostermauern ist die Thätigkeit der strebsamen Ordensleute beschränkt; mit Art und Schaufel ziehen sie ans, den dichten Urwald auszuroden und urbar zu machen, die Sümpfe auszutrocknen, das Ödland zu bewässern. In künstlich angelegten Teichen züchten sie schmachthafte Fische, und ihre sauberen Klostergärten, in denen goldne Reben, köstliche Obstsorten, fremde Gemüse und würzige Kräuter gedeihen, sind Musterwirtschaften für die Landleute der weiten Umgebung.

Von dem mächtigen Einflusse, welchen die christliche Kirche in so vieler Beziehung auf das deutsche Volksleben gewann, konnte naturgemäß auch die nationale Dichtung nicht unberührt bleiben. Die einem fremden Volke entstammten oder doch durch fremde Einflüsse gebildeten Verkünder der neuen, fremden Religion fühlten sich durch Form und Inhalt der Volkspoesie abgestoßen. Der in grammatischer und logischer Hinsicht so fein ausgebildeten lateinischen Schriftsprache, der Sprache der Kirche und des Staates, gegenüber erschien die noch ungelente, urwüchsige deutsche Mundart des Volkes als grob und bäurisch, im Vergleich zu den wohlgefügteten, regelmäßigen Metren der klassischen Dichterwerke die allitterierende Langzeile des deutschen Epos rauh und barbarisch. Höchst bedenklich für das Seelenheil der Neubekehrten erschien aber den frommen Vätern der Inhalt dieser Heldengedichte, die, im Heidentume wurzelnd,\*)

---

\*) ... quia haec de paganorum consuetudine remanserunt. *Lex Caroli et Ludovici.*

die Sitten und religiösen Anschauungen jener Zeit vielfach wieder-  
spiegelten, und wie die Kirche die Feier der alten Götterfeste, die An-  
dacht an Quellen und Bäumen, das Verbrennen der Toten und die  
Opfer auf ihren Gräbern, das Beschwören, Wahrsagen und Losen, den  
Genuß von Pferdefleisch und hundert andere aus der Heidenzeit stam-  
mende Dinge verbot, um einen Rückfall in den alten Glauben zu ver-  
hindern, so suchte sie auch die alten epischen und lyrischen Lieder dem  
Volke zu verleiden und untersagte nach dem Vorgange des heiligen  
Bonifacius wiederholt, jene *fabulas inanes* und *cantica turpia et  
luxuriosa* in der Nähe der Kirchen und auf den Gassen, ja selbst in  
den Häusern abzusingen und sie aufzuschreiben. In der wohlgemeinten  
Absicht, den anstößigen Volksgefang zu verdrängen, wurden dann Dich-  
tungen christlichen Inhalts verfaßt; so giebt zur Zeit Ludwigs des  
Frommen der Dichter des Heliand, der altsächsischen Evangelien-  
harmonie, einen neuen, christlichen, volkstümlich behandelten Stoff in  
die alte, heidnische Form der Allitterationspoesie, und wenig später  
verfaßt der Mönch Otfried von Weissenburg, um zugleich  
mit dem alten Inhalte auch die alte Form zu verdrängen, seinen  
Christ, das althochdeutsche Evangelienbuch, in neuen, kurzen Reim-  
versen.

Doch nicht alle standen vorurteilsvoll und mißtrauisch der Volks-  
dichtung gegenüber: Karl der Große selbst, der eifrige Heidenbefehrer  
und Förderer der römischen Bildung, war in Sprache, Tracht, Sitte  
und Anschauung ein echt deutscher Fürst, und wie er in richtiger Er-  
kenntnis, daß die Grundlage seines Weltreiches das Germanentum sein  
und bleiben mußte, die alten Volksrechte, in denen sich die Eigenart der  
einzelnen deutschen Stämme ausprägte, aufschreiben ließ, wie er den  
Monaten und Winden statt der bisher üblichen lateinischen deutsche  
Namen gab, wie er deutsch zu predigen befahl, ja mit einer Grammatik  
der vaterländischen Sprache den Anfang machte, so hat er auch der  
heimischen Poesie eine liebevolle Fürsorge angedeihen lassen. „Er ließ,  
meldet sein Biograph Einhard, die uralten barbarischen (deutschen)  
Gesänge, in denen die Thaten und Kriege alter Könige besungen wurden,  
aufschreiben und überlieferte sie der Nachwelt“<sup>\*)</sup> und wir können an-  
nehmen, daß zum Teil wenigstens die Vorträge, denen er während der

---

<sup>\*)</sup> Vergl. Das Leben Karls d. Gr., übersetzt und erläutert von Herm. Althof.  
Halle 1893. Kap. 29.

Mahlzeit zuzuhören pflegte, in dem von alters her beliebten Abhängen solcher vaterländischer Epen bestanden.

Ungleich seinem großen Vater verachtete der bigotte Ludwig der Fromme, wie uns Thégan Kap. 19 seiner Lebensbeschreibung erzählt, die heidnischen Lieder,\*) welche er in der Jugend gelernt hatte, und wollte sie weder lesen noch hören noch vortragen. Aber wenn er auch aus beschränktem Glaubenseifer den deutschen Heldenfang aus seinem Palaste verbannte und die Sammlung seines Vaters, wie man annimmt, der Vernichtung preis gab: es waren doch unter den Klosterleuten, die ja allein als Schreibkundige die alten Dichtungen aufzeichnen und somit der Vergessenheit entreißen oder doch vor Veränderung in Bezug auf Inhalt und Form bewahren konnten, manche, denen unter der Mönchskutte ein dem Volksleben nicht ganz entfremdetes, für deutsche Poesie empfängliches Herz schlug. So wurden denn an verschiedenen Orten die Volksepen niedergeschrieben, ja, als Lehrmittel in den Klosterschulen benutzt, z. B. in Reichenau, wo im Jahre 821 ein Band deutscher Gedichte sich befand und im Jahre 842 zwölf dergleichen für den Unterricht in der vaterländischen Sprache erwähnt werden, und durch die Chronik Flodoards von Rheims wird ausdrücklich bezeugt, daß es am Ende des 10. Jahrhunderts libri teutonici gab, in denen die Geschichte von Ermaurich und seinem ungetreuen Räte Sibich zu lesen war. Und wir, die wir den Verlust dieser Schätze herzlich beklagen, besitzen noch heute aus jener Zeit ein einziges und uns daher um so kostbareres Denkmal, das Bruchstück des Hildebrandsliedes, welches zwei Mönche des Klosters Fulda auf die erste und die letzte freigelassene Seite eines lateinischen theologischen Buches aufgezeichnet haben und jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Kassel aufbewahrt wird.

Was die Geistlichkeit seit dem 8. Jahrhundert selbständig in deutscher Sprache an litterarischen Denkmälern in ungebundener und gebundener Rede verfaßte, trägt fast ausschließlich einen kirchlichen Charakter. Daß sie während der Karolingerzeit selbst am deutschen Volksgejange mitgearbeitet, ist nicht anzunehmen; die Pflege desselben blieb vielmehr dem eigentlichen Volke und seinen fahrenden Sängern überlassen. Gleichwohl hat es sich der Klerus damals nicht nehmen lassen, die vaterländische Geschichte in der Dichtung zu verherrlichen, aber in lateinischer Sprache nach dem Muster der Alten, besonders nach dem Vorbilde

---

\*) Carmina gentilia, was auch Volkslieder bedeuten kann.

Virgils, der während des ganzen Mittelalters sich von den römischen Dichtern des meisten Ansehens und der größten Beliebtheit erfreute. Wir besitzen dergleichen poetische Erzeugnisse noch aus der Karolingerzeit.\*) So hat, um nur die bedeutendsten und umfangreichsten zu nennen, Alkuin in einer längeren Dichtung die älteste Geschichte seines Volkes und die Schicksale seiner Heimat Nork besungen, Angilbert, Karls des Großen Schwiegersohn, im Hofkreise Homer genannt, die Thaten seines Eidams in einem Epos verherrlicht, von dem uns das dritte Buch ganz oder doch zum größeren Teile erhalten zu sein scheint,\*\*) Ermoldus Nigellus ein Lobgedicht auf Ludwig den Frommen in drei Büchern verfaßt,\*\*\*) zu Ende des 9. Jahrhunderts ein unberufener sächsischer Dichter sich bewogen gefühlt, Einhards Jahrbücher und dessen Leben Karls in lateinische Verse umzugießen, und im Jahre 968 Hrotsvith ein uns leider nur etwa zur Hälfte erhaltenes Heldengedicht zum Preise Ottos des Großen verfaßt.†)

Während die vornehmen Dichter der Karolingerzeit und auch die gelehrte Nonne von Gandersheim der deutschen Volks Sage und Volkspoesie noch fremd und abweisend gegenüberstehen, erwacht im 10. Jahrhundert, als „die Klöster und Schulen wenigstens da, wo deutsche Junge herrschte, mehr Heiterkeit und frohen Mut gewonnen hatten“,††) in der Zeit einer großen Machtentfaltung Deutschlands, als die glänzenden Thaten der Ottonen den Ruhm der Nation mehrten und die Brust des deutschen Mannes mit freudigem Stolz erfüllten, ein lebhaftes Interesse für die vaterländischen Dichtungen und Sagen, wie sie im Munde des Volkes fortlebten oder in schriftlicher Aufzeichnung sich bis auf diese Zeit erhalten hatten.

Die Geistlichkeit stellt ihre lateinische Muse nunmehr auch in den Dienst der heimischen Dichtung, und wenn wir dem Verfasser der

---

\*) Vergl. Monumenta Germaniae historica, Poetae latini aevi Carolini. Bd. 1—4, 1880—99.

\*\*) Deutsche Übersetzung bei Althof, Angilberts Leben und Dichtungen. München 1888, S. 36 fg.

\*\*\*) Übersetzt von Pfund in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. 9. Jahrh. 3. Bd.

†) Deutsch von Pfund in d. G. d. d. V. 10. Jahrh. 5. Bd. und Gundlach, Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit. 1. Bd. Innsbruck 1894.

††) J. Grimm und A. Schmeller, lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts. Göttingen 1838, S. X.

„Klage“ Glauben schenken dürfen, so ist das vornehmste der epischen Gedichte des deutschen Mittelalters, das Nibelungenlied, im 10. Jahrhundert auf Veranlassung des Bischofs Pilgrim von Passau (971—991), der in dem Epos eine Rolle spielt, durch dessen Schreiber Konrad in lateinischer Sprache bearbeitet worden:

von Pazowe der bischof Pilgerin  
durch liebe der neven sin<sup>\*)</sup>)  
hie z schriben disiu mare,  
wie ez ergangen wære,  
mit Latinischen buochstaben,  
daz manz für wære solde haben.

Klage v. 2147 fg.

Wenn nun auch der Dichter diese Angabe wirklich erforschen haben sollte,<sup>\*\*)</sup> um dem von ihm Erzählten eine größere Glaubwürdigkeit zu verleihen, so wird doch jedenfalls dadurch bezeugt, daß lateinische Bearbeitungen volksmäßiger Stoffe damals nichts Seltenes waren. Von solchen seien hier als die wichtigsten genannt das älteste mittelalterliche Tierepos, *Ecbasis captivi* (Flucht eines Gefangenen) betitelt,<sup>\*\*\*)</sup> in welchem ein lothringischer Mönch eines Klosters in Toul um 940 unter dem Bilde eines dem Stalle entkommenden Kalbes seine Flucht aus den Klostermanern schildert, ferner der leider nur in Bruchstücken auf uns gekommene, ebenfalls in Hexametern verfaßte Ruodlieb,<sup>†)</sup> von einem Mönche des bayrischen Klosters Tegernsee ums Jahr 1030 gedichtet. Dieser älteste Ritterroman schildert die mancherlei Abenteuer eines fahrenden Ritters in lebendiger, farbenreicher Darstellung und enthält verschiedene Beziehungen zur Volks Sage. Beide Dichtungen aber übertragt an Inhalt und Form das dritte der hierher gehörigen lateinischen Epen, eine der köstlichsten Perlen des deutschen Heldengesanges, Waltharii poësis oder Waltharius manu fortis betitelt, das Lied

\*) Nämlich der getöteten Burgundenkönige.

\*\*) Vergl. u. a. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 2. A. S. 731 und dagegen Bartsch in seiner Ausgabe des Nibelungenliedes, Leipzig 1879, S. XXI., sowie Kögel, Litt.-Gesch. I, 2, 341 fg.

\*\*\*)) Herausgegeben von Grimm und Schmeller a. a. O. S. 243 fg. und E. Voigt, Straßburg 1875; übersetzt von Weiske im Programm der lateinischen Hauptschule zu Halle, 1858.

†) Herausgegeben von Grimm und Schmeller a. a. O. S. 129 fg. und Seiler, Halle 1882; übersetzt von M. Heyne, Leipzig 1897.

von Walther Starkhand, von seiner Vergeißelung und seinem Aufenthalte am Hofe Attilas, seiner Flucht mit seiner Schicksalsgenossin Hildegunde und den furchtbaren Kämpfen, die er im Wasgenwalde mit elf Wormser Rieken, dem Könige Guntther und seinem eigenen Jugendfreunde Hagen zu bestehen hat, ehe er mit der Geliebten die teuere Heimat erreicht.

Dem Walthariliede,\*) dem Meisterwerke des Mönches Ekkehard I. von St. Gallen, sind die folgenden Zeilen gewidmet, und der geneigte Leser wolle uns nunmehr zunächst nach den stillen Klostermanern begleiten, in denen der Dichter vor beinahe einem Jahrtausend gelebt und gewirkt hat.

---

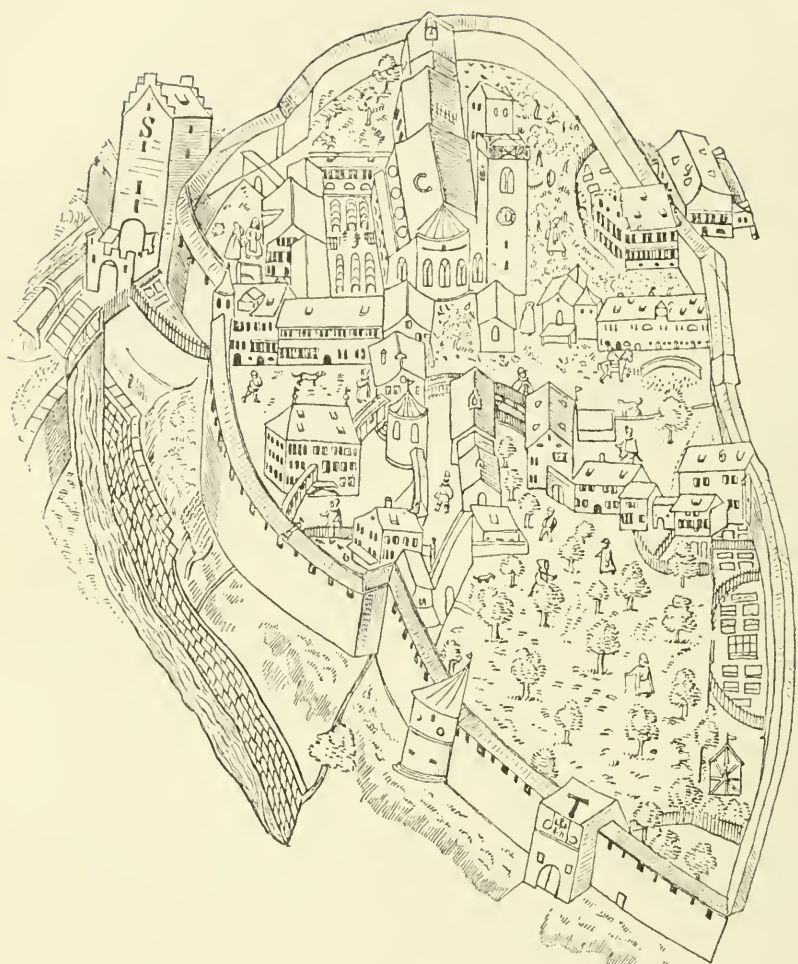
\*) Walthari ist zu betonen, nicht Walthári wie in Scheffels Bearbeitung, denn in zusammengesetzten deutschen Wörtern hat in der Regel die Stammsilbe des ersten Theiles den Hochtou; vergl. V. 1434: Cui Walthäre talia dixit.

## St. Gallen und seine Bedeutung für die Litteratur.

Als der fromme irische Missionar Columban das ungasliche heidnische Alamannenland verlassen hatte, um jenseits der Alpen sich eine neue Heimat zu suchen, hatte ums Jahr 614 sein Schüler und Landsmann, der heilige Gallus, im wilden Arboner Walde südlich vom Bodensee im Thale der Steinach eine kleine Kapelle und Zellen für die um ihn gescharten Brüder und Schüler errichtet und damit den Grund zu einem Kloster gelegt, welches den Samen der christlichen Lehre im Heidenvolke anstreuen und bald eine der hervorragendsten Pflanzstätten der Bildung im deutschen Lande werden sollte. Aus den bescheidensten Anfängen entwickelte sich die Stiftung, seit 720 ein Benedictinerkloster, mit Schenkungen und Vermächtnissen an Land und Leuten immer mehr bedacht, allmählich zu einer reichen und unabhängigen Abtei, die unter dem Abte Gozbert (816—837) in großartiger Weise neu aufgebaut wurde. Auf dem uns noch erhaltenen, in Rücksicht auf die Örtlichkeit allerdings nicht genau ausgeführten Normalbauplan\*) befindet sich nicht ganz im Mittelpunkte der stadthähnlichen, über vierzig Gebäude umfassenden Anlage die kreuzförmige Basilika, welche die Mönche zur Andacht lud. Doch nicht in stiller, thatenloser Beschaulichkeit sollten die Jünger des heiligen Benedictus ihr Leben hinbringen; es sollte auch der ernsten Arbeit, der Pflege der Künste und Wissenschaften, der Veredelung des Menschengeschlechtes, der Erziehung der Jugend gewidmet sein, und daher erhob sich dicht neben dem Gotteshause die Bibliothek, in deren oberem Stockwerke die von Gozbert zusammengebrachte ansehnliche Büchersammlung aufbewahrt wurde, während für die stete Vermehrung derselben im Erdgeschoße die Gallus-

\*) Abgebildet und erläutert bei Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 1. Bd. 1886, S. 124. Nach diesem Grundrisse ist die nebenstehende Ansicht der Klostergebäude entworfen.

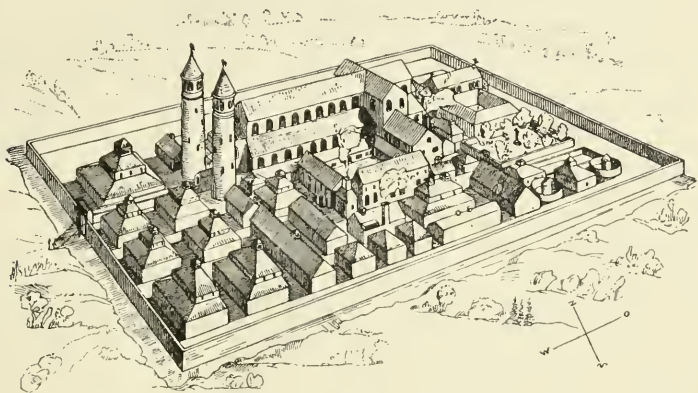




Älteste Ansicht des Klosters St. Gallen auf einem Plane der Stadt vom Jahre 1596.

Aus: Henne am Rhen, Kulturgeschichte des deutschen Volkes.

brüder, Deutsche, Iren und Italiener, Sorge trugen, indem sie die heiligen Schriften und die Werke des heidnischen Altertums mit fleißiger Hand vervielfältigten. Um diese Bücherschätze, oft wahre Wunderwerke der Schreibkunst, wie die Handschriften *Sintrams*,<sup>\*)</sup> in lebendiges Wissen umzusetzen, waren zwei von einander getrennte Werkstätten geschaffen: die innere Schule für die oblati, die von ihren Eltern als dereinstige Klosterbrüder dem Stifte anvertrauten Knaben, und die äußere für Söhne angesehenen Familien, die sich eine höhere weltliche Bildung zu erwerben bestreben.



Kloster St. Gallen nach dem alten Bauplan (Easius).

[Rahn, Geschichte der bildenden Künste der Schweiz.]

Hier unterrichtete man wie in allen Klosterschulen des Mittelalters hauptsächlich in den von den Römern übernommenen Unterrichtsgegenständen, den sog. sieben freien Künsten:

*Lingua, tropus, ratio, numerus, tenor, angulus, astra,*

nämlich Grammatik, Rhetorik und Dialektik, welche das Trivium, den unteren Kursus, und Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, die das Quadrivium, die Lehrfächer für die fortgeschrittenen Schüler, bildeten. Wie die Schule nach römischem Muster eingerichtet war, so wurde auch

\*) Eine Probe aus *Sintrams* schönster Handschrift, dem *Evangelium longum*, findet sich in farbiger Nachbildung in *Stackes deutscher Geschichte*, 1. Bd. 1880, S. 230.

auf die Erlernung der heiligen Sprache des Römervolkes der größte Wert gelegt, und eifrig übte man sich im Verfertigen lateinischer Verse, was besonders dem in St. Gallen mit großem Erfolge gepflegten Kirchengesange zu gute kam. Wie gewandt aber die Zöglinge selbst aus dem Stegreife Verse zu machen verstanden, die jüngeren rhythmische, die älteren metrische,\*) davon zeugen die uns in den *Casus Sti. Galli* Kap. 26 und 94 erzählten Anekdoten.

Doch auch durch die Pflege der deutschen Sprache hat sich die St. Galler Schule ausgezeichnet. Eine Reihe der ältesten Denkmäler unserer Litteratur ist auf diesem Boden erwachsen, und wenn man sich auch mit der Muttersprache nicht um ihrer selbst willen beschäftigte, sondern um den Schülern das Verständniß der fremden Schriftwerke zu erleichtern, so beweist doch der ungenannte Mönch von St. Gallen wie der Dichter des Walthariliedes, daß man über der Beschäftigung mit den Werken der Alten doch der deutschen Helden, die in Sage und Lied gepriesen wurden, nicht vergaß und für das Vaterländische sich Liebe und Verständniß zu bewahren wußte.

St. Gallens Ruhm stieg und sank mit dem seiner Klosterschule. Frische Mönche hatten von ihrer entlegenen Insel, wo römische Bildung auch nach den Stürmen der Völkerwanderung ihr Dasein zu fristen vermochte, einst die ersten Keime einer höheren Kultur in den barbarischen Boden gesenkt. Der Verkehr mit Fulda, dessen Schule unter dem gelehrten Rhabannus Maurus, dem großen Schüler des großen Alkuin, als die Musteranstalt in deutschen Landen galt, und mit dem benachbarten Reichenau, wo im 9. Jahrhundert Rhabans Schüler Walahfried Strabo, jener hervorragende Dichter und Gelehrte, als Abt und Vorsteher der Schule segensreich wirkte, und endlich die Beziehung zu dem nahen Italien, welches die neue kirchliche Sangeskunst nach St. Gallen verpflanzte, haben zu der glänzenden Entwicklung der dortigen Schule wesentlich beigetragen. Wie hell aber hier ums Jahr 900 das Licht der Tugend und Weisheit strahlte, beweist uns das Urtheil des Bischofs Adalbero von Augsburg, der, als er im Jahre 908 nach dem Grabe des Gallus gewallt war, äußerte, er habe einen Heiligen, und zwar einen toten, gesucht, aber der Lebenden mehrere gefunden.

---

\*) Unter Metren versteht man die nach Art der klassischen Dichtungen gebauten quantitatirenden Verse, unter Rhythmen die accentuierenden der lateinischen Volkspoesie.

Von den Männern, die den Ruhm der Abtei begründeten, sei hier zuerst dreier engverbundener Freunde gedacht, welche wie die *Casus Sti. Galli* Kap. 33 berichten, „fürwahr ein Herz und eine Seele waren und gleichsam nur Einen ausgemacht haben“. Der älteste des edlen Kleeblattes war der Schulvorsteher Ratpert, welcher den ersten, bis 883 reichenden Teil der Klosterchronik schrieb\*) und außer verschiedenen lateinischen Gedichten auch einen deutschen Lobgesang auf den hl. Gallus verfaßte, der uns nur in einer späteren lateinischen Übersetzung Etkhard's IV. erhalten ist.\*\*). Ein Sohn der Schweizer Berge wie er war sein Freund Notker I. († 912), Balbulus, d. i. der Stammerler, genannt, doch „in der Stimme, nicht in der Seele stammelnd“, Dichter und Komponist tiefempfundener lateinischer Sequenzen, eine schüchterne, stille, edle Seele, deren Verdienste um die Kirche die späte Nachwelt mit dem Heiligenscheine belohnt hat. Noch heute singt die protestantische Gemeinde in Luthers deutscher Übertragung sein ergreifendes Lied „*Media vita in morte sumus*“ = „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“\*\*\*).

Der dritte im Bunde, Tutilo († 915), eine hünenhafte Gestalt, war ein Mann von so vielseitiger Begabung und dergestalt gemüthlich in Ernst und Scherz, daß Kaiser Karl III. denjenigen schalt, der einen Menschen von solcher Naturanlage zum Mönche gemacht habe. Tutilo war Dichter, Musiker, Baumeister, Maler und Bildschnitzer, dessen geschickten Händen die noch heute in St. Gallen aufbewahrte Elfenbeintafel ihre Entstehung verdankt.†)

Auf Veranlassung des genannten Kaisers, welcher im Jahre 883 das Kloster durch seinen Besuch ehrte, wurde damals auch von jenem ungenannten Mönche eine leider unvollständig erhaltene Sammlung von

\*) Anzügen in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit, 10. Jahrh. 11. Bd. *Casus Sti. Galli* von Meyer von Knonau, S. 241 fg.

\*\*) Abgedruckt bei Müllenhoff und Scherer, *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa* aus dem 8.—12. Jahrhundert. 2. Aufl. 1873, S. 19 fg.

\*\*\*)) Über die den hl. Notker betreffende Litteratur vergl. Baechtold, *Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz*, 1887, S. 27, Anm.; ferner handelt über den Dichter P. v. Wintersfeld in den *Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum*, 1900, S. 348 fg.

†) Abbildung bei Henne am Rhyn a. a. O. S. 127; Bode, *Geschichte der deutschen Plastik*, 1885, S. 8; Baum, *Kirchengeschichte*, 2. Aufl., 1889, S. 218.

Sagen und anekdotenhaften Erzählungen\*) verfaßt, in denen uns das Bild Karls des Großen gezeichnet wird, wie es zwei Menschenalter nach seinem Hinscheiden dem Volke vor der Seele stand. Weder in der Schrift selbst noch in der Klostergeschichte wird der Name des Mannes genannt, dessen anmutigen Erzählungen des großen Kaisers Urenkel einst mit so vielem Vergnügen lauschte, und die zum Teil durch Gedichtsammlungen und Lesebücher auch der heutigen Jugend wohlbekannt sind, doch hat man in dem Verfasser wie schon früher so auch neuerdings wieder Notker I. vermutet.\*\*\*)

Während dieser ersten Blüteperiode St. Gallens, in deren letzte Zeit die bedeutungsvolle Regierung des berühmten, vielgewandten Abtes Salomo III. (890—920), eines Schülers des hl. Notker, fällt, sind jene zahlreichen, für das Studium unserer Sprache hochwichtigen althochdeutschen Denkmäler aufgezeichnet worden, zu deren Abfassung zu einem großen Teile sicherlich die oben erwähnten Bestrebungen Karls des Großen Veranlassung gegeben haben: der ehrwürdige Vocabularius Sti. Galli, ein sachlich geordnetes lateinisch-deutsches Wörterbüchlein, und die später entstandenen umfangreicheren Glossensammlungen, das sog. Keronische und das sog. Salomonische Glossar, die deutsche Übersetzung der Benedictinerregel, des Vaterunsers und des Credo, sowie interlineare und gereimte Übersetzungen von Psalmen.\*\*\*)

Nach der glänzenden Regierung Salomos, der zugleich Bischof von Konstanz und zur Zeit Ludwigs des Kindes ein Vertrauter des Reichsregenten Hatto von Mainz war, später der Freundschaft König Konrads, eines „verzeichneten Klosterbruders“ von St. Gallen, gewürdigt und von ihm thatkräftig gegen die begehrlichen Großen des Schwabenlandes unterstützt wurde, kamen wie für das Reich so auch für die Abtei recht trübe Zeiten. Im Jahre 926 fielen die furchtbaren Reichsfeinde aus dem Osten, die barbarischen Magyaren, in Baiern und Alemannien ein und plünderten am 1. Mai das Kloster, aus dem sich die Brüder nach Vergung der Bücher- und Kirchenschätze in eine vorher besetzte benachbarte Waldburg zurückgezogen hatten. Elf Jahre später

\*) Übersetzt von W. Wattenbach, Geschichtsschreiber d. dtshn. Vorzeit, 9. Jahrg. 11. Bd. 1877.

\*\*) Vergl. Baechtold, a. a. O. S. 28 Anm.; dagegen Kögel, Litt.-Gesch. I, 2, 221.

\*\*\*)) Abgedruckt bei Hattemer, Denkmale des Mittelalters, St. Gallens altteutsche Sprachschätze. 3 Bde. 1844—49; Müllenhoff und Scherer a. a. O

legt ein durch die Schuld eines Klosterschülers entstandener Brand einen großen Teil der Gebäude in Asche und macht die Mönche für einige Zeit obdachlos, wodurch die Klosterzucht empfindlich geschädigt wurde. Um 950 heunruhigen die in den Alpen angesiedelten Sarazenen die Klosterleute, die ihnen mannhaft mit Lanzen, Sensen und Beilen zu Leibe gehen. Wenn man aber alles Elend, welches St. Gallen von den Sarazenen erlitten hat, der Reihe nach aufzählen wollte, so würde das, heißt es im 126. Kap. der *Casus Sti. Galli*, einen Band füllen.

Weit schlimmer als diese Heimsuchungen von außen her waren die Mißstände, welche die Regierung des anmaßenden, harten und leidenschaftlichen Abtes *Kraioh* (940—958) im Gefolge hatte. Dieser übermüthige Mann, den die Brüder „frei als ihren Vater erwählt hatten, der sie aber statt zu Kindern zu seinen Knechten machte“, hatte vor dem Unwillen der Mönche unter Mitnahme von Klosterschätzen sich zum Kaiser geflüchtet, und als er später auf Befehl desselben zurückgeführt und von den Mönchen nach mühsam zustande gebrachter Ausöhnung nur mit Widerstreben aufgenommen worden war, ließ er seinen Hauptgegner, den entwichenen Bruder *Victor*, durch Bewaffnete überfallen, die den Flüchtling ergriffen und geblendet in das Kloster zurückschleppten. Erst als „der Blinder seiner Mönche“, wie ihn Kaiser *Otto der Große* nannte, gehaßt und verachtet von den Seinen und von Gewissensbissen gepeinigt, zu *Herisan* verschieden war, kehrten unter dem Abte *Purchard I.* (958—971) wieder Friede und Ruhe in die Mauern St. Gallens zurück, und es beginnt nun zu der nämlichen Zeit, da das Reich, befreit von inneren und äußeren Feinden, regiert von einem die Wissenschaften fördernden Herrschergeschlechte, im Glanze der neu gewonnenen Kaiserkrone strahlt, eine neue Periode der Blüte, welche allerdings an Bedeutung der Glanzzeit des 9. Jahrhundert nicht gleich kommt.

Den Reigen der großen Männer, welche den Ruhm der Abtei von neuem begründen, eröffnet *Ekkehard I.* \*) der Dichter des *Walthariliedes*, mit dessen Person wir uns im folgenden noch näher beschäftigen wollen. Er führte dem Kloster vier seiner Nissen zu, von denen jeder ein Spiegel der Kirche genannt werden konnte, herrliche Schöglinge eines edlen Weinstockes, nämlich zwei weitere *Ekkehard*, *Purchard II.* und *Notker III.*

---

\*) Vergl. u. a. *Meyer von Knonan*, die *Ekkeharte* von St. Gallen, Basel 1876.

Eckehard II., Palatinus (der Höfbling) genannt, Vorsteher der beiden Schulen zu St. Gallen, der schöne, blonde, gelehrte, kluge und gewandte Jüngling, war es, der die meisten Züge für den Helden des herrlichen Schöffelschen Romans lieferte, der einst Hadwig, der schönen, launenhaften Herzogswitwe von Memmingen, auf ihrer Burg Hohentwiel lateinischen Unterricht erteilte und in der Folge von seiner hohen Schülerin an den Kaiserhof empfohlen wurde, sich dort die Gunst der Kaiserin Adelheid errang und im Jahre 990 hochgeehrt als Dompropst in Mainz starb. Der dritte Eckehard unterrichtete zur Zeit, als sein Vetter der Herzogin den Virgil erklärte, die müßigen Burgkapläne auf Hohentwiel und starb nach dem Jahre 1000<sup>\*</sup> als Dekan seines Klosters. Pürchard II. aber, der als holder, aufgeweckter Knabe von der Herzogin im Griechischen unterrichtet worden war,<sup>\*)</sup> wurde der Abt (1001—1022), unter dem das Stift seine größte Bedeutung für die deutsche Sprache gewann durch Notkers III. unsterbliche Verdienste. Dieser Notker, zum Unterschiede von seinen Namensgenossen<sup>\*\*)</sup> Teutonicus, auch Eabeo (wegen seiner großen Lippen) genannt, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und hat als Vorsteher der Klosterschule bis zu seinem am 29. Juni 1022 erfolgten Tode unermüdlich sorgfältige deutsche Übersetzungen und Erklärungen geistlicher und weltlicher Schriften (Psalmen, Buch Hiob und kürzere Stücke des alten und neuen Testaments, Gregors Moralia, Schriften des Aristoteles, Boëthius, Martianus Capella, Virgil, Terenz u. s. w.) verfaßt, von denen leider nur ein Teil auf uns gekommen ist, ein kostbarer Schatz für die deutsche Sprachwissenschaft.<sup>\*\*\*)</sup> „Diese Werke beweisen mehr als alles andere den regsamten Eifer, womit man gegen Ende des 10. und zu Anfang des 11. Jahrhunderts in St. Gallen nicht nur überhaupt eine allgemeinere, über rein kirchliche Zwecke hinausgehende wissenschaftliche Bildung erstrebte, sondern sie auch insbesondere durch die Muttersprache, indem man diese mit glücklichem

---

\*) Casus Sti. Galli Kap. 94; vergl. auch Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867, 1. Bd. S. 401.

\*\*) Notker II., wegen seiner Strenge Piperisgranum, d. i. Pfefferkorn, genannt, zeichnete sich als Arzt, Lehrer, Dichter, Maler und Kalligraph aus; er starb im Jahre 975.

\*\*\*) Was uns erhalten ist, findet sich gedruckt bei Hattemer a. a. O. 2. und 3. Bd. und bei Piper, die Schriften Notkers und seiner Schule. 3 Bde. 1882—83.

Erfolg an die Darstellung philosophischer und anderer abstrakter Gegenstände gewöhnte, zu vermitteln suchte“.\*)

Zu Notkers, des gepriesenen Lehrers, füßen hat auch der Mann geessen, dessen hier zuletzt von den bedeutenden Männern gedacht werden soll, an deren Namen sich der litterarische Ruhm der Stiftung des hl. Gallus knüpft, Ekkehard IV.\*\*)

Er wurde um 980 geboren und ging auf Veranlassung des Erzbischofs Aribio (1021—1031) von St. Gallen nach Mainz, wo er als Vorsteher der Klosterschule wirkte und auf Geheiß seines Gönners das Waltharilied verbesserte. Nach dem Tode des Erzbischofs kehrte er in sein Kloster zurück und leitete dort als hochangesehener Gelehrter bis zu seinem um 1060 erfolgten Ableben die Schule.

Obwohl ein Schüler des großen Notker Teutonicus, war er doch den auf die Pflege der Muttersprache gerichteten Bestrebungen abhold, da er die deutsche Sprache als barbarisch verabscheute, und wenn er nebenbei auch als Glossator thätig war, so strebte er, freilich ohne Erfolg, vor allem danach, ein klassisches Latein zu schreiben, und legte sich mit Vorliebe auf die Verfertigung lateinischer Gedichte. Von diesen sind seine *Benedictiones ad mensas* (Segnungen zu den Klostermahlzeiten) und sein *Liber benedictionum* (Gesänge zur Verherrlichung von Kirchenfesten) zu nennen; weit bekannter hat er aber seinen Namen gemacht durch die Fortsetzung der Ratpertischen Klosterchronik, der *Casus Sti. Galli*, die er bis zur Regierung des Abtes Notker (971—975) fortführte. Dieses berühmte Werk\*\*\*) kam den Charakter einer Tendenzschrift nicht verleugnen, die der Abneigung des Verfassers gegen eine neue Zeitrichtung ihre Entstehung verdankt. Von Kaiser Konrad II., der ebenso wie sein Nachfolger Heinrich III. die von dem burgundischen Kloster Cluny ausgegangenen Bestrebungen für die Reinigung der Kirche, Erweckung des religiösen Sinnes und Hebung der Kirchen- und Klosterzucht begünstigte, war nämlich in dem Lothringer Norpert (1054—1072)

\*) Koberstein, Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 5. Aufl. von Vartsch, 1872, S. 83; vergl. auch Kögel, Litt.-Gesch. I, 2, 598 fg.

\*\*) Vergl. über ihn u. a. Dümmler, Ekkehard IV. von St. Gallen, in der Zeitschrift für deutsches Altertum, 14. Bd. S. 1—73 und die *Casus Sti. Galli*, übersetzt von Meyer von Knonan, Einleitung S. XIII fg.

\*\*\*) Herausgegeben von J. v. Arx, Mon. Germ. S. S. II, 59 fg. und von Meyer von Knonan in den Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, 15. und 16. Bd. mit dem Nebentitel „St. Gallische Geschichtsquellen“ III. St. Gallen 1877.

dem Kloster ein Abt gesandt worden, der es sich zur Aufgabe stellte, im Sinne der neuen französischen Ideen für eine strengere Beobachtung klösterlicher Regeln zu wirken, und dabei auf die tiefe Abneigung der Brüder stieß. Diese empfanden das Bedürfnis, den verhassten Neuerern ein Bild von dem alten Ruhme ihrer Stiftung zu entwerfen und dadurch darzuthun, daß ein Kloster, welches unter der alten Regel so Hervorragendes geleistet habe, einer Reform durch welsche Eindringlinge eintreten könne. Ekkehard trat also, von den Brüdern aufgefordert und unterstützt, als *laudator temporis acti* auf und stellte sich die Aufgabe, weniger eine eigentliche Geschichte St. Gallens zu schreiben als das Leben und die Thätigkeit der Männer der Vorzeit zu schildern, die den Ruhm und Stolz des Stiftes bildeten. Wenn er dabei auch geschriebene Aufzeichnungen zu Rate zog, so sind doch seine Hauptquellen mündliche Überlieferungen gewesen, und da „die heiteren Tage der Väter“ damals schon lange vergangen waren, ist es erklärlich, daß sich in dem Werke manche recht arge Irrtümer und Widersprüche finden, welche im Verein mit tendenziösen Entstellungen und Erfindungen des Verfassers den Wert seiner Arbeit als Geschichtsquelle sehr herabdrücken. Trotzdem ist uns aber in Ekkehards Klostergeschichten, den „besten Memoiren aus der ersten Hälfte des Mittelalters“, wie sie Freytag nennt, wegen der Fülle kulturgeschichtlichen Stoffes, den sie bieten, wegen der anmutigen Darstellungsform der oft mit köstlichem Humor gewürzten Erzählungen, wegen der Art und Weise, wie der Verfasser die Gestalten einer grauen Vorzeit in lebendiger Frische vor unser geistiges Auge zu zaubern versteht, ein kostbares Vermächtnis erhalten, wie es kein anderes der ruhmreichen Klöster Germaniens der Nachwelt vererbt hat. Die schönsten Perlen desselben aber hat jüngst, in künstlerische Fassung gebracht, Victor v. Scheffel in seinem Romane „Ekkehard“ dem deutschen Volke aufs neue beschert.\*)

Doch die gute alte Zeit, für die Ekkehard IV. sich begeisterte, kehrte nicht wieder, und schnell erlosch die Leuchte der Wissenschaft, die in St. Gallen so herrlich gestrahlt hatte. Der ungelige zwischen Staat und Kirche tobende Kampf säete Unfrieden in den Klöstern und brachte Verwirrung in die Gemüter; der im Reiche herrschende Bürgerkrieg ließ die friedliche, stille Arbeit im Dienste der Wissenschaften und Künste nicht

\*) Eine Auswahl aus den Klostergeschichten findet sich bei Freytag, *Bilder a. d. d. V.* 1. Bd., S. 378 fg.

aufkommen; die verfallende Zucht der Benedictinerklöster vermochten auch die von oben her begünstigten Reformversuche der Cluniacenser nicht wiederherzustellen, und mit dem zunehmenden Reichtume und der gesteigerten Macht schwand auch in St. Gallen der Sinn für die idealen Aufgaben des Ordens. Die Äbte, mit den weltlichen Großen in Üppigkeit und Hoffahrt wetteifernd, vertauschen die härene Kutte mit dem Eisenkleide und ziehen aus zur Fehde mit den Nachbarn, und trauernd fliehen die Mäusen aus den einst so gastlichen Räumen des Klosters, ja, bereits am Ende des 15. Jahrhunderts sind der Abt und die Mehrzahl der Mönche nicht einmal mehr des Schreibens kundig. \*)

---

\*) Vergl. Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, 1863—76. 3. Bd., S. 266 u. 292.

## Ekkehard I. und das Waltharilied.

Nachdem wir oben in Kürze den Boden, auf dem das Waltharilied erwachsen ist, und die geistige Atmosphäre, in welcher der Dichter desselben lebte, kurz betrachtet haben, wollen wir uns im folgenden mit Ekkehard und seinem Werke näher beschäftigen.

Die Ekkeharde, welche in St. Gallens Geschichte eine so hervorragende Rolle gespielt haben, entstammten einer in der Nachbarschaft des Klosters ansässigen, begüterten edlen Familie, die später den Namen „Ekkehard“ als Geschlechtsnamen annahm und sich bis zu Ende des 15. Jahrhunderts unter den Patriciern der Stadt St. Gallen nachweisen läßt. Der erste Ekkehard dürfte um das Jahr 900 das Licht der Welt erblickt haben. Nachdem er im Kloster eine Zeit lang als Lehrer thätig gewesen war, bekleidete er die angesehene Stellung eines Dekans, eines Aufsehers über zehn Mönche, und was er als solcher seinem Kloster besonders unter der unheilvollen Regierung Kralohs gewesen ist, wie sehr sich sein Bild als das eines unermüdlischen weisen Beraters und Helfers dem Gedächtnisse der Brüder eingeprägt hat, geht schon aus dem merkwürdigen Umstande hervor, daß Ekkehard IV. ihn in seiner Klosterchronik selbst zu einer Zeit, in der er nicht mehr unter den Lebenden weilte, eine Rolle spielen läßt. Kraloh, „welcher auf ihn mehr als auf sich selbst vertraute“ und ihm während seines Aufenthaltes zu Herisan die Leitung des Klosters überlassen hatte, empfahl ihn sterbend den Brüdern als seinen Nachfolger, und Ekkehard „lenkte darauf rüstig die Zügel der Abtei bis zu dem Augenblicke, wo der Kaiser die Sache erfahren konnte. Es geschah aber eines Tages, als er ausreiten wollte, daß er, weil das Pferd vor dem Thore auf dem Eise stürzte, das Schienbein und den Fuß brach, und da diese nicht recht wieder zusammengefügt wurden, hernach hinkend blieb. Aus diesem Grunde nun übertrug er (im Jahre 958) seine Wahl in gemeinsamem Einverständnisse

aller Brüder auf Purchard, mit welchem er ein Herz war“. Cas. Sti. Galli Kap. 81. — Infolge eines Gelübdes pilgerte Ekkehard darauf nach Rom, wo ihn der Papst\*), welcher ihn wegen seiner Gelehrsamkeit hochschätzte, eine Zeit lang bei sich behielt und zu ihm in das innigste Verhältnis trat, was sich auch bei der sechs wöchentlichen Krankheit zeigte, in die Ekkehard in Rom versiel. Bei einem seiner häufigen Besuche brachte der Papst auf Wunsch des Kranken Reliquien Johannes des Täufers, seines Lieblingsheiligen, mit, nach deren Umarmung sich Ekkehard bald besser fühlte, so daß er in kurzem genas und, vom Pontifex mit Reliquien des Täufers und vieler Heiligen beschenkt, wohlbehalten nach Hause zurückkehren konnte, wo er für die mitgebrachten Heiligtümer mit Purchards Beisteuer die bis 1578 in St. Gallen bestehende St. Johanniskapelle erbauen ließ.

Von Ekkehards Charakter weiß der Klosterchronist Kap. 80 zu melden, daß „er von Naturanlage und durch seinen Eifer voll von der Süßigkeit der Liebe war“, die sich besonders in der unermüdlichen Fürsorge für Arme und Kranke bethätigte; es gäbe, meinte er, „nichts Schändlicheres und nichts Heiligeres als den Hunger“. Dabei ließ er seine Linke nicht wissen, was die Rechte that; hatte er doch sogar einen seiner Diener dazu angestellt, Arme oder Fremde in einem dazu bestimmten Hause heimlich zu waschen, zu scheren, zu speisen und zu kleiden, dann aber bei Nacht zu entlassen, damit niemand etwas davon erführe. Da war es dem kein Wunder, daß auch Unwürdige die Güte des menschenfreundlichen Defans mißbrauchten, wie uns die im 88. Kap. der Casus Sti. Galli mitgeteilte hübsche Geschichte von dem betrügerischen Welschen\*\*) lehrt. Dieselbe Lust am Geben hatte auch Ekkehards Freund,

\*) Der Name des Papstes wird nicht genannt. Da die Wallfahrt zur Zeit des Abtes Purchard stattfand, so ergibt sich der Zeitraum von 958—971. Benedict V., der Gegenpapst Leo VIII., nahm von Mitte Mai bis gegen Ende Juni 964 den päpstlichen Stuhl ein. Man könnte auch an Leo VIII. (963—965) und dessen Nachfolger Johann XIII. (965—972) denken, schwerlich aber an den ruchlosen Johann XII. (955—963). Vergl. Ebert, Allgem. Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. 3. Bd., 1887, S. 266.

\*\*) „Weil aber auch Ekkehard selbst an sich Almosen war, werden wir von ihm etwas Ergötzliches erzählen. Da Ekkehard einen gewissen Mann von der Hausdienerschaft zu dem Zwecke bestimmte, daß derselbe, wenn ihm von jenem etwa Arme oder Fremde bezeichnet würden, dieselben heimlich in dem dazu bestimmten Hause wüsche und schöre, die Bekleideten erfrischte und bei Nacht von sich entließe, mit dem Befehl, es keinem Menschen zu sagen, geschah es eines

der Abt Pirchard, und als dieser wieder einmal halbnackt und barbeinig nach Hause kam und von seinem Kämmerer Vorwürfe wegen seiner Verschwendung hören mußte, tröstete er sich damit, daß ihm sein Dekan und Almosenier mehr als der Kämmerer an Kleidungsstücken geben und heimlich unter die Bettdecke stecken werde.

gewissen Tages, daß er demselben nach Gewohnheit einen Lahmen, einen Welschen (Churwelschen) von Geschlecht, welcher auf einer Karre herbeigefahren worden war, anvertraute. Als nun jener den Kranken, welcher nämlich ein dicker und starker Mann war, mit aller Anstrengung seiner Kräfte mit Mühe in das Badegefäß vorwärts gewälzt hatte und, wie er geheißen war, die Thüre hinter ihnen beiden allein verschloß, sprach er — denn er war zornmüthig — unter Schimpfworten: „Fürwahr, heute weiß ich keinen einfältigeren Menschen als meinen Herrn, welcher nicht zu unterscheiden weiß, wem er wohlthun soll, und auch mir einen so fetten Schlemmer auf den Rücken zu heben aufgebürdet hat“. Da aber dem Lahmen das Wasser des Bades allzuwarm zu sein schien, sagte er in seiner bäurischen Weise: „Cald, cald est“! (vom lateinischen calidus, caldus = heiß). Aber jener antwortete, weil das in der Sprache der Deutschen: Es ist kalt — bedeutet: „Und ich will ihm warm machen“, und er goß aus dem vor Hitze wallenden Kessel geschöpftes Wasser in das Bad hinein. Jener jedoch rief mit schauerlichem Geschrei: „Ei mi! Cald est, cald est“! „Ja wahrhaftig, sprach der Diener, wenn es noch kalt ist, so will ich, bei meinem Leben, es dir heute warm machen“, und er schöpft noch glühenderes Wasser und goß es hinein. Wie jedoch jener die Hitze des wallenden Wassers zu ertragen nicht aushielt, vergaß er seine Lahmheit und erhob sich rasch, sprang aus dem Bade, um die Thüre aufzuschließen und zu entfliehen, kämpft aber nach schnellem Laufe eine Zeit lang mit dem hemmenden Riegel. Allein auch der Diener, wie er nun den Mann als einen Betrüger vor sich sah, riß, schneller als ein Wort, vom Fener ein halb brennendes Scheit und schlug dem Nackten schwere Streiche ohne Zahl auf. Weil jedoch Ekkehard den Lärm und die Stimmen im oberen Teil des Hauses vernahm, fuhr er, als er schleunig herabgestiegen war, heftig auf alle beide in deutscher und romanischer Sprache los, auf diesen, warum er betrüge, auf jenen, warum er nicht ihm den Mann zur Strafe aufbewahrt habe, Scheltworte hänfsend. „Ei denn, sagte der Diener, mein gestrenger Herr, du würdest ihm sicher das Hörnlein abbeißen (d. h. du würdest ihm wohl etwas zu Leibe thun? ironisch gemeint) und dem Betrüger mehr Schläge aufhauen als ich jetzt? Fürwahr, weit anders würdest du handeln; diesen Verbrecher würdest du bekleiden und gesättigt nachts von dir abgeküßt entlassen, was du auch heute thun wirst, wie ich dich kenne“. Und jener entgegnete: „O du Galgenstrick von Knecht! Oder ist es mir denn nicht erlaubt, zu thun, was ich will?“ Und so fort. Nachdem das geschehen war, erlaubte er dem Menschen, nachdem er ihn zwar mit Worten gezüchtigt und zu schwören gezwungen hatte, eine solche Übelthat niemals wieder zu begehen, sich zu entfernen“. (Übersetzt von Meyer von Knonan.)

Ekkehard, der Stolz St. Gallens, der edle Weinstock, „wurde eingeharbt in guter Reife“ am Tage des hl. Felix am 14. Januar 973. „Es war jedoch über den Tod des Mannes eine solche Trauer, daß Himmlo, welcher nach ihm Dekan und später (976—984) Abt war, selbst zur St. Michaelskirche, wo er in größerer Freiheit seine Wehklage anstellen konnte, nachdem Ekkehards Körper auf die Totenbahre gelegt war, zur Seite ging, indem er laut so rief: „Sieh, Herr, und betrachte, wen du so eingeharbt hast“!\*)

Ekkehard IV. dichtete später auf ihn eine Grabchrift,\*\*) welche, frei verdichtet, vom 5. Verse ab also lautet:

Benedicts Jünger, der Weisheit voll und, würdiger Gallus,  
Dein Dekan war er einst, Presbyter war er und Mönch.  
Als man neunzehn Tage gezählt vor des Hornungs Kalenden,  
Ward er des Wirkens beraubt, welches dem Fleische vergönnt.  
Kann Gott bessere Lehrer als er St. Gallen noch schenken,  
Welcher die Brüder ermahnt, welcher die Väter beschwört?  
Bittet in gleichem Sinn, die ihr dort zu weilen begehret,  
Daß er lebe hinfort im Paradiesesgefeld" —

ci demi scônin parady'silante, wie es am Schlusse des Annoliedes heißt.

Über Ekkehards dichterische Thätigkeit erfahren wir aus den Casus Sti. Galli Kap. 80 folgendes:\*\*\*)

\*) Vergl. Klagelieder Jeremiä 2, 20.

\*\*) Das Epitaphium auf Ekkehard I. ist abgedruckt in der Zeitschrift für deutsches Altertum 14, 47 fg.

\*\*\*) Mon. Germ. SS. II. 117: „Scripsit enim doctus ille sequentias: „Promptamente canamus“, „Summum praeconem Christi“, „Qui benedici cupitis“, „A solis occasu“, de sancta Afra antiphonas, ut reliquias ejus mereretur, Liutoldo episcopo et sequentiam dictavit. Ymnus „O martyr aeterni patris“, „Ambulans Hiesus“, „Adoremus gloriosissimum“ scripsit et in scolis metrico magistro, vacillanter quidem, quia in affectione, non in habitu erat puer, vitam Waltharii manu fortis, quam Magontiae positi, Aribone archiepiscopo iubente pro posse et nosse nostro correximus; barbaries enim et idiomata ejus Teutonem adhuc affectantem repente Latinum fieri non patiuntur. Unde male docere solent discipulos semimagistri dicentes: „Videte, quomodo disertissime coram Teutone aliquo proloqui debeat, et eadem serie in Latinum verba vertite“! Quae deceptio Ekkehardum in opere illo adhuc puerum fefellit, sed postea non sic, ut in lidio Charromannico „Mole ut vincendi ipse quoque opponam“.

„Dieser Gelehrte schrieb die Sequenzen:\*) „*Prompta mente canamus*“, „*Summum praeconem Christi*“, „*Qui benedici cupitis*“, „*A solis occasu*“. Über die hl. *Alfra* dichtete er, um der Reliquien derselben theilhaftig zu werden, für den Bischof *Lintold*\*\*) Antiphonien\*\*\*) und eine Sequenz. Er schrieb den Hymnus „*O martyr aeterni patris*“, „*Ambulans Hiesus*“ und „*Adoremus gloriosissimum*“ und in den Schulen metrisch für seinen Lehrer, zwar unsicher, weil er in seinem Streben, nicht aber in seinem Äußeren noch ein Knabe war, das Leben des *Walther Starkhand*, welches wir, als wir nach Mainz versetzt waren, auf Geheiß des Erzbischofs *Arbo* nach unserm Können und Können verbessert haben. Denn die fremde Abstammung und die entsprechende eigenthümliche Ausdrucksweise lassen einen, der sich bislang als Deutscher zeigte, nicht auf einmal einen Lateiner werden. Daher pflegen halbgelernte Lehrer ihre Schüler schlecht zu unterrichten, wenn sie sagen: — Sehet zu, wie man am besten in wohlgeordneter Rede zu einem Deutschen spricht, und überträgt in derselben Reihenfolge die Worte in das Lateinische —. Diese falsche Ansicht hat auch *Eckehard*, als er noch ein Knabe war, bei jenem Werke irre geleitet, jedoch später nicht mehr, wie.

\*) Die Sequenz, eine Art Hymne, ist ein Meßgesang des Gesamtchores, „*Folge*“ oder „*Anhängel*“ genannt, weil er in dem Graduale, einem Gesange des Priesters, auf das *Halleluja* folgte. Die Sequenzen waren ursprünglich lateinische Textunterlagen für die langgedehnten jubelnden Töne, die auf der letzten Silbe des *Halleluja* gesungen wurden. Anfangs nicht an Hebungen und Senkungen gebunden, auch reimlos (daher „*Prosen*“ genannt), nahmen sie allmählich unter dem Einflusse weltlicher Lieder metrische Gestalt und Reime an. Der Vater der deutschen Sequenzendichtung ist *Notker I.*, die Geburtsstätte derselben *St. Gallen* gewesen. Von den wenigen in der katholischen Kirche jetzt noch gebräuchlichen Sequenzen seien „*Veni sancte spiritus*“ und „*Stabat mater dolorosa*“ genannt.

\*\*) Dieser *Lintold* war Bischof von *Münzburg* von 989—996. Wenn kein Irrthum *Eckehards IV.* in Bezug auf den Namen vorliegt, so müßte die Widmung der genannten Gedichte erfolgt sein zu einer Zeit, da *Lintold* den bischöflichen Stuhl noch nicht bestiegen hatte. Über die Sequenz auf die hl. *Alfra* „*Laudes deo perenni*“ (bei *Monn*, Lateinische Hymnen des Mittelalters, 3. Bd. 1855, S. 169, Nr. 764) vergl. P. v. Winterfeld, *Mnz. f. dtschs. Altert.* 27, 20 fg.

\*\*\*) Antiphonien sind ursprünglich Wechselgesänge des Kirchenchores, die aus dem jüdischen Kultus in die griechische Kirche übernommen und der Überlieferung nach von dem hl. *Ambrosius* († 397) in die abendländische eingeführt wurden.

bei seinem Charromannischen *Eidius*:\*) „*Mole ut vincendi ipse quoque opponam.*“

Von den genannten Dichtungen sind uns die vier zunächst aufgezählten in St. Galler Handschriften überliefert und zuerst veröffentlicht bei San Marte, Walther von Aquitanien, S. 167 fg., während wir das zuletzt erwähnte Lied wahrscheinlich in der bei Müllenhoff und Scherer a. a. O. S. 329 fg. abgedruckten Paulussequenz „*Concurrite huc, populi et insulae*“ — erhalten haben; der Hymnus „*O martyr aeterni patris*“ findet sich bei Morel, Lateinische Hymnen des Mittelalters, 1868, Nr. 289; über die beiden anderen vergl. v. Winterfeld a. a. O. S. 18 fg.; mit Ekkehard's Jugendarbeit aber, dem Leben des Walther Starkhand,\*\*) ist unser Waltherlied gemeint.

Da wir nicht wissen, wie alt der Dichter geworden, so läßt sich über die Entstehungszeit dieser Dichtung nichts Genaueres feststellen, doch ist es meines Erachtens nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe um 920 verfaßt ist, zu einer Zeit, in der die Einfälle der wilden Ungarn die Tage der Gottesgeißel Attila den Deutschen wieder ins Gedächtnis zurückrufen mochten.\*\*\*) Ob dem jungen Dichter eine deutsche oder lateinische prosaische Aufzeichnung der Sage vorgelegen, ob seine Quelle alte deutsche Lieder waren, gleich den uns erhaltenen angelsächsischen Bruchstücken eines Walthersliedes in alliterierenden Versen abgefaßt,

\*) *Eidius* heißt eine nach der lydischen Kirchentonart gehende Weise, und *lidius Charromannicus* (für *Charlomannicus*) entspricht dem *modus Carlemaniace* (vergl. Müllenhoff und Scherer, Denkmäler Nr. XIX.), einem Liede, das seinen Namen daher führt, weil die ihm zu Grunde liegende Melodie zuerst in einem Liede angewandt wurde, welches einen gewissen Karlmann besang. Dieser könnte der 755 verstorbene Bruder Pippins oder Karls d. Gr. Bruder († 771) sein oder der der Zeit nach näher liegende und auch geschichtlich bedeutendere Sohn Ludwigs des Deutschen, König über Baiern und die östlichen Marken, sowie von Italien († 880), der den ersten erfolgreichen Zug eines deutschen Königs nach Italien unternahm.

\*\*) Vergl. Nibelungenlied, Bartsch Str. 1790: Sifriden . . . den helt ze sinen handen u. a.

\*\*\*) Die Ungarn, welche seit etwa 900 Süddeutschland mit ihren Raubzügen heimjuchten, haben auch in Ekkehard's Jugendjahren Schrecken im Lande verbreitet. Es sei hier an den großen Sieg erinnert, den sie am 28. Juni 910 über das schwäbisch-fränkische Heer unter Ludwig dem Kinde am Lech erfochten, an ihre Niederlage bei Pöfing i. J. 913 und ihre trotzdem sich wiederholenden Einfälle in Süddeutschland bis über den Rhein hinaus (917—919) während der Regierung Konrads I.

oder ob er endlich eine aus dem Volksmunde geschöpfte Sage bearbeitete, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.\*) Zweifellos haben wir es aber in dem lateinischen Waltharius nicht mit einer bloßen metrischen Übersetzung eines vom Lehrer diktierten Stoffes, einem Exercitium, zu thun, von dem, wie Scheffel und Holder S. 131 ihrer Ausgabe meinen, alle Tage etwa 20 Verse als Aufgabe gestellt waren. Da Ekkehard IV., wie erwähnt, an der Form der Dichtung manches auszufehen hatte, so kann es nur der künstlerische Wert derselben gewesen sein, der ihn veranlaßte, des Werkes in seiner Chronik zu gedenken und sich mit seiner Verbesserung zu befassen, der die Aufmerksamkeit Aribos von Mainz auf dasselbe lenkte, der Gerald bewog, es als Fremdesgabe dem Straßburger Bischof zu übersenden, und der endlich auch den Dichter selbst am Schlusse seines Werkes zu der Äußerung veranlaßte, daß er schon in jungen Jahren Hohes erstrebe. Ekkehard ist nicht ein bloßer Übersetzer und Versemacher, sondern ein hochbegabter Dichter, der einen aus der Volkspoesie geschöpften Stoff mit poetischer Freiheit bearbeitete, vieles aus seiner frei schaffenden Phantasie hinzufügte und zahlreiche kleinere Züge lateinischen Dichtungen, besonders des Virgil und Prudentius, entlehnte, so daß man den Helden des Epos nicht unzutreffend einem „mit römischen Beutestücken behangenen Germanen der Völkerwanderung“\*\*) verglichen hat.

Die Geschichte eines edlen Helden, in dem urdeutsches Reckentum mit frommer Gesinnung aufs schönste gepaart erscheinen, eines echt christlich-germanischen Mannes, geschildert in der Sprache und Darstellungsart des im Mittelalter so verehrten römischen Dichtersfürsten, das war ein Lesestoff für die vornehme Jugend, die in der schola exterior sich für den ehrenvollen Dienst am Hofe und im Felde vorbereitete, wie man ihn sich nicht besser wünschen konnte. Und in der That scheint Ekkehards Werk ein beliebtes Schulbuch in den deutschen Klöstern gewesen zu sein, wie die zahlreichen aus den verschiedensten

\*) Daß die Walthersage lange vor Ekkehards Zeit in Süddeutschland bekannt war, zeigt das öftere Vorkommen der Namen Hildegunde (in einer St. Galler Urkunde v. J. 838 und in dem Verbrüderungsbuche von St. Peter zu Salzburg), Walther (sehr häufig in St. Galler Urkunden des 8. [seit 786] und 9. Jahrhunderts) und Alpher (St. Gallen: Alpar 757, Alperi 853). Vgl. Förstemann, Altd deutsches Namenbuch, 1. Bd., 2. Aufl. 1900, S. 830, 1506 fg. und 69.

\*\*) W. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß, 1872, S. 92.

Gegenden stammenden, zum Theil mit Glossen von Lehrerhand versehenen Handschriften (in St. Gallen selbst hat sich auffallender Weise keine erhalten) darthun.

Die Nachricht von dem vortrefflichen Werke gelangte n. a. auch nach Straßburg. Der gelehrte Victor, jener unglückliche, von Kraloh seines Augenlichtes beraubte Mönch, zu dessen Füßen einst die St. Galler Schuljugend gesessen hatte, dürfte die Kunde dorthin gebracht haben, als er vom Bischof Erchambald\*) als Lehrer an die Straßburger Schule berufen wurde. Dieser Kirchenfürst, welcher von 965 bis 991 den Straßburger Bischofsstuhl zierte, ein in Krieg und Frieden um das Reich hochverdienter Mann, aber auch den Mäusen hold und ein eifriger Sammler von Büchern, mag den Wunsch geäußert haben, eine Handschrift des Waltharius zu besitzen, wodurch der ihm befreundete St. Galler Magister Gerald veranlaßt wurde, ihm ein vielleicht eigenhändig geschriebenes Exemplar mit einem Widmungsgedichte zum Geschenk zu machen.

Diese dem Epos vorangestellte Widmung, Poesis Geraldii de Gualtario überschrieben, ist uns in drei Handschriften erhalten und hat zu verschiedenen Deutungen Veranlassung gegeben. Man hat die Überschrift auf die ganze Dichtung bezogen und angenommen, daß Gerald gleichzeitig mit Ekkehard ein deutsches Gedicht übersetzt habe, daß die Urkeit des letzteren, von der die Casus Sti. Galli berichten, aber verloren gegangen und uns nur die Bearbeitung Gerald's erhalten sei.\*\*) Diese gesuchte Erklärung wird von selbst hinfällig, wenn wir die erwähnte Überschrift nur auf die 22 Verse der Widmung beziehen; aber auch in diesem Falle bleibt noch eine Schwierigkeit übrig. Im 10. Verse des Prologs sagt nämlich Gerald, er habe beschlossen, das Werk de larga cura promere, aus reichlicher Sorge zu entlassen, ans Licht zu bringen. Die Annahme, daß der biedere Gerald sich in diesen Worten mit fremden Federn schmücke und sich die Autorschaft eines Werkes anmaße, dessen Verfasser dem Straßburger Victor genau bekannt war, ist wohl ohne weiteres abzuweisen, und da die Worte doch auf irgend eine Theilnahme an dem Werke schließen ließen, so schien nur die Annahme übrig zu bleiben, daß Gerald jener Lehrer war, für den oder

\*) Nähere Angaben über ihn finden sich n. a. in Scheffel und Holders Waltharius-Ausgabe S. 136 fg.; Allgemeine deutsche Biographie 6. Bd. S. 185 fg.

\*\*) Vergl. Grimm a. a. O. S. 62 und San Marie a. a. O. S. 8.

bei dem Ekkehard nach dem Berichte der Klosterchronik seine Dichtung verfaßte (vergl. oben S. 24), und daß die reichliche Sorge, welche er derselben widmete, in der Verbesserung dieser Schülerarbeit bestanden habe.)\*

Von Gerald melden die Casus Sti. Galli Kap. 74, daß er „vom Jünglingsalter bis zum späten Lebensende immer ein Meister der Schulen“ gewesen sei und in freundschaftlicher Beziehung zu Ekkehard gestanden habe; aber er war schwerlich dessen Lehrer, da, wie Peiper richtig hervorgehoben hat,\*\*) Ekkehard entweder ein Altersgenosse Gerald's oder gar der ältere von beiden war. Ekkehard starb 973 „in guter Reise“, also in höherem Alter; des greisen Gerald seliges Sterben wird uns zwar in der Chronik, Kap. 125 schön geschildert, doch ohne Angabe des Todesjahres.\*\*\*) Allein er wird in den Casus zweimal (Kap. 74 und 91) bei Aufzählungen hinter Ekkehard genannt, und im 89. Kap. wird berichtet, daß Ekkehard II. sowohl von dem Oheim Ekkehard I. als Gerald streng unterrichtet worden sei. Das alles läßt darauf schließen, daß Gerald von den beiden Freunden der jüngere und Ekkehard's Kollege oder Nachfolger im Lehramte war. Wenn es nun auch sehr unwahrscheinlich ist, daß Gerald als Lehrer Ekkehard's dessen Schülerarbeit durchkorrigiert hat, so wäre es ja möglich, daß er später, nach dem Tode des Dichters, dessen Werk verbessert habe; doch hätte es in diesem Falle wohl keiner larga cura, einer zeitraubenden Arbeit, bedurft, um ein nur 1456 Verse umfassendes Gedicht anzufassen und in Bezug auf Metrum und Ausdrucksweise zu verbessern. Dazu kommt noch, daß Gerald, nach der mangelhaften, unbeholfenen und dunklen Sprache seines Prologs zu schließen, sehr wenig zum Korrektor berufen und schwerlich instande war, dem Waltharius die Gestalt zu verleihen, die uns in den sog. Geraldustexten erhalten ist. Besonderes Gewicht ist aber meines Erachtens endlich darauf zu legen, daß Ekkehard IV., der über die litterarischen Verhältnisse seines Klosters gut unterrichtet

\*) Uhlund, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 1. Bd. S. 430.

\*\*) Ekkehardi I. Waltharius ed. Peiper, 1873, p. LXVII.

\*\*\*) Daß Gerald, „wenn er im Jahre 954 überhaupt noch lebte, damals im höchsten Greisenalter stand“, ist ein Irrtum Meyers von Knonan in seiner Übersetzung der Casus Sti. Galli S. 113, da Gerald ja noch zwischen 965 und 991, und zwar wahrscheinlich nach 973 den Waltharius dem Bischof Erchambald gewidmet hat. Auch Baechthold meint a. a. O. S. 44, daß Gerald ziemlich lange vor seinem Schüler Ekkehard I. das Zeitliche gesegnet haben müsse.

war und sich für den Waltharius besonders interessierte, eine vor seiner Zeit entstandene Überarbeitung der Dichtung nicht kennt, vielmehr ausdrücklich sagt, Ekkehard's Werk habe den deutlichen Stempel einer Jugendarbeit an sich getragen und sei vacillanter, unbeholfen, unsicher geschrieben gewesen, was ihn eben veranlaßte, selbst an dieses Werk die bessernde Hand zu legen.

Ich halte also Gerald weder für den Lehrer Ekkehard's noch für einen Bearbeiter des Waltharius; was haben wir dann aber unter der dem letzteren gewidmeten *larga cura* des Magisters zu verstehen? Ich meine, (wenn nicht etwa an die Sorgfalt, welche auf die Aufbereitung einer zierlichen Abschrift verwandt wurde, zu denken ist oder *larga cura* große, freigebige Liebe bedeuten soll) die langjährige liebevolle Beschäftigung mit der herrlichen Dichtung, in deren Schönheiten er als Lehrer die ihm anvertrauten Schüler einführte, das langjährige Hüten und Hegen des kostbaren Schatzes, eines Lehrmittels, auf welches die St. Galler gewiß stolz waren, und das sie anderen Klosterschulen in Abschriften mitzuteilen, sich wohl lange nicht entschließen konnten. Daß man zu Gunsten des hochangesehenen Straßburger Kirchenfürsten eine Ausnahme machte und es jezt in die Welt sandte (*promere*), mußte dem Geschenke einen besonderen Wert verleihen und verdiente, im Prologe besonders hervorgehoben zu werden. Wir können also die Quelle der drei Geraldushandschriften als die erste autorisierte Ausgabe des Werkes betrachten und annehmen, daß erst nach jener Zeit auch anderen Schulen Exemplare desselben zugänglich geworden sind.

Über die Zeit, in welcher die Widmung an Erchambald erfolgte, läßt sich Genaueres nicht feststellen. Der Bischof bestieg 965, erst 27 Jahre alt, den Stuhl von Straßburg, als Ekkehard nicht mehr ein obsturer Klosterschüler war, dessen Arbeit des Geleitschreibens eines anderen bedurft hätte, sondern ein reifer Mann, der bekannte Dichter und Gelehrte, der angesehene Dekan; was hätte näher gelegen, als daß er selbst das Kind seiner Muse dem Prälaten überreicht hätte, falls er damals noch lebte? Daß es nicht geschehen ist, läßt darauf schließen, daß er zu jener Zeit nicht mehr am Leben war und die Schenkung erst nach dem Jahre 973 erfolgt ist.

Wir müssen noch einmal auf Ekkehard IV. zurückkommen, der, wie uns bereits bekannt, als Schulvorsteher zu Mainz seines Namensvetters Jugendarbeit nach seinem „Können und Kennen“ verbesserte. Wir wissen, daß er eine gekünstelte Klassicität zur Schau trug und sich, frei-

lich ohne Grund, auf sein feines Latein etwas zu gute that. Ihm schien der Waltharius der nötigen lateinischen Färbung zu entbehren, und er hat sich daher wahrscheinlich bemüht, metrische Fehler zu tilgen, Germanismen mit klassischen Ausdrücken zu vertauschen und an der Wortfolge zu ändern (vergl. oben S. 24 Zeile 15 fg.), ohne indes den Inhalt der Dichtung anzutasten; jedenfalls aber dürften seine Verdienste als Korrektor nur unbedeutend gewesen sein. Man hat angenommen, daß uns die Recension Ekkehards IV. in der Wiener Handschrift oder in den jetzt verschollenen Engelberger Bruchstücken überliefert sei; doch ist dies nicht wahrscheinlich, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß jene Bearbeitung verloren gegangen ist. Übrigens ist diese Frage für uns ziemlich bedeutungslos, da die drei Geraldushandschriften (die Brüsseler, die Pariser und die Trierer)\*) auf eine Handschrift von größter Autorität, das wahrscheinlich kurz nach dem Tode des Dichters in St. Gallen geschriebene Widmungs-exemplar, zurückgehen;\*\*) auf ihnen beruht meine Ausgabe des lateinischen Textes, sowie die unten folgende Übersetzung.

Ekkehards im Mittelalter vielgelesenes Werk ist in der Folge langer Vergessenheit anheimgefallen. Im Jahre 1612 trug sich Marquard Freher, ein durch seine Forschungen auf germanistischem Gebiete verdienter Gelehrter und Herausgeber verschiedener altdeutscher Denkmäler, mit der Absicht, das Gedicht zu veröffentlichen, doch ist dieser Plan ebenso wie viele andere wegen seines zwei Jahre darauf zu Heidelberg erfolgten Todes nicht zur Ausführung gekommen. Erst 1780 ließ der Hallische Jurist F. Ch. J. Fischer das Epos nach der unvollständigen Stuttgarter Handschrift mit zahlreichen lateinischen Anmerkungen drucken, und nachdem dann zwei Jahre später Fr. Molter, der erste Übersetzer\*\*\*) der Dichtung, auch den Schluß derselben bekannt gemacht

\*) Vergl. über die Handschriften §§ 7 u. 8 meiner lateinischen Ausgabe. Als Schriftprobe ist oben die erste Seite der Karlsruher Handschrift gewählt, weil diese nicht mit dem Prologe beginnt.

\*\*) Den Wert der Brüsseler Handschrift bezw. der Geraldushandschriften haben neuerdings besprochen P. v. Winterfeld im Neuen Archiv d. Gesellsch. f. ä. dtische Geschichtskunde 22, 554 fg. und im Anz. f. dtische. Altert. 27, 10 fg., sowie Fr. Norden in der Revue de l'Instruction Publique en Belgique, tome XLIII, 1900. Vergl. dagegen meine Abhandlungen in der Ztschr. f. dtische. Philol. 32, 173 fg., sowie 33, 349 fg. und 437 fg.

\*\*\*) (Fr. Molter), Prinz Walther von Aquitanien, Karlsruhe 1782. Die Übersetzung ist in fünffüßigen reimlosen Jamben abgefaßt.

hatte, schrieb er 1784 zum Waltharius, dessen Abfassung er in das 6. Jahrhundert verlegte, einen ausführlichen gelehrten Kommentar. \*) Seit dieser Zeit hat sich Ekkehard's Werk, wie die demselben gewidmete umfangreiche Litteratur \*\*) beweist, einer gesteigerten Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt, \*\*\*) und das mit vollem Rechte, denn in ihm ist, abgesehen von dem angelsächsischen Beowulf und dem nur unvollständig auf uns gekommenen Hildebrandsliede, das älteste deutsche Epos erhalten, ein Sang, in dem uns germanische Heldenart, zwar gemildert durch den sanften Geist des Christentums, doch noch unbeeinflusst von der Sitte der ritterlichen, in vieler Beziehung undeutschen und unwahren höfischen Zeit, entgegentritt, und welcher wegen seines poetischen Inhaltes und seiner frischen, kraftvollen, echt künstlerischen Darstellung der Charaktere, der Situationen, der Handlung jedenfalls zu den herrlichsten Blüten zu zählen ist, die dem Baume unserer nationalen Heldendichtung entsproßt sind, ja, nach dem Urtheile einiger †) überhaupt alles übertrifft, was wir an Liedern aus der deutschen Heldensage besitzen, das Nibelungenlied nicht ausgenommen.

Bedeutend ist die Dichtung vor allem in dem, was die Stärke der deutschen Epik ausmacht, in der Motivierung der Handlungen und der Charakterisierung der auftretenden Personen. Von letzteren nimmt das bei weitem größte Interesse in Anspruch das Freundespaar Walthar und Hagen, wie denn auch die Brüsseler Handschrift das Werk als *Liber duorum sodalium Waltharii et Haganonis*, das Buch von den beiden Freunden Walthar und Hagen, bezeichnet.

In zarter Jugend von rauher Feindeshand losgerißen aus dem heimischen Boden, mit dem das deutsche Herz mit all seinen Fasern verwachsen ist, werden die beiden edlen Kinder fern im fremden Lande

\*) Fischer, Sitten und Gebräuche der Europäer im 5. und 6. Jahrhundert, aus einem alten Denkmale beschrieben. Frankfurt a/O. 1784 und Leipzig 1792.

\*\*) Vergl. meine Ausgabe §§ 9 und 13—15.

\*\*\*) Vergl. das Vorwort. Der lateinische Text ist herausgegeben worden von J. Grimm und Schmeller, lateinische Gedichte des 10. u. 11. Jahrh. 1838; Du Ménil, *poésies populaires latines antérieures au 12. siècle*. Paris 1843; Provana, *Waltharius*, Aug. Taurinorum 1848; Neigebaur, *Waltharius*, 1853; Peiper, *Ekkehardi I. Waltharius*, 1873; Scheffel und Holder, *Waltharius*, 1874. Eine neue Ausgabe bearbeitet P. v. Winterfeld für die *Poetae latini*; eine wohlfeile Tertiansgabe wird ebenfalls demnächst von mir herausgegeben werden.

†) Vergl. Kinnig, *Walthar von Aquitanien*. 3. Aufl. 1900, S. XIV und Baechtold a. a. O. S. 53.

unter einem barbarischen Volke erzogen, und bald alle Hunnen überragend an Eigenschaften des Körpers wie des Geistes, beweisen sie unter den Barbaren die Überlegenheit des Germanentums gleich den edlen deutschen Fürsten, welche im Gefolge des historischen Attila am Hofe und im Felde deutsche Sitte und Art zu Ehren brachten. Willig werden ihre Vorzüge von den Hunnen anerkannt, und mit Freuden wird ihr König gewahrt, daß er in den beiden Geiseln einen wertvolleren Schatz in die Heimat geführt hat als in dem Horte an Gold und Edelgestein, mit dem die Könige des fernen Westens den Frieden von dem gefürchteten Sieger erkaufte hatten. Scheint doch Walthar berufen, die rechte Hand des Königs zu werden, und so wird der fremde Königssohn bald als „die Säule des Reiches“, als „Pannoniens Licht“ betrachtet. Er gilt als der Inbegriff der „Kraft und preislichen Mäandheit“, und wenn der allbeliebte jugendliche Held nach blutiger Schlacht in die Hofburg einreitet, so strömt jubelnd des Palastes Gefinde zusammen, und manch edle hunnische Maid im Gefolge der Königin mag den stillen Herzenswunsch hegen, den ruhmgekrönten Sieger als Besiegten zu ihren Füßen zu sehen.

Aber all die Fürstenhuld und die Gunst der Menge vermögen unsern Helden nicht zu befriedigen; weit ab liegt ja die liebe Heimat, fern sind die Volksgenossen und die teuren Eltern, die sich vor Sehnsucht nach dem einzigen Sohne verzehren, den sie dem Wohle des Vaterlandes geopfert haben. Und so inniger schließt sich Walthers liebebedürftiges Herz an den Schicksalsgenossen Hagen, den trauten Jugendgespielen, an; wenn er bei ihm weilt, so vergißt er das Mitleid des fernen Vaters, verblaßt vor seinem geistigen Auge das lockende Bild der Heimat.

Aber noch eines vermag ihm das bittere Leid der Verbannung zu versüßen: ist doch seine Schicksalsgenossin die Perle von Burgund, die minnigliche Maid Hildegunde, die frühes Verlöbniß der Eltern und eigene Herzensneigung ihm zu eigen bestimmt haben. Doch die Frauen des Hofes leben streng abgesondert wie im Nibelungen- und Gudrunliede;\*) nur selten sieht daher der Jüngling die Auserwählte, und die Klugheit gebietet, das Geständnis der Liebe tief im Busen zu verschließen, ja dem geliebten einsam trauernden Mädchen gegenüber gleichgültigen Sinn zu heucheln. Denn das Königspar ist argwöhnisch, seit Hagen

---

\*) Vergl. auch unten die Erzählung der Chidhresssaga.

in die Heimat entwichen ist, und bestrebt sich, Walther in feste Bande zu schlagen; einer hunnischen Fürstentochter soll er zum Ehebunde die Hand reichen, mit reichem Landbesitz begabt und so auf immer an das fremde, verhaßte Volk gefesselt werden. Allein Walther bleibt treu dem Vaterland und seiner Liebe, und als der scheidende Hagen nach leidenschaftlicher Umarmung sich von ihm losgerissen hat, um nach der deutschen Heimat, dem Ziele auch seiner jahrelangen glühenden Sehnsucht, zu ziehen, da brennt dem Zurückgebliebenen im fremden Lande der Boden unter den Füßen. Doch es gilt, noch länger zu dulden und auszuharren bei dem mißtrauischen Feinde, und noch hat die Geliebte weder das Geständnis von Walthers Liebe noch den schlan eronnenen Plan zu der gemeinsamen Flucht vernommen. Als dann Walther in günstiger Stunde die beseligende Gewißheit ihrer Gegenliebe gewonnen und das Paar nächtlicher Weile der hunnischen Hofburg mit ihren schlafenden Insaßen den Rücken gekehrt hat, wie zärtlich ist da der Jüngling um das geliebte Weib besorgt, welches ihm zu Liebe alles zu ertragen und einer dunklen Zukunft entgegenzugehen, sich entschlossen hat. Bei dem Gedanken an ein Mißlingen der Flucht, das der Braut Schmach und Schande bringen muß, erhebt Walthers tapferes Herz, und der schlachtenberühmte Held, den die Feinde fliehen, als ob er der leibhaftige Tod wäre, schleicht nächtlicher Weile durch pfadlose Gebiete in steter Furcht vor Entdeckung. Vierzig Tage lang wagt er es nicht, den Leib von dem schweren Streitgewande zu befreien und die müden Glieder zum Schlummer auszustrecken. Damit Hildegunde die Sorgen des Tages verschlafen und neue Kräfte für die ungewohnten Beschwerden der Flucht sammeln kann, hält er treulich Wacht, und nur zuweilen wagt er es, das müde Haupt auf den Schildrand zu stützen, aber kaum getraut er sich dabei, die Augen zu schließen. Erst als sie in vermeintlichem Freundeslande angekommen sind und in sicherem Verstecke sich gelagert haben, bettet er endlich zum Schlummer das Haupt in den Schoß der Geliebten. So beweist sich Walther der Braut während der ganzen Zeit der Flucht als ein treu sorgender Freund, und nimmer beschleicht ihn dabei der Wunsch nach zärtlichem Liebesgefoße; aber fern winkt die Heimat und dort nach tausend Gefahren als Lohn bewährter Treue in den Armen des schwerer kämpften Weibes das Glück der Liebe.

Walthers süßem Traume von Heimat und Wiedersehen folgt ein bitteres Erwachen: die Hufe flüchtiger Rosse ertönen, und aus dem wirbelnden Staube tauchen Gestalten kriegerischer Männer auf. Doch

nicht die schwergekränkten, rachedurstigen Hunnen sind es, die nahen; der König des fränkischen Landes, der Beherrscher der kühnen Ueberungen, ist mit seinen Mannen der Spur der Flüchtlinge gefolgt und hält nicht fern von der Felsenhöhle, und freudig überrascht, erkennt der spärende Walthar unter dem Gefolge des Fürsten seinen Jugendgespielen Hagen. Nun hat alle Not und Sorge ein Ende, denn der alte Freund naht doch gewiß, um ihn in seine Arme zu schließen, ihn in sein Haus zu führen, und wenn er sich an gastlichen Herde von den Mühen der Flucht erholt hat, nach der Heimat das Geleit zu geben. Doch die frohe Hoffnung wird bald getäuscht, denn die Mienen der Fremden verraten nichts Gutes, und in schweres Streitgewand gehüllt, pflegt man nicht zur festlichen Einholung eines lieben Gastes auszuziehen. Die feindliche Absicht der Ankömmlinge ist unverkennbar und Walthar, der bisher sorgsam eine feindliche Begegnung vermieden hat, zum Kampfe gestellt. Doch angesichts der drohenden Gefahr schwellt ihm froher Kampfesmut die Brust, der sehnige Arm probt im Schwunge die vertrauten Waffen, und im Vollgeföhle seiner Kraft vermißt sich der Held, daß keiner der Feinde sich rühmen solle, ungestraft die gierige Hand nach seinen Schätzen ausgestreckt zu haben. Wenn der Held alsbald nach diesen Worten zur Erde niederfällt und demütig Gott um Verzeihung bittet für seine Vermessenheit, so hat man hierin einen entstellenden Zusatz des geistlichen Verfassers\*) erblicken wollen und diese mönchischen Gesinnungen als nur äußerlich aufgeheftet hingestellt;\*\*) doch darf man nicht mönchisch und christlich verwechseln. Auch in der angelsächsischen Dichtung verrät Walthar wie Hildegunde eine fromme Gesinnung, und wir möchten diese kindliche Gottesfurcht und die schlichte Frömmigkeit, mit welcher der wackere Degen seine Sache Gott anheimstellt und auf seine Hilfe vertraut, nicht gern an dem Wilde des deutschen Helden müssen.\*\*\*) Auch darin zeigt sich ein edler, versöhnlicher, christlicher Sinn, daß er, obwohl er den Kampf nicht scheut, bemüht ist, sich in

---

\*) Heyder in seinen Anmerkungen zum Waltharius, Zeitschrift für deutsches Altertum 9, 150 fg.

\*\*) Scherer a. a. O. S. 56.

\*\*\*) „Was fernur dem Zeitalter des Übersetzers schon näher liegt und spätere geistliche That ist, das ist jene naive Christlichkeit, die den fromm biederem Geist der Ottonenzeit und der in ihr entstandenen Geschichtswerke abspiegelt“. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 1. Bd. 5. Aufl. 1871, S. 152.

Güte mit dem begehrlichen Feinde auseinanderzusetzen. Er ist ja ein Fremdling im Lande und kann nach altgermanischer Auffassung als solcher auf den Schutz und Frieden, deren die Bewohner desselben theilhaftig sind, keinen Anspruch machen, und formell ist König Gunther daher im Rechte, wenn er den Frieden dem Fremden verweigert, der um seinen Schutz nicht nachgesucht hat, mochte auch die spätere Sitte das scharfe Geltendmachen dieses Rechtes als wenig königlich erscheinen lassen. So bietet denn Walthar dem zu ihm abgesandten Kamalo, wenn er auch spöttische Bemerkungen über Gunthers unkönigliches Verhalten nicht unterdrücken kann, hundert goldene Spangen als Ehrengeschenk für denselben an, um sich dadurch einen freien Durchzug durch das Frankenland zu erkaufen, und als der Bote nach gepflogener Rücksprache mit seinem Herrn zwar von seiner ersten Forderung, auch die Jungfrau und das Roß herauszugeben, absteht, aber doch den gesamten Hort von Walthar verlangt, bietet dieser noch einmal die Hand zu einem friedlichen Vergleiche, indem er die doppelte Anzahl von Spangen zu geben sich bereit erklärt, wenn man ihn in Frieden seine Straße ziehen lassen will.

Doch schmäde zurückgewiesen, sieht er sich endlich gezwungen, zu den Waffen zu greifen und mit der habgierigen Feindeschar um Gut und Weib, um Ehre, Freiheit und Leben den Kampf zu wagen, einen Kampf, ob dem der alte Wasgenwald staunen, und von dem noch später Enkel Mund singen und sagen sollte.

Aber der ruhmvolle Sieger vom Wasgenstein ist nicht wie Siegfried durch Drachenblut gegen Hieb und Stich gefeit, keine unsichtbar machende Tarnkappe verleiht ihm die Stärke von zwölf Männern, er hat nicht wie König Hagen im Gudrunliede durch das Blut des fabelhaften Gabilunes wunderbare Kraft gewonnen, ihn stärkt nicht wie den Helden Wolfdietrich ein Trank aus dem Zauberbrunnen und der Besitz eines Wunderringes, nicht schützt ihn wie diesen St. Pankratien Heiltum und St. Jörgen Hemde: er ist ein Held aus ureigenster Kraft. In Kriegsspiel und Ernstkampf gestählte jugendliche Leibesstärke und Gewandtheit machen ihn allen Gegnern überlegen und lassen ihn immer wieder unverwundet aus dem Zweikampfe hervorgehen. Der hohe Preis des Ringens und festes Vertrauen auf Gott, der seiner gerechten Sache den Sieg verleihen werde, stählen Nerven und Muskeln immer wieder aufs neue und erfüllen ihn mit übermenschlicher Kraft, so daß er zum Staunen der Feinde nimmer ermüdet die Hand sinken läßt.

Ihm ist der Kampf ein Gottesurteil: wenn er zum Streite gereizt und ein Unrecht begangen hat, so soll ihn, ruft er aus, sogleich die Lanze des Gegners durchbohren! Nicht in Kämpfen wohlerprobte, verwogene Gefellen rufen ihn einzeln nach einander zum Streite auf, zu Roß und zu Fuß, mit Waffen aller Art, mit starken Speeren und leichten Wurfspießen, mit doppelschneidigen Schwertern, wuchtiger Streitart und vergifteten Pfeilen. Immer verändert ist die Angriffsweise der Feinde, immer anders die Abwehr des bedrängten Helden, doch stets gleich der Ausgang: alle büßen mit dem Tode den kühnen Versuch, den königlichen Helden zu fällen, der unverletzt, nur der Fier zweier Locken beraubt, als Sieger auf dem blutgetränkten Kampfplatze dasteht.

Aber was die einzelnen im Nahkampfe nicht erreichen konnten, wird vielleicht die gemeinsame Anstrengung mehrerer aus der Ferne vollbringen. Jetzt hüte dich, jung Walthar! Saufend fliegt, von geschickter Hand geschleudert, der furchtbare Dreizack durch die Luft und haftet fest in seinem Schilde; Triumphgeschrei der Franken ertönt, und voll Eifer ziehen vier schweißtriefende Ricken an langem Seile, um dem Gegner den schützenden Schild zu entreißen. Doch der steht lange unerschütterlich gleich der Eiche des deutschen Bergwaldes, bis er plötzlich den Schild fahren läßt und wie ein Wetterstrahl auf die überraschten Feinde fährt: drei liegen alsbald in ihrem Blute, und voll Entsetzen entflieht auf schnellem Rosse der letzte, der stolze König, von dem Orte des Schreckens, um zu dem abseits weilenden grollenden Hagen zu eilen.

Von Interesse ist es, Walthers Verhalten während des langen, furchtbaren Ringens und die Äußerungen seiner Seelenstimmung zu betrachten. Dem grimmigen Toben, der schäumenden Wut, dem ungestümen Andringen der Gegner setzt er selbstbewußte Ruhe, ihrem Prahlen und Drohen stumme Verachtung entgegen. Aber als er wiederholt vergebens an Hagens Neffen Patafried väterliche Mahnungen gerichtet hat, vom Kampfe mit ihm abzustehen, und der herrliche Jüngling blindlings in den Tod rennt, da übermannt ihn der Zorn über den Thoren, und er knirscht vor Wut mit den Zähnen wie der gereizte Wildebeest. Und auch als ihn die vier letzten Gegner zu langem unfruchtbaren Abmühen zwingen, schwillt dem Ungeduldigen die Zornesader, und er stürmt voran zum unwiderstehlichen Angriffe.

Auch darin zeigt sich seine Überlegenheit, daß er trotz des Ernstes seiner Lage den Humor nicht verliert und in altgermanischer Weise

Spott und Hohn an dem Gegner nicht spart.<sup>\*)</sup> Sachenden Herzens begrüßt er den mit dem Schwerte zum Naktampfe heransprengenden Schützen Werinhard und treibt ihn, der bisher unerreichbar gewesen war, zur Eile an; mit lustigem Gelächter beantwortet er Eckefrieds Frage, ob er, der Unverwundbare, ein lustiges Trugbild, ein Schrat aus dem Walde sei, und mit höhnischen Worten sendet er dem Feinde den tödlichen Speer als Gegengabe. „Wohin willst du dem? Hole dir doch den Schild!“ tönt es aus seinem Munde, ehe er den fliehenden Hadawart, der sich die schöne Waffe Walthers als Kampfspreis ausbedungen hat, zu Boden schlägt, und grauenvoll klingt der Hohn des gereizten Mannes, wenn er dem gefällten Randolf das Haupt abschlägt als Vergeltung für die abgeschorenen beiden Haarlocken, wenn er den Trogs zur Unterwelt sendet, damit er den im Tode vorangegangenen Fremden verkünde, wie herrlich er sie an Walthar gerächt habe.

Die lange Kampfarbeit des ersten Tages ist zu Ende, und die beiden überlebenden Franken sind abgezogen. Doch der stolze Held verschmäht die heimliche Flucht, denn der übermüthige König soll ihm nicht nachsagen, daß er wie ein Dieb in nächtlichem Dunkel entronnen sei, und er bleibt auf dem Platze, auf welchen sich jetzt die Schatten der Nacht herabsenken. Still liegt die blutige Walstatt da, verstummt ist das Stampfen der Rosse, das Dröhnen und Klirren der Waffen, verklungen das Toben der Kämpfer und das Geräusch der Sterbenden; nur die hochwipflichen Bäume des Waldes rauschen ernst mahnend im Abendwinde. Vergessen ist der wilde Streit, und der Geist der Milde und Versöhnung zieht in die Seele des edlen Walthar ein. Vor ihm liegen, schrecklich verstümmelt, elf stille Männer, die seine Hand, von herber Not gezwungen, des freundlichen Lichtes beraubt hat — ein jammernerwerter Anblick! Ein edler Sieger ehrt auch den toten Feind, der im ehrlichen Kampfe gefallen ist, und so naht sich dem Walthar, noch ehe er an Raht und Erquickung denkt, mit bitterem Senfzen den Toten und fügt den blutigen Leibern die abgeschlagenen Häupter an, da er eine eigentliche Bestattung den Angehörigen überlassen muß. Nachdem er so den getödeten Feinden die letzte Ehre erwiesen hat, vereinigt er in inbrünstigem Gebete mit dem Danke an Gott für die gnädige Rettung die Bitte, ihn diejenigen, welchen er im Leben feind sein mußte, dereinst im himmlischen Reiche des Friedens widerschaun zu lassen.

---

\*) Über den Schlachtenhohn vergl. u. a. Freytag a. a. O. S. 204.

Dann gilt es, die bekümmerte Braut zu trösten, den ermatteten Leib durch Nahrung und kurzen Schlummer zu stärken, um, sobald der erste Theil der Nacht verflossen ist, wieder Wache halten und die mit Beute beladenen Rosse zum Ausbruche rüsten zu können. Am frühen Morgen, als alles ringsum ruhig ist, verläßt das flüchtige Paar die sichere Burg, um den Weg zur Heimat weiter zu verfolgen. Doch kaum ist er eine Rast weit geritten, da geht Walthers Ahnung in Erfüllung: der Feind hat im Hinterhalte gelauert, und wütend sprengt König Gunther in Begleitung Hagens heran, von neuem bittere Fehde kündend mit schmähenden Worten. Aber verächtlich wendet der Held sich von dem unedlen Standesgenossen ab, um Hagen, den Jugendfreund, an die alten Schwüre der Treue zu erinnern und vom Kampfe abzumahnen.

Jetzt, wo der tragische Augenblick herannahet, da das einst so innig verbundene Fremdespaar die Klingen kreuzt zum Streite auf Leben und Tod, ist es an der Zeit, unsern Blick auf Hagen zu lenken und uns den ergreifenden Seelenkampf zu vergegenwärtigen, der in seiner Brust wogte, während Walthers sich mit den Frankenrechen in Waffen maß.

Hagen ist in unserer Dichtung nicht der finstere, wilddämonische Charakter, der uns im Nibelungenliede mit Grauen erfüllt, vielmehr eine durchaus sympathische Persönlichkeit und eben deswegen zur Darstellung eines tragischen Konfliktes vorzüglich geeignet. Schwer ist ihm der Abschied geworden, als er einst im fernen Hunnenlande aus den Armen seines Freundes sich losreißen mußte, um der Pflicht des Herrendienstes zu folgen, die ihn nach der fränkischen Heimat zurückrief, und um so größer ist die Freude über die Kunde von der unerwarteten Rückkehr des lieben Gefellen. Alle, die in der Halle des Königs beim Mahle sitzen, sollen sich mit ihm freuen über die frohe Bäre, ein Wunsch, der in ungeahnter Weise in Erfüllung geht, als der habgüchtige König unter dem Beifallsjubel der übrigen Tafelgenossen die Ankunft des Fremden als eine günstige Gelegenheit, reichen Hort zu gewinnen, bezeichnet. Statt festlicher Einholung wartet räuberischer Überfall des Freundes, und der schmerzlich enttäuschte Hagen muß, so will es der Befehl seines Herrn, sich selber an dem Raubzuge betheiligen, nachdem er vergebens den Sinn des Gebieters zu ändern sich bemüht hat. So zieht er schweren Herzens mit der beuteluftigen Schar von daunen, wohl in der stillen Hoffnung, daß man den Gesuchten verfehlen möge.

Doch als man die Spur des flüchtigen Paares gefunden, da ist es nicht nur die Freundespflicht, sondern auch die Rücksicht auf seinen unbefonnenen Herrn, die ihn nochmals seine warnende Stimme erheben läßt, denn noch immer ist der ein Kind des Todes gewesen, der sich dem gewaltigen Helden Walthar zum Kampfe gegenübergestellt hat. Vergebens: der thörichte Fürst bleibt unbeugsam, geblendet von Habgier, läßt sich aber endlich auf Hagens nochmaliges Bitten bewegen, zunächst mit Walthar um die freiwillige Herausgabe des Goldschatzes zu unterhandeln, und als der Fremdling wirklich sich bereit erklärt, einen beträchtlichen Teil desselben dem Könige darzureichen, da rät der treue Warner, mit dem Erreichten zufrieden zu sein und nicht das Schicksal herauszufordern, indem er zugleich Mitteilung von seinem unglückverheißenden Traume macht.

Wir erfahren von dem Dichter nicht, ob Hagen am Hofe Gunthers die große Rolle spielte wie im Nibelungenliede.\*) Dort ist er den Nibelungen ein helfslicher tröst, ein unermüdlicher Berater und Warner, dessen überlegene Klugheit und Welterfahrung von allen willig anerkannt wird. „Er hat vollkommen die Stellung eines Majordomus zur Zeit der letzten Merowinger; der König thut nichts, ohne ihn um Rat zu fragen, ja er hat kaum einen Gedanken, den ihm sein Bezier nicht eingiebt.“\*\*) Nur einmal wird sein kluger Rat nicht befolgt, nämlich als er seinem Herrn abrät, der Einladung der rachebrütenden Kriemhilde nach dem Hunnenlande Folge zu leisten, und warnend spricht: „Ir habt iu selben widerseit!“ Und hier wie in unserm Epos wird der weise Rat verschmäht zum Unheile des Königs, ja in beiden Fällen dem Warner Feigheit zum Verwurfe gemacht:

Dô sprach zuo dem râte der fürste Gêrnôt:  
„sit daz ir von schulden fürhtet dâ den tût  
in hiunischen rîchen, solde wir'z dar umbe lân  
wir ensâhen unser swester, daz wær' vil übele getân“.

Nib. Bartsch 1462.

Im Waltharius ist es der jugendlich leichtfertige König selber, der, des unheilverkündenden Traumgesichtes spottend, Hagen der Jägheit, ja der vom Vater ererbten Jagheit beschuldigt, und somit nicht nur dem

\*) Vergl. auch unten den Schluß der Inhaltsangabe der Wiener Bruchstücke eines mittelhochdeutschen Walthariliedes.

\*\*) v. Möriener, Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Kulturgeschichte. 1886, S. 22.

erprobten Helden selbst, sondern auch dessen Sippe die schwerste Beleidigung zufügt, die der germanische Krieger kennt. Da entbrennt der treue Diener in gewaltigem Zorne, denn auch dem Fürsten ist es nicht gestattet, das kostbarste Gut des Gefolgsmannes, die kriegerische Ehre, anzutasten, ein Gut, dessen uneingeschränkter Besitz als unerläßliche Bedingung des Vasallitätsverhältnisses betrachtet werden muß. Es ist daher nur eine richtige Schlußfolgerung aus der von dem Könige an ihm geübten Kritik, wenn der bitter gekränkte Mann das Band zwischen Senior und Vasallen als gelöst betrachtet, wenn er erklärt, daß er, der Feigling, nicht an dem vom Könige befohlenen Kampfe tapferer Männer teilnehmen werde, und auch äußerlich aus ihrem Kreise ausscheidet, indem er auf einen nahen Hügel reitet, um als unbeteiligter Zuschauer dem weiteren Verlaufe der Dinge zuzusehen. Dadurch wird ihm zugleich eine willkommene Gelegenheit geboten, die dem Freunde geschworene Treue zu halten, und selbst der Tod, den der geliebte Nefse bald darauf von Walthers Hand erleidet, kann ihn, wie er V. III2 dem Könige ausdrücklich erklärt, nicht bewegen, als Rächer der Familie den Kampf gegen Walther aufzunehmen, der ja auch um Hagens willen alles Mögliche versucht hatte, das Verhängnis von Patasfried abzuwenden, und ihn dann in gerechter Notwehr erschlagen mußte. Da Hagen sich trotzdem später entschließt, den alten Freund auf Leben und Tod zu bekämpfen, so hat man es für einigermaßen zweifelhaft erklärt, ob eine psychologische Erklärung dieser plötzlich eintretenden Sinnesänderung möglich sei.\*) Hagens Verhalten ist jedoch aus der veränderten Sachlage durchaus erklärlich. Der Hochmut des stolzen Königs ist schmählich zu Falle gekommen; Mann für Mann sind seine wackeren Krieger von Walther gefällt, und er ist zur Zeit aller Hilfsmittel beraubt wie Dietrich von Bern, als seine sämtlichen Mannen bis auf einen von den Nibelungen erschlagen sind:

Er sprach: „und sint erstorben alle mine man,  
sô hât mîn got vergezen, ich armer Dietrich.  
ich was ein künec hêre, vil gewaltic unde rîch.“

Nib. 2319.

Gunther selbst hat es nicht gewagt, den furchtbaren Gegner allein zu bestehen, sondern sich zu unruhmlicher Flucht gewandt. Die Ehre

\*) Vergl. Dieter in der Zeitschrift *Anglia* 10, 227 fg. und 11, 163 fg. und dagegen meine kritischen Bemerkungen zum Waltharius in der *Germania* 37, 34, deren wesentlicher Inhalt hier wiedergegeben ist.

des königlichen Namens ist besleckt, seine Stellung als Herrscher, das Ansehen des ganzen Frankenvolkes gefährdet. Welchen Eindruck wird es machen, wenn der Fremde ungestraft aus dem Lande entkommt, wie werden die Nachbarn über die Niederlage der sonst so gefürchteten Franken triumphieren und spotten! Nur einer ist da, der in dieser Not helfen kann, der vorher so schmähslich beleidigte Hagen, und bei ihm sucht der bedrängte Herrscher Zuflucht. Dadurch, daß dieser reumütig seine Schuld eingesteht und sein Unrecht mit vielen Wohlthaten wieder gut zu machen verspricht, ist Hagens Ehre wiederhergestellt, der Held versöhnt und das alte Verhältnis zwischen Herrn und Gefolgsmann wieder eingetreten.

Doch lange zögert Hagen, den Bitten des Königs, daß er Walther bekämpfen möge, zu willfahren, und wie im Nibelungenliede das Herz Rüdigers von Bechelaren, so wird auch das seinige von grimmigen Zweifeln gefoltert, ob er zu dem herzlich geliebten Freunde halten, der ihn an den Eid der Treue mahnt, oder dem flehen des vor dem Vasallen sich demütigenden Fürsten nachgeben soll, der von ihm wie Kriemhilde und Etel von dem getreuen Markgrafen die Erfüllung der Mannenpflicht fordert.

Etzel der rîche vlêgen ouch began.  
dô buten si sich beide ze fûezen für den man.  
den edelen marcgrâven unmuotes man dô sach.  
der vil getriuwe recke harte jâmerlichen sprach:

„Owê mir gotes armen, deich ditz gelebet hân.  
aller mîner êren der muoz ich abe stân,  
triuwen unde zûhte, der got an mir gebôt.  
owê got von himele, daz mîh's niht wendet der tôt!

Swelhez ich nu lâze unt daz ander begân,  
sô hân ich bæslîche und vil übele getân:  
lâz' aber ich si beide, mich schiltet elliu diet.  
nu ruoche mich bewîsen, der mir ze lebene geriet.“

Nib. 2152—54.

Hagens Moral ist im Nibelungenliede, obwohl er zu den Mägen des Königs zählt, die des subalternen mittelalterlichen Dienstmannes, für den sein Herr die Sonne ist, um die sich alles dreht. Was dem Vortheile des Herrn dient oder zu dienen scheint, ist Hagen zu thun erlaubt, ja geboten, selbst schnöder Verrat und hinterlistiger Mord; die eigenen sittlichen Grundsätze, die Forderungen der allgemeinen Moral müssen

dem Interesse des Herrn nachstehen. Anders denkt und handelt Hagen in unserer Dichtung. Wie sich der Stolz des Mannes aufbäumt vor dem kränkenden Worte aus Fürstenmunde und sein Zorn gegen den Beleidiger auflodert („soweit es dem Herrn gegenüber erlaubt ist“, fügt bezeichnender Weise der mönchische Dichter des 10. Jahrhunderts hinzu), so zeigt er auch dem Ansinnen des Königs gegenüber seine selbständige Natur, die sich von niemandem die Verantwortung für ihr Thun und Lassen abnehmen läßt und dem Leisterne in der eigenen Brust folgt.

Der Ausgang des tragischen Konfliktes, in dem die eine Treue mit der anderen kämpft, kann nicht zweifelhaft sein: Rüdiger und Hagen lassen beide an die wäge sêle unde lip und widerlagen blutenden Herzens den Freunden, denn das Privatverhältnis muß in den Hintergrund treten, wo Fürst und Volk von dem Manne das Eintreten für ihre Lebensinteressen fordern. Die Mamentreue ist die starke Grundlage des mittelalterlichen deutschen Lehnsstaates; wenn sie wankt, so ist der Bestand des Staates in Frage gestellt. Hagens eigener Schmerz tritt also vor der Rücksicht auf die Ehre seines Königs zurück, das ist des Helden eigenes Geständnis in V. 1109; nicht um den Tod seines geliebten Neffen zu rächen, nimmt er den Kampf gegen Walthar auf (V. 1112).

Nach dieser ausdrücklichen Versicherung dem Könige gegenüber muß es nun auffallend erscheinen, daß Hagen, als er vor Walthar sein feindliches Verhalten rechtfertigt, seiner Vasallenpflicht mit keiner Silbe gedenkt, sondern lediglich die Pflicht der Blutrache als Grund seiner veränderten Haltung anführt. Dieser scheinbare Widerspruch dürfte sich vielleicht dadurch erklären lassen, daß Hagen bei Walthar, dem in Purpur geborenen Königssohne, der soeben mit Hilfe von Verstellung und List die Fesseln einer erzwungenen Dienstbarkeit leichten Herzens abgestreift hat, nicht dieselben Anschauungen von Standespflicht und Standeschre voraussetzt, die ihn selbst, den dienenden Vasallen, beherrschen. Wohl aber hat Walthar Hagen an seine Freundschaftspflicht erinnert, ihm die eigenen idealen Anschauungen von Freundschaft dargelegt und gestanden, daß er über dem Unblick des Freundes des eigenen Vaters vergessen, daß der Verkehr mit dem lieben Gefellen ihm mehr als das Leben im Heimatlande gegolten habe.

Dem Vertreter eines Pietätsverhältnisses gegenüber sieht Hagen sich veranlaßt, sich ebenfalls auf ein solches zu berufen, indem er auf die uralte geheiligte Pflicht der Blutrache hinweist, die von ihm fordert

den Tod des erschlagenen Neffen mit dem Blute seines Mörders zu sühnen.)\* Da er keine Buße annehmen zu wollen erklärt, sondern auf blutiger Fehde besteht, so muß Walthar von neuem zu den Waffen greifen und von der zweiten bis zur neunten Stunde des Tages mit den beiden Gegnern in ungleichem Kampfe ringen, welcher bei der Natur seiner Veranlassung ein tragisches Ende erwarten läßt.

Daß derselbe trotzdem mit einer Versöhnung der Feinde endet, hat man für einen nicht unbedenklichen Ausgang erklärt. Nach Dieters Ansicht durfte Hagen, wenn er um der Ehre des Königs willen den Kampf gegen Walthar aufnahm, sich nicht schließlich mit dem Gegner versöhnen; auch hätte der stolze König unmöglich in die Versöhnung willigen können. Allerdings hat Gunther den Kampf erneuert, um seine Ehre wiederherzustellen, denn von der Beute, nach der ihn anfangs so sehr gelüstete, ist später nicht mehr die Rede. Aber der Ehre des vorher schmähdlich geslohenen Königs ist nach Beendigung des Kampfes genug gethan; Gunther hat nach Kräften gekämpft, bis er schwer verwundet wurde, und diese Wunde ist von seinem Vasallen bitter gerächt worden. Nachdem aber auch Walthar seine Verstümmelung dem Gegner vergolten hat, ist der Weg zur Versöhnung gebahnt. Außerdem aber zwingt die Gewalt der Thatfachen die Kämpfer zum Einstellen der Feindseligkeiten: sie können einfach nicht weiter kämpfen, denn sie sind gänzlich erschöpft (V. 1422) und der König wie auch Walthar in Gefahr zu verbluten. Daß jetzt die Jungfrau als versöhnendes Element hinzutritt, die Wunden verbindet und die lechzenden Zungen küßt, daß Hagen zum Fortschaffen des wunden Herrn der Hilfe Walthers bedarf, macht die Versöhnung vollständig.

Nach Dieter ist aber auch die klägliche Rolle, welche Gunther am Schlusse der Dichtung spielt, mit dem Vorhergehenden unvereinbar, und er fragt, wie der stolze Herrscher, ohne an Rache zu denken, die Mißachtung hätte ertragen können, mit der ihn Walthar V. 1415 fg. behandelt. Nun, großsprecherische Leute werden gewöhnlich im Unglück sehr kleinlaut. Doch ich glaube, wir verkennen den Charakter Walthers, wenn wir annehmen, daß er, der früher auf die Schmähungen des Königs nur mit Schweigen antwortete (V. 1237), jetzt den verwundeten Gegner und nunmehrigen Gast durch beleidigende Rede gekränkt hätte. Seine Worte sind an Hildegunde bezw. Hagen gerichtet, und wir haben uns

---

\*) Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 21 fg.

die Situation so vorzustellen, daß die beiden wiederverföhnten Freunde nahe bei einander sitzen, während der so schwer verstümmelte Gunther etwas abseits sich vor Schmerzen windet (V. 1405 und 1411), unfähig, den Vorgängen in seiner Umgebung zu folgen, wie er ja auch an den Scherzreden der beiden anderen sich nicht beteiligt. Die Kritik seines Herrn muß sich Hagen wohl gefallen lassen, denn er kann nicht umhin, ihre Berechtigung anzuerkennen; muß er selbst doch auch den Vorwurf Walthers hinnehmen, ihm fehle noch etwas zu einem ganzen Helden, nämlich daß er — um die Stelle mit Simon Dachs Worten wiederzugeben — „Treu' erzeigen und freundschaft halten kann“.<sup>\*)</sup>

So hat also der Dichter die beiden Gegner, den idealen Verfechter der deutschen Männertreue und den idealen Vertreter der Freundestreue, verföhnt, ohne aber im Prinzip den Streit zwischen den beiden Arten

<sup>\*)</sup> Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 34 fg. — Die Freundestreue, die Walthar in unserer Dichtung bei Hagen vermißt, bewährt dieser im Nibelungenliede in seinem Verhältnisse zu Volker, der alle Not und Sorge mit ihm teilt. Als beide an Ezels Hofe vor der Thüre des Saales für die schlafenden Burgunden wachen und die Hunnen heranschleichen, um die schlummernden Gäste zu überfallen, will sich der kühne Spielmann zu jenen begeben, um sie zur Rede zu stellen, wird jedoch von Hagen zurückgehalten, denn, wenn der Freund angegriffen würde, so, sagt er, werde er ihm beispringen und seinen Posten verlassen müssen, was den Schläfern den Tod bringen könne.

Str. 1843: „Nein durch mine liebe“, sprach dô Hagene,  
„komet ir von dem hûse, die snellen degene  
bringent iuch mit swerten lîhte in sölhe nôt,  
daz ich iu müese helfen, wær'z aller mîner mäge tôt.“

Da zu seinen Mägen auch die Burgundenkönige gehören, die gleichzeitig seine Herren sind, so würde Hagen mit diesem Anspruche die Freundestreue auch über die Vasallenpflicht stellen, deren treuer Erfüllung sein ganzes Leben geweiht ist; doch sind jene Worte, die den Zweck wirkungsvoller Ermahnung des Freundes haben, wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen. Wenigstens wird Hagen nicht wie Rüdiger vor die bittere Notwendigkeit gestellt, zwischen Freund und Herrn zu wählen, und kann daher beiden die Treue bis zum Tode halten. Der Fiedler, der beste hergeselle, den er ie gewan, wird von dem alten Hildebrand erschlagen:

Str. 2289: Dô sach von Tronege Hagene Volkêren tôt.  
daz was zer hohgezîte sîn aller meistiu nôt,  
die er dâ hete gewonnen an mâgen und an man.  
owê wie harte Hagene den helt dô rechen began!

der Treue zu schlichten. Und dies konnte auch wohl nicht anders sein, denn wie die versöhnten Gegner von einander scheiden, ein jeder getrennt dem von ihm bislang verfochtenem Grundsätze, so wird auch immer die Frage, welche Treue vor der anderen zurücktreten müsse, der Eigenart des einzelnen entsprechend, verschieden beantwortet werden.\*)

Die dritte der von dem Dichter ausführlicher behandelten Personen ist Hildegunde, „die überall im Lied weder zu wenig noch zu viel auftritt“.\*\*) Gleich ihrem Verlobten weiß die burgundische Maid, die Erbin eines stolzen Thrones, das traurige Los der Gefangenschaft fern von Vaterland und Freunden mit Würde zu tragen und in ihrer Weise durch persönliche Vorzüge sich eine angesehenere Stellung an dem hunnischen Königshofe zu erringen. Ihre Sittsamkeit und ihr rühriger Eifer in der Erfüllung weiblicher Obliegenheiten gewinnen ihr das Herz der Königin, und wie Attila die Vorzüge der beiden ihm vergeblichten Jünglinge zu seinem Nutzen auszubenten weiß, so freut sie sich, in dem fremden, alleinstehenden Mädchen eine zuverlässige Persönlichkeit gefunden zu haben, der man die selbständige Leitung der häuslichen Geschäfte und die Aufsicht über die Schätze des Königshauses übertragen kann. So wächst Hildegunde in stiller Thätigkeit in den Gemächern der Burg zu einer Jungfrau von unglaublicher Schönheit heran (V. 456), indes ihr Schicksalsgenosse Walthar draußen im Felde von Kampf zu

\*) Konflikte, in denen die Freundestreue über eine andere Art der Treue siegt, finden sich auch geschildert in der dem färlingischen Kreise verwandten, im Mittelalter in den verschiedensten Sprachen behandelten Sage von Amicus und Amelias, welcher letzterer, um seinem ausfägigen Freunde Heilung zu verschaffen, sich entschließt, das Blut seiner eigenen Kinder zu vergießen, sowie in der ursprünglich byzantinischen Sage von Athys und Prophilias. Hier trägt die Freundesliebe den Sieg davon über die Gattenliebe, indem Prophilias sein eigenes geliebtes Weib dem vor Liebe zu ihr sich verzehrenden Freunde abtritt und seiner Heimat den Rücken kehrt. Vergl. Bartsch, die deutsche Treue in Sage und Poesie, 1867.

\*\*) Grimm a. a. O. S. 98. — In einem Briefe v. Merians an den Minister von Stein (Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde II, 41) heißt es: „Vorzüglich ist Hildegund zu beachten. Aus dem wenigen, was von ihr, aber meisterhaft, gesagt wird, und aus dem vielen, was verschwiegen wird, läßt sich ein Bild zusammenstellen, das urdeutsch wird und — ob schon sie eine Fürstentochter ist — Egmonts Märchen außerordentlich gleicht: „Velle tuum meum est“ ist der Inbegriff ihres Lebens. Dienen, raten, helfen, heilen, lieben, so erscheinen die deutschen Weiber in Geschichten und Gedichten bei Tacitus und — bei Goethe.“

Kampf zieht und die Verlobte seiner Kindheit nicht zu beachten scheint. Und als ihr Walthar durch sein Verhalten kund giebt, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, da kann sie an ihr Glück nicht glauben, und es scheint ihr, als ob der junge Held, der unter den Töchtern der vornehmsten Hunnenfürsten frei wählen kann und vor kurzem erst dem Könige erklärt hatte, unbeweibt bleiben zu wollen, einen unziemlichen Scherz treibe, wenn er um die Liebe der armen verlassenen Hildegunde wirbt, und der Stolz der Jungfrau bäumt sich dagegen auf. Einer Vermählung ist Walthar abgeneigt, wie sie annehmen muß; zu seiner Geliebten aber ist die Königstochter zu gut. Doch als sie erkannt hat, daß Walthar frei ist von Trug und Verstellung, da sinkt sie beseligt dem heimlich geliebten Manne zu Füßen, ihm das gethane Unrecht abzubitten und ihm zu geloben, daß sie auf ewig sein eigen sein und Glück und Unglück gemeinsam mit ihm tragen will. Sein Wille soll der ihrige sein, und in dem Verlobten den künftigen Gatten ehrend, folgt sie in allem still, bescheiden, vertrauensvoll und hingebend seinen Weisungen. Klug bereitet sie, wie Walthar geheiß, alles zu der verabredeten Flucht vor, doch gegenüber den Gefahren derselben zeigt sie sich als ängstliches, zartes Weib. Während die walfürenhafte Hildegunde der angelsächsischen Waldereffragmente\*) den bedenklichen Geliebten mit eindringlichen Worten eifrig zum Kampfe anfeuert, gleich den seelenstarken Germanenfrauen, welche die weichenden Männer durch Bitten und Drohungen in die tobende Schlacht zurücktrieben, erhebt sie in unserm Gedichte auf der Flucht vor jedem leisen Geräusche, welches der säuselnde Wind, der schwirrende Vogel und der knarrende Zweig im Walde hervorbringen. Vor Furcht zitternd, schaut sie sich um, als sie mit dem Verlobten den sicheren Port am Wasenstein verlassen hat, und erbleichend rät sie ihm zu schleuniger Flucht bei dem Herannahen der beiden Feinde; es liegt ihr mehr an der Rettung des geliebten Mannes als an seinem Heldenruhm. Weiblich schreit sie auf beim Anblick des Geschosses, das sich zu ihren Füßen in die Erde bohrt, aber schnell besiegt auch die Liebe die Furcht, und besorgt blickt sie alsbald nach dem teneren Manne hinüber, um sich zu überzeugen, ob er unverfehrt geblieben ist. Völlig aber überwindet ihre Seele die Schwachheit der weiblichen Natur und erhebt sich zur Heldengröße, als sie angesichts der Feindeschar von den Händen des Geliebten den Tod fordert, damit sie, nachdem die Hoffnung,

---

\*) Vergl. darüber unten.

die Seine zu werden, geschwunden ist, nicht fremder Männer Beute werde, hierin jenen Timbernfrauen gleichend, die bei der Erstürmung ihrer Wagenburg den freiwilligen Tod der Schmach römischer Knechtschaft vorzogen. Auch als der letzte blutige Kampf ausgestritten ist und die Pflicht des Weibes an sie herantritt, die ermatteten und verstümmelten Männer zu pflegen, kämpft sie alle Jaghaftigkeit nieder, und so „hinterläßt sie Wunden bindend und Wein bereitend am Schluß einen wohlthuenden Eindruck“.

Wenig Sympathie vermag dagegen der Charakter des Königs zu erwecken. Seine Darstellung erinnert an die Gunthers im Nibelungenliede, wo er zwar zum Schlusse in dem Vernichtungskampfe in Egels Burg als der letzte wacker streitet und einen herrlichen muot bewährt, bis endlich der löwenstarke Held Dietrich von Bern den Ermatteten überwältigt, während er sich im ersten Teile als ein unfriedfertiger, unmännlicher, unselbständiger und unlauterer Charakter zeigt. Der Grund für diese ungünstige Zeichnung eines Königs, der nach alter deutscher Auffassung seinem Volke ein Spiegel jeglicher Tugend sein soll, ist wohl in beiden Fällen darin zu suchen, daß der Dichter sich genötigt sah, Gunther vor den Hauptpersonen der Dichtung in den Hintergrund treten, ja als Folie für seine Helden dienen zu lassen.\*)

Im Walthariliede spielt Gunther, wie Scherer bemerkt,\*\*) gewissermaßen die Rolle des Intriganten; er ist das böse Prinzip, welches die Bundesfreundschaft der beiden wackeren Helden stört und demgemäß vom Dichter schlecht behandelt wird.

Auf die Kunde von dem Goldschätze Walthers wird er sofort von unförmlicher Habgier ergriffen, und ohne die Gefühle Hagens zu berücksichtigen, beschließt er, den Fremden zu berauben, indem er sich und anderen einredet, daß er damit nur den von seinem Vater den Hunnen entrichteten Tribut wieder an sich nehme. In dem Kampfe um den Hort ist sein Verhalten keineswegs königlich, denn

ez zaeme — — — vil wol volkes trôst,  
daz die herren væhten z'aller vorderôst.

Nib. 2020.

---

\*) Nach Becker, Der Schauplatz des Walthariliedes, Westermanns Monatshefte, 1885, S. 268 entspricht die Charakteristik des Frankenkönigs bei Ekkehard der Vorstellung eines Alemannen von den Merowingern, von welchen sein Volk einst überwunden worden.

\*\*) a. a. O. S. 56.

Allein Gunther hütet sich, seine Haut zu Markte zu tragen, sondern heßt seine braven Leute einen nach dem anderen in den Tod, indem er sie mit hochtrabenden Worten ermahnt, wie er selbst zu denken und lieber zu sterben als unverrichteter Dinge nach Hause zurückzukehren. Erst als die Sache ungefährlich erscheint und bereits drei seiner Mannen beschäftigt sind, Walther den Schild zu entreißen, läßt er sich herbei, auch seinerseits etwas zu thun und als letzter mit am Seile zu zerren, um sich aber sogleich zur Flucht zu wenden, als die Lage für ihn bedenklich wird. Der Mangel an persönlichem Mute, der ihn selbst bewegt, sich zu schonen, setzt er auch bei dem treuen Warner Hagen voraus, und daher kränkt er den Helden durch den Vorwurf der Feigheit; doch sieht sich der stolze Fürst gar bald genötigt, sich vor dem Diener zu demütigen und mit kläglichen Worten die Hilfe des Geschmähten zu erbitten. Erst als diese gewonnen ist und beide Walther aus dem Hinterhalte angreifen, wächst ihm der Mut, und jetzt, wo er sich von Hagen beschützt weiß, beschimpft er den tapferen Gegner, sam diu alden wip scheltend. Als dann der Kampf zweier gegen einen begonnen hat, schleudert auch er nach Hagens Beispiel seinen Speer, aber mit geringer Kraft und schlechtem Erfolge, und bei dem Versuche, sich der Waffe heimlich wieder zu bemächtigen, wird er von dem wachsamem Gegner so angedomert, daß ihm die Kniee wanken, und nur das schnelle Dazwischenkommen des Vasallen rettet den Erschrockenen vor dem sicheren Tode.

Der kläglichen Rolle, welche Gunther spielt, entspricht der Ausgang des Ganzen: während Walther und Hagen über die empfangenen Wunden zu scherzen vermögen, muß der vorher so stolze König in jämmerlichem Aufzuge verstümmelt wieder in seine Hauptstadt einziehen.

Wie uns der Dichter von den eben betrachteten Hauptträgern der Handlung wohlgelungene, lebenswahre Bilder entwirft, so unterläßt er es auch nicht, die Nebenpersonen mit wenigen treffenden Strichen zu kennzeichnen: die patriarchalische Gestalt des milden Hunnenherrschers, der wie im Nibelungenliede nach einem Leben voll ruhmvoller Kämpfe („als ruhender Tartarfürst“; Gervinus) selbst auf weitere kriegerische Thaten verzichtet und sich der friedlichen Regierung seiner Völker widmet, und dessen väterliche Liebe zu den beiden vergeißelten fremden Kindern sich nach dem Entweichen derselben in glühenden Haß und wilde Rache sucht verwandelt; die kluge, ihren Gemahl so wohlberatende, redengewandte Königin Os spin, die mit ihren bösen Ahnungen schließlich

doch recht behält; das im Leben und im Tode eng verbundene Freundespaar Trogus und Tanastus, welche einen wirksamen Gegensatz zu den beiden einander grimmig befehdenden Genossen Hagen und Walther bilden, und die anderen neun wackeren Kämpen, die alle mit gleicher Unererschrockenheit den gefährlichen Kampf mit Walther aufnehmen,<sup>62</sup> doch in Worten und Thaten verschiedene Charaktere und Beweggründe vertragen. Kamalo und Werinhard wollen als getreue Diener den Befehl ihres Herrn ausführen; Skaramund ist bestrebt, den Tod des von Walther erschlagenen Verwandten zu sühnen; von dem landsflüchtigen Eckefried können wir annehmen, daß er sich der gastlichen Aufnahme seitens des Königs würdig erweisen will; Hadawart treibt das Verlangen nach dem schönen Schilde des Gegners in den Kampf; der junge Patafried brennt vor Begierde, sich Ruhm zu erwerben; Gerwit will den eben getöteten Genossen rächen; die vier letzten, beim Anblick der vielen Erschlagenen anfänglich zaudernden Streiter, die den König dringend bitten, vom Kampfe endlich abzustehen, werden durch den Appell des Herrn an ihre kriegerische Ehre schließlich doch veranlaßt, als wäre es ein Spiel, um die Wette in den Tod zu eilen.

Trefflich hat es der Dichter auch verstanden, in der frisch voran eilenden Erzählung einzelne Scenen und Situationen festzuhalten und bei aller Knappheit der Darstellung mit ungemeiner Lebendigkeit zu schildern, so daß sie mit plastischer Klarheit vor unser geistiges Auge treten und zu künstlerischer Darstellung auffordern.

Da müssen wir zunächst des lebensvollen Gemäldes einer Reiter-schlacht (V. 173 fg.) gedenken. Zuvörderst wird die Musterung des Heeres, die Anrede des feldherrn, der Aufbruch zur Walstatt und die Ordnung der Streiter auf derselben geschildert, dann beginnt die Schlacht, und zwar zunächst der Fernkampf. Bis auf Schußweite nähern sich die Heere und machen Halt, Kampfrufe erschallen und Heerhörner ertönen, dann sausen die blitzenden Speere und fliegen die todbringenden Pfeile so dicht wie Schneeflocken im Nordwinde, bis die Heere sich verschossen haben und sich zum Nahkampfe rüsten. Hoch die Schilde haltend und die Schwerter schwingend, prallen die Scharen dann mit ungeheurer Wucht auf einander, und das Handgemenge tobt, bis die eine Partei die Schilde auf den Rücken wirft und mit verhängtem Jügel davon jagt. Den Schluß bildet die wenig nachdrückliche Verfolgung der Feinde, die Beraubung der Gefallenen, die Sammlung der zerstreuten Scharen durch Hornruf und die Siegesfeier auf dem ruhmvoll behaupteten

Schlachtfelde. Diese Schilderung stellt sich jedoch keineswegs als eine Abschweifung dar, vielmehr trägt sie dazu bei, die kriegerische Tüchtigkeit Walthers, der von Anfang des Feldzuges bis zum Ende des Entscheidungskampfes stets der Mittelpunkt der Handlung bleibt, in das rechte Licht zu setzen.

Dem gleichen Zwecke dient die mit Recht vielbewunderte, an Homerische Darstellung erinnernde Schilderung der Einzelkämpfe am Wasgenstein, die in Bezug auf die Angriffsweise und die Bewaffnung der Gegner, sowie die Art, wie Walthar gegen Reiter und Fußkämpfer den Streit aufnimmt und siegreich beendet, eine erstaunliche Mannigfaltigkeit zeigen. Es würde uns zu weit führen, hier auf die Feinheiten der Darstellung, z. B. nur auf die Meisterschaft, welche Walthar in der verschiedenartigen Handhabung seiner Lieblingswaffe, des Speeres, an den Tag legt, näher einzugehen; es genüge, darauf hinzuweisen, daß die von Ekkehard uns vorgestellten Kampfszenen geradezu als Muster für die praktische Handhabung der Waffen gelten können und von der lernenden Jugend einer kriegerischen Zeit gewiß mit Nutzen gelesen wurden.\*) Sie verraten eine bei einem geistlichen Verfasser ungewöhnliche Kenntnis des Waffenhandwerks und lassen die Schilderungen anderer deutschen Epen,\*\*) z. B. des Rosenngartenliedes, in welchem uns zwölf Zweikämpfe nach einander vorggeführt werden, weit hinter sich. Schon hieraus läßt sich vermuten, daß diese kunstvolle Ausmalung der Einzelkämpfe sich in der Quelle des Dichters nicht vorfand, sondern erst von diesem in die Dichtung eingefügt worden ist, was durch die nachweisbare, überaus geschickte Benutzung der Ironie und der Psychomachie, eines allegorischen Epos des christlichen Dichters Prudentius († c. 410), in dem die Kämpfe der Tugenden und Laster um die menschliche Seele besungen werden, zur Wahrscheinlichkeit erhoben wird.\*\*\*)

\*) Es sei hierbei auf das reizende „frei entworfene historische Genrebild“ hingewiesen, in dem Schöffel S. 118 fg. seiner Ausgabe die Verwendung des Waltharins als Klosterschulbuch schildert.

\*\*) Ebert, Allg. Gesch. d. Literatur des Mittelalters im Abendlande. 3. Bd. 1887, S. 274: „Man vergleiche mit dieser äußerst kunstvollen Schilderung einmal die Darstellung der letzten Kämpfe der Nibelungen; wie ästhetisch unbedeutend erscheint sie dagegen!“

\*\*\*) Bemerkenswert ist auch, daß von den Namen der elf von Walthar getöteten Riesen nicht ein einziger in den sonstigen Erzeugnissen der deutschen Helden Sage mit Sicherheit nachzuweisen ist. Ins V. 688 braucht nicht auf eine abweichende Überlieferung des Namens in verschiedenen Quellen des Dichters

Doch nicht nur blutige Kampfszenen, auch friedliche Bilder weiß der Dichter mit großer Naturwahrheit zu malen. Zu ihnen gehört die humorvolle Schilderung des Gastmahles, welches der siegreiche Walthar dem Hunnenkönige und seinem Hofe giebt.\*) Wir sehen die mit Teppichen festlich geschmückte Halle, die mit güldenem Prunkgeschirr, einladenden Speisen und köstlichen Getränken besetzten Tafeln vor uns, die geschäftig ab und zu eilenden Schenken, den arglosen, trunkfesten König, die zechenden und lallenden Recken und dazwischen den listigen Gastgeber, wie er zum Trinken ermuntert und die nach Hause Gehrenden mit sanfter Gewalt wieder zurückführt, und wie schließlich die ganze Gesellschaft, vom Tranke besiegt, schnarchend am Boden liegt. Wie köstlich ist dann das unangenehme Erwachen und die bittere Enttäuschung am anderen Morgen, wie treffend die ohnmächtige Wut des hintergangenen Königs und die von ihm schlaflos verbrachte Nacht geschildert!

Die Abenteuer des flüchtigen Paares auf der langen Fahrt bieten uns eine weitere Reihe malerischer Szenen. Ein idyllisches Bild gewährt Walthar, wie er am gewundenen Laufe des Flusses die Angel in die Tiefe senkt, und daneben die Jungfrau, sorgsam das Mahl bereitend; es erinnert dies an die Worte jenes mittelhochdeutschen Gedichtes, daß Walthar und

frou Hildegunt  
fuoren durch die rîche  
alsô behagenliche.

Die Schilderung der Nacht aber, in welcher Walthar die Häupter der von ihm erschlagenen Feinde mit den Leichnamen zusammenfügt und in

geschlossen zu werden; wir können es hier auch mit einer berechneten, aber unbegründeten formelhaften Verweisung auf die Märe zu thun haben. Doppelnamen, wie sie auch V. 1008 vorkommen, begegnen uns häufig in Urkunden. Nach meiner Meinung ist es nicht unwahrscheinlich, daß Ekkehard den Helden (wenigstens teilweise) Namen gegeben hat, die ihm in St. Gallen und Umgebung bekannt waren. Ich habe daher in St. Galler Urkunden gesucht und auch einige Namen dort wiedergefunden: Werinhart ist belegt i. J. 929, Camalheri (vgl. Anmerkung zu V. 581) 833, Rantolf 838, 843, 851, Liuthere (vgl. Num. zu V. 1008) 884, Truogo, Truago (vgl. Num. zu V. 1009) 882 etc., 843 etc., Gemmunt (für Gimmund, abgekürzt Gimo, Kimo) 885 etc., Tanno (= Tanastus) 864 u. f. w.

\*) Man findet unten den Bericht des Byzantiners Priscus über ein Gastmahl am Hofe Attilas im Jahre 448; diese Schilderung ist Ekkehard aber schwerlich bekannt gewesen.

feierlicher Stille bei entblößtem Schwerte für ihre Seelen betet, wie er darauf in der Felsenburg die bekümmerte Braut tröstet, dann auf den Schild sein müdes Haupt zum Schlummer bettet zu den Füßen der Jungfrau, die mit leisem Gesang den Schlaf von ihren Augen scheucht, wie dann den Rest der Nacht hindurch der Held, auf die ragende Lanze gestützt, spähend und lauschend den kommenden Tag erwartet, das gehört, wie Grimm mit Recht hervorhebt,\*) zu dem Erhabensten, was unsere alte Poesie aufzuweisen hat.

Wohlthuend wirkt am Ausgange der Dichtung das Bild der im Grabe gelagerten verwundeten Gegner, wie sie, Scherzreden wechselnd, die von der Jungfrau kredenzten Becher leeren und den alten Freundschaftsbund erneuern.

Doch gutgezeichnete Charakterschilderungen und wohlansgeführte Situationen finden wir in manchen unserer nationalen Heldenlieder; was aber der Waltharius vor diesen voraus hat, und was ihn zu einem dichterischen Kunstwerke ersten Ranges stempelt, ist der planvolle Aufbau und die ebenmäßige Entwicklung der Handlung.

Vor einem weltgeschichtlichen Hintergrunde, der sturmbelegten Zeit der Völkerwanderung, heben sich wenige Personen ab, für die unser Interesse erregt wird; zunächst die gewaltige Gestalt des sagenberühmten Hunnenkönigs, der jedoch ebenso wie seine Gattin von dem Zeitpunkte an, wo sie für die weitere Entwicklung der Handlung bedeutungslos geworden sind, in echt epischer Weise für immer fallen gelassen werden,\*\*) so daß unsere Teilnahme sich von da ab lediglich dem Schicksale der drei ihnen einst verzeigten Kinder zuwendet. Und niemals ermattet diese Teilnahme infolge von Abschweifungen oder Breite der Schilderung, vielmehr wird sie durch eine ungewöhnliche Kraft der Darstellung beständig gefesselt und bis zum Schlusse in lebhafter, stets gesteigerter Spannung erhalten.

Die Dichtung zerfällt in zwei deutlich unterschiedene Teile, deren erster, etwa ein Drittel der gesamten Verszahl umfassend, bis zu dem Punkte reicht, wo Gunther mit seinen Mannen die Spur des im Wasgensteine gelagerten Walthar aufgefunden und das flüchtige Paar gestellt hat. In diesem beschränkten Raume von etwa 500 Versen hat der

\*) a. a. S. 98.

\*\*) Im Gegensatz hierzu steht die unten besprochene Darstellung am Schlusse der Wiener Bruchstücke.

Dichter uns eine solche Menge von Begebenheiten vor Augen geführt, und zwar nicht in trockener Aufzählung von Einzelheiten, sondern in lebendiger, farbenreicher, mit Dialogen durchsetzter fortlaufender Schilderung, daß wir die sich hier offenbarende künstlerische Befähigung nicht genug bewundern können.

Während wir im vorigen große Weiten in Raum und Zeit an des Dichters Hand wie im Fluge durchmessen haben, tritt nun auf einmal ein Stillstand ein: die ganze folgende, beinahe zwei Drittel der Verse in Anspruch nehmende Handlung ist, von dem ganz kurzen Schlußberichte abgesehen, auf die geringe Zeit von zwei Tagen und den kleinen Raum in und vor der Felsenkluft und in der Nähe derselben beschränkt, auf dem sich nun eine Reihe von Kämpfen abspielen. Der Stoff des Waltharius war, wie Meyer fein bemerkt,\*) in dieser Hinsicht gefährlich. Aber was ein Chronist nur kurz berichten würde, macht der Poet zum Kern des Gedichtes. Wo die ihm bisher zu Gebote stehende reichlich fließende Quelle epischen Stoffes versiegte, wußte er die wenigen einzelnen Thatfachen durch bunte Abwechselung, kunstvolle Gliederung und dramatische Anordnung zu einem überaus wirksamen, lebensvollen künstlerischen Ganzen zu gestalten.

Über die Mannigfaltigkeit der Kämpfe ist bereits gesprochen; es möge hier nur noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Dichter uns seinen Helden von dem Umschwunge der Handlung an in verschiedener, bis zur Katastrophe sich steigender Gefahr vorführt. Den ersten Akt des großen Ringens bilden die Kämpfe gegen sieben einzelne Feinde, nach deren Beendigung eine kurze Ruhepause für den ermüdeten Helden eintritt. Den zweiten Akt eröffnet der plötzliche Angriff Randolfs auf den überraschten, ohne Helm dastehenden Walthar, der, vom schweren Speere des Gegners auf den Panzer getroffen, einen Augenblick in Verwirrung gerät und zwei Locken durch den Schwerthieb Randolfs einbüßt. Nachdem der gefährliche Gegner glücklich gefällt ist, hat Walthar den gemeinsamen Angriff von vier Feinden auszuhalten, die ihm nach einem schlaun ersonnenen Plane den Schild zu entreißen streben. Als von diesen drei erschlagen sind und der vierte geflohen ist, hat der zweite Akt des Dramas und damit anscheinend der Kampf überhaupt ein Ende. Es tritt nunmehr eine zweite, lange Pause ein, in der wir auf den höchst spannenden dritten Akt vorbereitet werden, der uns

---

\*) a. a. O. S. 359.

Walther, auf freiem Felde aus dem Hinterhalte von Gunther und dem von ihm allein gefürchteten Hagen angegriffen, in der höchsten Not zeigt, in welcher er selbst zu erliegen fürchtet (V. 1346 fg.). Wenn die Katastrophe schließlich über alle drei Gegner hereinbricht, so zeigt sich hierin wieder das große Kunstverständnis des Dichters, der den Intriganten wohlverdienter Weise zum Krüppel werden, die entzweiten Freunde aber nur derartig einander verwunden läßt, daß sie sich mit Scherzen über ihre Wunden hinwegsetzen vermögen und nach gegenseitiger Besiegung und gegenseitiger Anerkennung ihres Wertes das zerschnittene Freundschaftsband von neuem knüpfen können. Es ist anzunehmen, daß der Dichter wie in der kunstvollen Gestaltung der einzelnen Kämpfe so auch zum Schlusse von seiner Quelle abgewichen und seiner schöpferischen Phantasie gefolgt ist, denn die übrigen Heldengedichte, welche Ereignisse darstellen, die in eine spätere Zeit als die im Walthariliede geschilderten Begebenheiten fallen, kennen keinen einbeinigen König Gunther und wissen ebensowenig etwas von einem einarmigen Walther. Wenn aber die Thidreks saga (vgl. unten) allein außer unserm Epos Hagen als einäugig darstellt,\*) so dürfte dies auf eine Beeinflussung durch das Werk Ekkehards zurückzuführen sein, von der weiter unten die Rede sein wird.

„Der Abschluß des Gedichtes, wie Walther dreißig Jahre zu Lengers des Rechtes pflegt, nachdem er Ruhe von seinen Fahrten und Kämpfen erlangt hat, ist, wie Vilmar in seiner Literaturgeschichte urteilt, ein eigentümlich deutscher großartiger Zug, der das sichere Bewußtsein des Zieles, der endlichen Bestimmung unter all den wilden Kämpfen und Fahrten in die Ferne und Fremde festhält: ein Bewußtsein, welches

---

\*) Hagens Äußeres schildert das Nibelungenlied Str. 1665:

Diu junge marcgrävinne kust' die künige alle dri,  
(alsam tet ir muoter): dâ stuont ouch Hagene bi.  
ir vater hiez in küssen; dô blihte si in an:  
er dâhte si sô vorhtlich, daz si'z vil gerne hete lân;

und ferner Str. 1734:

Des helt was wol gewahsen, daz ist alwâr:  
grôz was er zen brusten, gemischet was sîn hâr  
mit einer grîsen varwe. diu bein im wâren lanc  
und eislich sîn gesihene. er hete hêrlîchen ganc.

Aus der hier erwähnten Furchtbarkeit seines Blickes oder Antlitzes (gesihene) können wir noch nicht auf Einäugigkeit schließen.

die antike Poesie selbst in ihren besten Schöpfungen, sogar in der Odyssee, nicht kennt.“

Beachtenswert ist, daß diesem Schlußberichte nur wenige Verse gewidmet sind. Dieser „plötzliche Abschluß mit dem siegreich bestandenen Kampfe, ohne als fröhlich ausklingenden epischen Gegensatz und naturgemäßen Schluß noch der glücklich Heimgekehrten Empfang und Hochzeit am Königshofe zu Lengers behaglich fortzuerzählen“, ist nach Scheffel\*) „wohl auf klösterliche Motive zurückzuführen“. Besser als diese Erklärung seines Bruders im Apoll will uns die Entschuldigung des Dichters selbst gefallen, daß sein Griffel stumpf geworden sei. Sein Gefühl hat ihn richtig geleitet! Nach den großartigen, fesselnden Bildern gewaltigen körperlichen und seelischen Ringens voll erschütternder Tragik und dem endlichen versöhnlichen Ausgange genügt der kurze Hinweis auf das schließlich erreichte Ziel; jede weitere ausführliche Schilderung alltäglicher Einzugs- und Hochzeitsfeierlichkeiten, wie sie die volksmäßig-höfische Epik liebt,\*\*) wäre unendlich gegen das frühere abgefallen, wäre mit „stumpfen Griffel“ geschrieben gewesen.

Es sei gestattet, noch auf einige Feinheiten der Komposition hinzuweisen. Merkwürdig ist das Schicksal der beiden Freunde: Walthar und Hagen, in verschiedenen Ländern geboren, werden durch ein gleiches Schicksal in der Ferne einander nahe gebracht und eng befreundet. Beide trennen sich und entfliehen und treffen sich in Gunthers Lande wieder; beide hoffen, sich hier als Freunde begrüßen zu können, doch das Schicksal trennt sie; beide haben zunächst einen furchtbaren Kampf zu bestehen: der eine einen Streit mit Waffen, der andere einen Seelenkampf, nach deren Beendigung sie als Todfeinde die Waffen gegen einander erheben; beide versöhnen sich endlich nach langem, unentschiedenem Ringen, um sogleich wieder getrennte Lebenswege einschlagen.

Sehr geschickt ist die Verwicklung herbeigeführt. Das Gold, welches die Flüchtlinge aus der Schatzkammer Attilas entwenden, wird von ihnen wohl weniger als ein Ersatz des von den Vätern an die Hunnen gezahlten Tributes angesehen, sondern vor allem, gleich dem

---

\*) a. a. O. S. 117. Auch Einnig klagt a. a. O. S. 83 und 105, daß der Dichter am Schluß „wieder furchtbar eilt“ und „in solche Hast und Überstürzung gerät, daß ihm und dem Leser fast der Atem vergeht“.

\*\*) Vergl. unten die Wiener Fragmente.

Helme und dem Panzerhemde des Königs, als ein Hilfsmittel in der Zeit der Not, als ein Hort, wie Walthar ja auch dem Frankenkönige einen Teil seiner Spangen für den ungehinderten Durchzug durch das Land anbietet. Um den neiderweckenden Besitz dem Wormser Fährmann zu verheimlichen, bietet Walthar diesem nicht wie Hagen im Nibelungenliede Str. 1550 dem Fergen am Donauflusse zu miete von golde ein bouc vil rôt, sondern die von ihm mühsam gefangenen fische, welche für ihn selbst einen weit höheren Wert haben als ein goldenes Schmuckstück. Diese weise Vorsicht hat jedoch nicht den erwarteten Erfolg, sondern wird gerade die Veranlassung zur Verfolgung der Flüchtlinge, und der Goldhort bringt allen Beteiligten Kampf und Tod oder schwere Wunden. „So, so hatten sie sich geteilt die avarischen Spangen!“ V. 1403. An dem gleißenden Golde scheint also ähnlich wie in der Sigurdssage ein Fluch zu haften, über den auch Hagen V. 855 fg. in leidenschaftliche Klagen ausbricht.

Wie in anderen deutschen Heldenliedern, z. B. im Nibelungenliede, so spielt auch in unserm Epos ein unheilverkündender Traum eine Rolle. Hagen träumt, daß ein wilder Bär auf der Jagd dem Könige und ihm selbst schwere Wunden beibringt, wie ihnen solche in der That später geschlagen werden. Ehe letzteres eintritt, scheint der Dichter an das unglückverheißende Gesicht zu erinnern und die nahe Erfüllung desselben anzudeuten, wenn er Walthar V. 1337 fg. mit dem von Hunden umstellten, gehezten Bären vergleicht.

Das Waltharilied, als eines der ältesten aus der deutschen Helden-sage entsprossenen und auf uns gekommenen Epen, bietet uns mannigfache Aufschlüsse über Charakter, Leben und Sitte der Altvordern. Wie das Nibelungen- und Gudrunlied ist es ein Sang von alter deutscher Treue, die sich als Treue des Mannes zum Weibe, des Weibes zum Manne, des Blutsverwandten zum Blutsverwandten, des Vasallen zum Herrn, des Freundes zum Freunde hier in herrlicher Weise offenbart.

Wie das Leben der Germanen voll von Kampf und Streit war, so geht auch ein kriegerischer Zug durch das Ganze vom Anfang bis zu Ende. Wir erfahren von Heerfahrt, Völkerschlacht, Unterwerfung und Vergeißelung, von Zwist der Einzelnen, Kampflohn, Zweikampf und Versöhnung, von Gier nach Beute und Veranbung der Toten, von deutscher Art zu fechten und zu schirmen zu Fuß und zu Roß, von Waffen, Leibabwehr und kriegerischem Schmuck, aber auch von christlicher Sitte und heidnischer Anschauung, von Werbung, Verlöbniß und

Eheschließung, von fröuden und höchgeziten, von Tischzucht, Tafelgerät, Speisen und Getränken, von Jagen, Fischen, Vogelstellen und vielen anderen Dingen.

Allein wir müssen uns hüten, die Dichtung als eine ganz lautere Quelle für die deutsche Altertumskunde zu betrachten, und dürfen nur mit Vorsicht aus ihr schöpfen, da Ekkehard sich an römische Dichter angelehnt und denselben nicht nur einzelne Ausdrücke und Redensarten, ja sogar ganze Verse (328 = *Äneis* 7, 135; 695 = *Än.* 1, 313; 728—729 = *Än.* 5, 496—497; 825 = *Än.* 12, 789) entlehnt hat, sondern sich auch in sachlicher Hinsicht von seinen Vorbildern hat beeinflussen lassen, worüber unten noch ausführlicher gehandelt werden wird.

Die mittelalterlichen lateinischen Dichter zeigen in dieser Beziehung eine merkwürdige Naivität. So läßt z. B. Angilbert Karl den Großen aus Schalen falerner trinken, ja in Nachen gleich der Königin Dido in Karthago Grundsteine für Theater legen und Häfen ausgraben,\*) eine Geschmacklosigkeit, an der die Zeitgenossen bei ihrer unbegrenzten Bewunderung des klassischen Altertums offenbar keinen Anstoß nahmen. Auch Ekkehard hat in ähnlicher Weise seine Dichtung mit solchen entlehnten Zügen verunziert. Daß er den Schützen Werinhard zu einem Abkömmling des Trojaners Pandarus macht, läßt sich als eine Anlehnung an die bekannte, auch vom Dichter (V. 28) berührte Sage von der trojanischen Abstammung der Franken noch rechtfertigen. Wenn er jedoch Walthar und sein Heer nach erfolgtem Siege sich die Schläfen mit Lorbeer umwinden läßt; wenn er erzählt, daß die besiegten Recken am Wasgensteine gleich Kriegern Virgils jämmerlich um ihr Leben flehen; wenn er den bedrängten Walthar nicht mit dem Könige des deutschen Waldes, sondern dem von umbrischen Hunden gestellten numidischen Bären vergleicht, so gereichen dergleichen erborgte Glitter nach unserer Auffassung der Dichtung keineswegs zum Schmucke.

Wenn aber auch, wie gesagt, das Waltharlied als Quelle für altdenksche Sitten und Gebräuche mit Vorsicht zu benutzen ist, so müssen wir uns doch vor Übertreibung hüten, und ich kann der Ansicht derjenigen nicht beipflichten, die annehmen, daß z. B. alles, was sich in der Dichtung auf Kampf und Waffen bezieht, mit wenigen Ausnahmen als Virgilisch und undenklich zu betrachten sei. Mit Recht sagt Einig S. XII: „Es ist entschieden zu weit gegangen, wenn man aus dem Unt-

---

\*) Vergl. Althof, Angilberts Leben und Dichtungen, S. 18, 21 und 39.

stand, daß der Dichter an einigen Stellen nach lateinischen Vorbildern arbeitet, die Folgerung zieht, sein Werk als Ganzes könne nicht weiter Anspruch darauf haben, ein Spiegel altgermanischen Lebens und Heldentums genannt zu werden, vielmehr trügen die Personen des Gedichts und ihre Lebensäußerungen römische Farbe an sich, — und was der Übertreibungen mehr sind. Besonnene, vorurteilslose Betrachtung des Ganzen und Einzelnen kann unmöglich übersehen, daß das dem Urstoffe innewohnende Leben, so sehr es in seinen Äußerungen gemildert und den Vorbildern angenähert sein mag, seine naturwüchsige Kraft bewahrt, während die Durchgießung mit einem ihm fremden Geiste den Lebenskern notwendig hätte ertöten müssen. Dem Dichter sind die Personen, von denen er erzählt, doch mehr als Skelette, die er mit römischer Gewandung zu umkleiden suchte. Sie sind voll ursprünglichen Lebens; er hat seine innigste Freude an ihrer stolzen Haltung, an ihrem Jorn, an ihrer Kraft und Tapferkeit, weil sie Wesen seines Blutes sind.“

Ich weise auf Einhards Beispiel hin, der bei der Zeichnung der ihm wohlbekannten Persönlichkeit Karls des Großen, unbeschadet der Wahrheit seiner Darstellung, Züge verwendet, die er Suetons Schilderung verschiedener römischen Kaiser entlehnt hat.\*\*) Ekkehard arbeitete ähnlich. Das, was er in seiner Dichtung erzählt, muß er mit geistigem Auge klar erschant haben; sonst hätte er uns nicht so plastische Bilder vorführen können. Er stellte sich die Helden aus den Tagen der Völkerwanderung nicht vor in der Tracht ihrer Zeit, aber auch nicht, wenn gleich er von antiken Schriftstellern Worte für seine Schilderungen borgte, in römischem Gewand und Waffenschmuck, denn in Bezug auf die Sitten jener Perioden fehlte es ihm an antiquarischen Kenntnissen und folglich an Anschauung. Seine Personen sind bekleidet und bewaffnet, wie es im Anfang des 10. Jahrhunderts üblich war;\*\*) ähnlich führt uns das Nibelungenlied die alten Helden in Tracht und Waffen

---

\*) Vgl. meine Einhard-Übersetzung S. 12 fg.

\*\*) Wenn in den Erläuterungen, die sich im wesentlichen auf die bei der Ektüre der Dichtung in Frage kommenden deutschen Altertümer beschränken, auch die frühere und spätere Zeit berücksichtigt wird, so ist hierbei der Wunsch maßgebend gewesen, über die betreffenden Gegenstände etwas ausführlicher zu berichten. Denn leider gilt noch immer, was Simrock über die Unkenntnis der Kulturgeschichte des eigenen Volkes bei den Deutschen gesagt hat: „In Rom, Athen und bei den Sappen, Da spähn sie jeden Winkel aus, Dieweil sie wie die Blinden tappen Umher im eignen Vaterhaus“.

der höfischen Zeit vor Augen, stellen die Künstler des 16. Jahrhunderts auf ihren Bildern Personen aus der heiligen oder der antiken Geschichte im Gewande der Reformationszeit dar. Wenn aber Ekkehard den in seinen Tagen nicht mehr gebräuchlichen tridens (V. 985), die fränkische bipennis (V. 918) und die angeblich hunnische semispatha (V. 1390) erwähnt, so entstammen diese entweder seiner Vorlage oder sind in anderer Weise zu seiner Kenntnis gelangt\*) und von ihm in seine Darstellung aufgenommen.

Übrigens ist bei der Schilderung der Waffen zu berücksichtigen, daß vielfach deutsche und römische Verhältnisse übereinstimmen. Beide Völker kannten aus Eschen- und Kornelfirschenholz angefertigte, sowie knorrige und eisenbeschlagene Lanzenstämme, prächtige Schwertgriffe, vergoldete Beinschienen, dreidrätige Panzer, verzierte Gürtel, bemalte Schilde, Signalinstrumente verschiedener Gestalt, prächtig gezäumte Pferde u. s. w., und wenn Ekkehard gleich Virgil von einem siebenhäutigen Schilde redet, so dachte er sich diesen von der Form, wie ihn seine Zeitgenossen trugen, und der Helmbusch, der von Walthers und Skaramunds Helm nickte, war nicht auf einer römischen Pickelhaube, sondern auf einem deutschen Helme des 10. Jahrhunderts befestigt.

Ekkehard ist also kein slavischer Nachtreter der alten Autoren und liefert keine geistlose sprachliche Mosaikarbeit; vielmehr hat er sich durch eifriges Studium den Sprachschatz der von ihm gelesenen Werke\*\*) wohl zu eigen gemacht und im ganzen in geschickter Weise für seinen Zweck benutzt. Denn oft setzt er Wendungen aus verschiedenen Stellen jener Dichtungen zu einer einzigen zusammen, oft verändert er die klassischen Ausdrücke oder wendet sie in einem ganz neuen Sinne an. So hat er sich überall bemüht, für das Heimische die entsprechende klassische Bezeichnung zu finden, was ihm durch die zahlreichen Berührungspunkte hier und dort erleichtert wurde.

Trotz alledem beweist uns die Sprache Ekkehards, wie recht sein Korrektor hatte, wenn er in Bezug auf den Waltharius bemerkte, daß die fremde Abstammung jemanden nicht auf einmal einen Lateiner werden

---

\*) Ich bemerke nachträglich, daß der Dichter in Isidors Origines, einer im Mittelalter vielbenutzten Encyclopädie, Buch 18, Kap. 6 sowohl das semispathum finden konnte als auch die Angabe, daß die Spanier die Streitart Francisca nannten, weil sie bei den Franken gebräuchlich war.

\*\*) Außer den früher genannten Schriftstellern kommen noch besonders Ovids Metamorphosen und die Vulgata in Betracht.

lasse, denn zahlreiche, in der klassischen Sprache seltenere Alliterationen erinnern an deutsche formelhafte Redensarten, und oft hat der Dichter ihm geläufige und bezeichnende Ausdrücke ohne Bedenken wörtlich ins Lateinische übertragen; man vergleiche z. B.: *erupit cras* V. 402 = „der Morgen brach an“, *laudabilis heros* V. 427 mit den recken lobelich des Nibelungenliedes, *Hunos hic habemus!* V. 543 = „da haben wir die Hunnen“! das unklassische *vitam et artus* V. 603 mit der im Mittelhochdeutschen sehr häufigen Verbindung *lip unde leben*, den Ausdruck in *propatulo campo* V. 1233 mit den Worten *uf dem witen plân*, den *esuriens Orcus* V. 1327 mit dem ungesatlichen *hol*. Auch der unrichtige Gebrauch der *Tempora* und manche anderen Verstöße verraten deutlich den deutschen Verfasser; doch ist im allgemeinen Ekkehard's Latein keineswegs mangelhafter als das anderer Schriftsteller seines Zeitalters.

Wir wollen am Schlusse unserer Betrachtung des Walthariliedes den reden lassen, welcher das Bild des alten Sängers zu neuem Leben erweckt und mit dem Schimmer romantischer Poesie umwoben hat, Meister Scheffel, der in seinem Romane unser Epos in folgenden Worten schön charakterisiert: „Er hat brav gesungen, unser Ekkehard, und sein Waltharilied ist ein ehrwürdig Denkmal deutschen Geistes. — freilich sind andere Töne darin angeschlagen als in den goldverbrämten Büchlein, die der epigonische Poet ausheckt, — der Geist großer Heldenzeit weht drin, wild und fast schaurig, wie Rauschen des Sturmes im Eichwald, es klingt und sprüht von Schwerteschlag und zerpelltem Helm und Schildrand ein Erkleckliches und ist von minniglichem Flötenton so wenig zu verspüren als von angegeistetem Schwaben über Gott und die Welt und sonst noch einiges: riesenhafter Kampf und riesenhafter Spas, altes Neckentum in seiner schlichtfürchterlichen Art, ehrliche, fromme, schweigende Liebe und ächter dreinschlagender Haß, das waren Ekkehard's Bausteine; aber darum ist sein Werk auch gesund und gewaltig worden und steht am Eingang der altdutschen Dichtung, groß und ehrenfest, wie einer jener erzgewappneten Riesen, die die bildende Kunst späterer Zeiten als Thorhüter vor der Paläste Eingang zu stellen pflegt“.

## Geralds Widmung.

Allgewaltiger Schöpfer, du Sohn, der vollendete Tugend  
Übt, und heiliger Geist, der du ebenbürtig den beiden,  
Dreifach zwar an Person, doch an wahrer Göttlichkeit Einer,  
Welcher im Leben lebt und in Ewigkeit alles regieret,  
Schütze du jezt und immer den hocherhabenen Bischof 5  
Erchambold, der würdig erglänzt durch rühmlichen Namen,  
Daß er wachse, im Innern erfüllt vom heiligen Geiste,  
Und so vielen für immer ein echter Helfer erscheine.  
Gottes heiliger Priester, nimm an die Gabe des Dieners,  
Die er an dich zu entlassen beschloß aus sorglicher Pflege, 10  
Er, der Geraldus sich nennt, ein geringer, gebrechlicher Sünder,  
Denn er ist dir von Herzen getreu, ein ergebener Jüdling.  
Was ich beständig erbitte vom Herrn, dem Donnerer droben,  
Daß es dir werde zu teil, was ich mit Worten ersehe,  
Gebe der Vater, der Himmel und Erd' von der Höhe regieret. 15  
Diener des obersten Herrn, verschmäh' nicht den Inhalt des Büchleins;  
Nicht die Güte des Herrn, nein Walthers erstaunliche Thaten  
Preißt's, des Helden, der einst nach vielen Kämpfen verstümmelt.  
Wohl ist's mehr ein Spiel als eine Erhebung zum Höchsten,  
Doch es verkürzt, sobald man es liest, die Länge des Tages. 20  
Lange noch mögest beglückt du leben, o heiliger Priester,  
Und behalte du lieb im Herzen den Bruder Geraldus.



## Das Waltharilied.

Wir hörten ie dikke singen  
von alten dingen:  
wi snelle helide vuhten,  
wi si veste burge brêchen,  
wi sich liebin winiscefte schieden,  
wi rîche kunige al zegiengen.

*Annolied.*



## Das Waltharilied.

### Erstes Abenteuer.

Wie der Hunnenkönig Attila gen Westen heersfartete, sich die Reiche der Franken, Burgunder und Aquitanier zinspflichtig machte und drei edle Geiseln nach Pannonien heimführte.

Es sass in Ungerlande  
ein konick so wol bekant,  
der was Etzel genande,  
sein gleichen nydert fant:  
an reichthum vnd an milde  
was im kein konick gleich;  
zwelf konicklich kron und schilde  
dinten dem konick reich,

*Etzels Hofhaltung 1.*

**B**rüder, den dritten Erdteil hat man Europa geheissen;  
Völker, welche gesondert durch Sitten und Sprache und Namen,  
Wohnen darin, verschieden an Bildung und Gottesverehrung.  
In Pannonien sitzt, wie bekannt, darunter ein Volksstamm,  
Den wir zumeist mit dem Namen der Hunnen zu nennen gewohnt sind. 5  
Dieses tapfere Volk war mächtig durch Mut und durch Waffen,  
Und es bezwang nicht allein die ringsum liegenden Länder,  
Sondern es drang auch vor zu den Küstengebieten am Weltmeer,  
Niederwerfend den Troß, den flehenden Bündnis gewährend.  
Länger denn tausend Jahre, so heißt es, währet die Herrschaft. 10  
Attila herrschte vordem in diesem Reiche als König,  
Eifrig bemüht, für sich zu erneuen die alten Triumphe.  
Heersfahrt rüstete er und befahl gen Franken zu ziehen,  
Wo auf erhabenem Thron der König Gibicho herrschte,  
Froh, daß ihm eben geschenkt ein Sprosse, von dem ich noch melde; 15  
Denn es war ihm geboren ein Sohn, den Gunther er nannte.

- Aber es drang zu den Ohren des Herrschers die fliegende Märe,  
Meldend, ein feindliches Heer sei über den Ister geschritten,  
Übertreffend die Sterne an Zahl und den Sand in den Flüssen.  
20 Da er sich nicht auf die Waffen verließ und die Kräfte des Volkes,  
Ließ er berufen den Rat und fragte, was hier zu beginnen.  
Alle stimmten dafür, man müsse ein Bündnis erbitten  
Und, wofern es verstattet, die Rechte bieten der Rechten,  
Geiseln stellen und auch den Zins, wie befohlen, entrichten.  
25 Besser würde das sein als des Lebens verlustig zu gehen  
Und das Land zu verlieren zugleich mit den Frauen und Kindern.

- Hagen war zu der Zeit ein Knabe, vortrefflich beanlagt  
Und von edlem Geschlecht, aus Trojas Stamme entsprossen.  
Da nun Gunther noch nicht das Alter erreicht, da er hätte  
30 Ohne die Mütter vermocht sein zartes Leben zu fristen,  
Sollte man ihn mit gewaltigem Schatz dem Könige senden.  
Ohne Verzug enteilen Gesandte, den Zins und den Jüngling  
Mit sich führend, und bitten um Frieden und schließen ein Bündnis.

- Damals stand das burgundische Reich in herrlicher Blüte,  
35 Und es führte darin der König Herrich die Herrschaft,  
Der nur die einzige Tochter besaß, Hildgunde geheiß, Hildgunde  
Ausgezeichnet durch edlen Sinn und die Zierde der Schönheit.  
Diese sollte, wofern es vergönnt, am Hofe des Vaters  
Thronen als Erbin und einst des lang Ersparten genießen.

- Als nunmehr die Avarn den festen Vertrag mit den Franken  
40 Hatten geschlossen, da hemmen sie auch den Lauf an der Grenze.  
Attila lenkt nun sofort die schnellen Zügel in jene  
Lande, und alle folgen in Eile den Spuren des Herrschers,  
Ziehen in langem Zug und in wohlgeordneten Gliedern,  
45 Und es erschauet die Erde, erschüttert vom Stampfen der Rosse,  
Und von der Schilde Gedröhn ertönt der erschrockene Äther.  
Schimmernd blühet der eiserne Wald durch die Felder im Umkreis,  
Wie wenn frühe am Morgen, sobald sie getroffen die Meerslut,  
Herrlich die Sonne strahlt in den äußersten Teilen der Erde.  
50 Arar und Rhodanus schon überschritt man, die tiefen Gewässer,  
Und das gesamte Heer zerstreut sich, um Beute zu machen.

Herrich hielt zu Chalou grad Hof; da, siehe, auf einmal  
 Blicket der Wächter empor und läßt die Stimme erschallen:  
 „Welch' ein Gewölke von dichten Staub erhebt sich da drüben?  
 Feindliche Macht rückt an; nun schließt gleich sämtliche Thore!“ 55  
 Was die Franken gethan, schon hatte der Fürst es vernommen,  
 Und er begann nun so zu seinen versammelten Großen:  
 „„Wenn solch mächtiges Volk, dem wir uns nimmer vergleichen  
 Dürfen, Pannonien wich: durch welche Tapferkeit, glaubt ihr,  
 Können denn wir es bestehen und die tenere Heimat beschirmen? 60  
 Besser ist es, sie schließen Vertrag und nehmen den Zins an.  
 Nicht besinne ich mich, die einzige Tochter zu geben  
 Für das Land: nun ziehet nur hin, das Bündnis zu schließen!““

Von sich legen das Schwert die Gesandten und ziehen von dannen,  
 Um dem Feind zu verkünden, was ihnen der König befohlen, 65  
 Bitten, nicht länger das Land zu verwüsten, und freundlich empfing sie  
 Attila, wie er gewohnt, und also sagte der Heerfürst:  
 „Bündnis wünsche ich mehr als Fehde dem Volk zu verkünden.  
 Lieber will in Frieden der Hunne regieren, doch schlägt er  
 Ungern nur mit Waffen, die widerspänstig erfunden. 70  
 Komme der König zu uns und gebe und nehme den Handschlag.“

Also machte der Fürst sich auf, unzählige Schätze  
 Mit sich führend, und schloß den Vertrag und ließ ihm die Tochter.  
 Fort in das Elend zog der Eltern herrlichstes Kleinod.

Als der Vertrag nun geschlossen und festgesetzt der Tribut war, 75  
 führte Attila weiter das Heer in die westlichen Länder.  
 Alpher herrschte zur Zeit in dem aquitanischen Reiche,  
 Dem ein Sprosse erwuchs, so wird uns berichtet, ein Knabe,  
 Walther mit Namen genannt, in Jugendblüte erglänzend.  
 Und es hatten bereits die Könige Herrich und Alpher 80  
 Eidlich einander gelobt, die Kinder durch Bande der Ehe  
 Einst zu verbinden, sobald die Zeit zur Vermählung gekommen.  
 Als nun Alpher erfuhr, daß jene Völker bezwungen,  
 Da begann vor gewaltiger Furcht er im Herzen zu zittern.  
 Sich zu schützen mit schrecklicher Wehr, war nicht zu erhoffen. 85  
 „Was bedenken wir uns, da Krieg zu führen unmöglich?

- Sprach er, es giebt ja Burgund und das Frankenland uns ein Beispiel;  
Niemand rechnet zur Schande uns an, wenn wir solchen es gleich thun.  
Boten werde ich senden, sie heißen, ein Bündnis zu schließen;  
90 Meinen geliebten Sohn, den biete ich ihnen als Geisel,  
Und ich zahle schon jetzt den künftigen Zins an die Hunnen."  
Doch was rede ich mehr? Es folgte dem Worte die That auch.  
Nunmehr zogen zurück die Awaren mit fröhlichem Mute,  
Reich mit Schätzen beladen, nachdem sie als Geiseln erhalten  
95 Hagen und Walther und auch Hildgunde, das liebliche Mädchen.

---

### Zweites Abenteuer.

Wie die Geiseln bei den Hunnen gehalten wurden. Wie Hagen nach Franken  
entram und Attila Walther von Aquitanien mit einer Hunnin  
vermählen wollte.

Etzeln unde Helchen hant  
heten mir und Hildegunde  
verlihen in der stunde,  
swes wir heten dâ gegert.  
Von Etzelen wir nâmen swert,  
bêde ich unde Hagene.

*Walther im „Biterolf“ 766.*

- Attila, wieder daheim im pannonischen Land und der Hofburg,  
Pflegte mit sorglicher Lieb die beiden Knaben des Auslands,  
Und wie die eigenen Söhne befahl er dieselben zu halten;  
Aber der Königin legte er auf, für das Mädchen zu sorgen.  
100 Immer sollten, so war sein Befehl, ihm unter den Augen  
Beide Jünglinge sein, und er weihete sie ein in die Künste  
Und in die Spiele des Kriegs, wie solche den Jahren geziemten.  
Jene wuchsen zugleich an Alter und Stärke des Geistes,  
Und sie besiegten die Helden an Kraft und an Wiße die Weisen,  
105 Bis sie sämtliche Hunnen zuletzt übertrafen an Bravheit.  
Attila machte die beiden darauf zu Führern der Heerschar,  
Und nicht ohne Verdienst, denn sobald er Kriege begommen,  
Leuchteten jene hervor durch herrlich ersochtene Siege;  
Darum liebte die beiden auch sehr der Herrscher der Hunnen.  
110 Aber es fand die gefangene Maid vor der Königin Augen

Wohlgefallen, so fügte es Gott, und sie mehrte die Liebe  
Durch vortreffliche Zucht und rührigen Fleiß bei der Arbeit.  
Schließlich vertraute man auch die sämtlichen Schätze des Königs  
Ihrer sorglichen Hut; beinahe regierte sie selber,  
Denn was immer ihr Wunsch, das konnte sie thun und vollführen. 115

Gibicho starb unterdes, und es folgte ihm Gunther nun selber  
Auf dem Throne. Der löste sofort das pannonische Bündnis,  
Welches dereinst geschlossen, und weigerte Zahlung des Zinses.  
Aber sobald dies Hagen erfuhr in der Fremde, da nahm er  
Nächtlicher Weile die Flucht und eilte zurück zum Gebieter. 120  
Walthher jedoch zog weiter den Hunnen voran in die Schlachten,  
Und wohin er auch ging, da war er vom Glücke begleitet.

Ospirin, des Königs Gemahl, gedachte indessen  
Des entwichenen Hagen, und also riet sie dem Herrscher:  
„Sorgen wolle, das bitte ich Euch, jezt Euere Klugheit, 125  
Daß nicht etwa die Säule des Reichs ins Wanken gerate,  
Daß nicht, meine ich, Walthher, der Günstling, auch uns entrinne,  
Er, auf dem die gewaltige Macht des Reiches beruhet;  
Denn ich befürchte, er macht es vielleicht wie Hagen und flüchtet.  
Darum wollet Ihr nun, was ich Euch rate, erwägen, 130  
Und sobald er erscheint, so sagt zu ihm folgende Worte:  
— Da in unserem Dienst du so vielfach große Beschwerden  
Hast erduldet, so thu' ich dir kund, daß unsere Gnade  
Dich vor sämtlichen Günstlingen liebt; drum hab' ich beschlossen,  
Daß du fürder an Thaten es mehr denn an Worten erkennest: 135  
Wähle darum dir die Brant aus pannonischem Fürstengeschlechte.  
Sorge nur nicht, indem du erwägst, daß Güter dir mangeln,  
Denn ich werde dich reich bedenken mit Acker und Wohnung;  
Wer die Brant dir vermählt, soll dessen sich später nicht schämen. —  
Habt Ihr dieses gethan, so vermögt Ihr ihn an Euch zu fesseln.“ 140  
Wohl gefiel dem König das Wort; er begann sich zu rüsten.

Da kam Walthher herbei; ihm machte der Fürst die Eröffnung,  
Riet, ein Weib sich zu frein. Doch Walthher, welcher schon damals  
Bei sich erwog, was dereinst in der That er sollte vollführen,  
Sprach zum Versucher darauf als Erwiderung folgende Worte: 145  
„„Gnädig seid Ihr gesinnt, daß meinem bescheidenen Dienste

- Ihr Beachtung geschenkt; doch kann ich es nimmer verdienen,  
Daß Ihr mein lässiges Thun mit günstigem Auge betrachtet.  
Aber ich bitte, vernehmt die Worte des treuesten Dieners:
- 150 Wollt' ich freien ein Weib, dem Befehl des Gebieters gehorchend,  
Würde von häuslicher Sorg' und der Liebe zur Maid ich gefesselt  
Und so meistens verhindert, dem Könige Dienste zu leisten.  
Häuser müßte ich baun und Sorgfalt widmen dem Acker,  
Und das hielte mich ab, vor den Augen des Herrn zu erscheinen
- 155 Und mich, wie ich gewohnt, dem Reiche der Hummen zu widmen.  
Denn es pflegt ja ein jeder, sobald er Behaglichkeit kostet,  
Weniger fähig zu sein, noch ferner Beschwerden zu tragen.  
Mir ist nichts ja so süß, wie immer in treuem Gehorsam  
Meinem Gebieter zu dienen; drum bitte ich, wolle gestatten,
- 160 Daß ich frei von der Fessel der Eh' auch ferner noch lebe.  
Wenn du spät mir gebentst und zu mitternächtiger Stunde,  
Werde ich sorglos gehn und jedem Befehle bereit sein.  
Keinerlei Sorge wird dann mich in Kämpfen zu weichen bereden,  
Heimwärts ziehen nicht Kind, nicht Weib und zu fliehen bewegen.
- 165 Drum bei deinem Leben beschwör' ich dich, bester der Väter,  
Dränge mich fürder nicht mehr, die Hochzeitsfackel zu nehmen.""  
Solche Bitten besiegten den Herrn; er sprach von dem Ratschlag,  
Fürder nicht mehr, denn er hoffte, daß niemals Walthier entrinne.
- 170 Damals war dem Herrscher die sichere Kunde geworden,  
Daß ein jüngst überwundenes Volk sich wieder empöre  
Und den Hummen alsbald im Kampf zu begegnen sich rüste.
- Da ward Walthier erkoren, den Krieg zu leiten, und eilig  
Musßerte er der Ordnung gemäß die versammelte Streitmacht
- 175 Und entflammt in den Herzen der Kämpfer den Mut und ermahnt sie,  
Immer gedenk zu sein der früher erfochtenen Siege,  
Und er verspricht, mit erprobter Kraft die trotz'gen Empörer  
Niederzuwerfen und Schrecken zu sä'n in den feindlichen Ländern.
- Dann bricht eilig er auf, und es folgt die versammelte Heerschar.
- 180 Bald erschaut er die Stätte des Kampfs, und die Menge der Streiter  
Stellt er in Ordnung auf durch die weiten Flächen und Felder.  
Halt nun machen die Heere, auf Speerwurfweite genähert:

Kampftruf schallet ringsum empor in die Luft, die Posaunen  
 Lassen zugleich ertönen den schrecklichen Ruf, und sofort auch 185  
 Fliegen von hier und von dort in dichter Menge die Speere.  
 Esche und Kornel mischen sich jetzt zu vereinigttem Kampfspiel,  
 Und es flammt wie des Blüthes Schein die geschwungene Lanze;  
 Und wie der Nord die Flocken in dichtem Gedränge daherstreut,  
 So auch wurde verschossen die Menge der schrecklichen Pfeile.  
 Als dann jedes Geschos in den beiden Heeren versendet, 190  
 fahren sämtliche Krieger sogleich mit der Hand nach den Schwertern,  
 Ziehen die blühenden Klingen und heben von neuem die Schilde,  
 Und dann stürzt sich Schar auf Schar, um den Kampf zu erneuen.  
 Hier zerschmettert das Ross die Brust des Rosses, und dorten  
 Sinkt der Kämpfer, gefällt von dem harten Buckel des Schildes. 195  
 Aber inmitten des Schlachtengewühls da wüthet der Walthar,  
 Mäht mit dem Schwert, was entgegen sich stellt, und bahnet den Weg sich.  
 Als die Feinde nun sehn, wie so er die Reihen dahinstreckt,  
 Fürchten sie ihn zu schauen, als ob er selber der Tod wär',  
 Und wohin er auch dringt, zur Rechten, zur Linken gewendet, 200  
 Flüchten sie alle gar schnell vor Walthar und werfen die Schilde  
 Auf den Rücken und jagen dahin mit hängenden Zügeln.  
 Gleich zu kommen dem Führer, bestrebt sich Pannoniens Heerschar;  
 Grimmiger stürmt sie voran, und kühner wagt sie den Mordkampf,  
 fällt, was entgegen sich stellt, und vernichtet die Flücht'gen, bis endlich 205  
 Völligen Sieg sie erringt in dem wechselnden Spiele des Krieges.  
 Auf die Getödeten stürzt sie sodann und plündert sie sämtlich,  
 Bis mit dem hohlen Horne der Führer die Scharen herbeiruft  
 Und als erster die Stirn mit dem festlichen Laube umwindet,  
 Vor dem versammelten Volk sich die Schläfen bekrönend mit Lorbeer; 210  
 Bannerträger folgen darauf und die übrige Mannschaft.  
 Jecho kehrten sie heim, geschmückt mit dem Kranze des Siegers,  
 Und in die Heimat gelangt, zeg jeder zum eigenen Wohnsitze;  
 Walthar jedoch nahm eiligen Schritts den Weg zu der Hofburg.

### Drittes Abenteuer.

Wie Walther die Hymnen trunken machte und mit seiner Braut, Hildegunde von Burgund, entfloh, und wie König Attila darob zürnte.

Mines herzen tiefe wunde  
Diu muoz iemer offen stên, si'n  
werde heil von Hiltegunde.

*Walther von der Vogelweide.*

- 215 **S**iehe, da eilte herab von der Burg des Palastes Gesinde,  
Freute sich sehr, ihn wiederzusehn, und hielt ihm das Streitroß,  
Bis der preisliche Recke dem hohen Sattel entstiegen,  
Richtet die Frage an ihn, ob günstig die Sache verlaufen.  
Wenig erzählte er nur und trat dann, weil er ermüdet,  
220 Ein in die Burg und eilte darauf zum Gemache des Königs.  
Aber er fand daselbst die einsam sitzende Hildgund  
Und nahm also das Wort nach süßem Kuß und Umarmung:  
„Bringe mir schnell zu trinken, denn müde bin ich und durstig.“  
Eilig füllte mit Wein sie darauf den köstlichen Becher,  
225 Reichte dem Helden ihn dar, der fromm ihn bekreuzte und annahm  
Und alsbald mit der Hand der Jungfrau Rechte umfaßte.  
Schweigend stand sie dabei und blickte dem Manne ins Antlitz.  
Walther trank und reichte ihr dann das leere Gefäß hin;  
Wohl war beiden bekannt, daß einst sie verlobt mit einander.  
230 Und er sprach zu der teneren Maid mit folgenden Worten:  
„Lange erdulden wir schon zusammen das Los der Verbannung,  
Und wir wissen es wohl, was unsere Eltern dereinstens  
Über unser künft'ges Geschick mit einander bestimmten;  
Was verhehlen wir dies so lange mit schweigendem Munde?“  
235 Aber die Maid, die wähnte, es rede im Scherz der Verlobte,  
Schwieg ein Weilchen und sagte darauf als Erwiderung dieses:  
„„Warum heuchelt die Junge, was tief in der Brust du verdammeßt,  
Und überredet der Mund zu dem, was das Herz doch verabscheut?  
Gleich als wäre es Schmach, dir solche Verlobte zu freien!““  
240 Drauf antwortete ihr der verständige Jüngling und sagte:  
„Fern sei, was du geredet! O wolle nicht falsch mich verstehen!  
Kund sei dir, daß ich nichts mit verstelltem Herzen gesprochen;  
Glaube mir nur, es steckt nicht Trug noch Falsches dahinter.  
Niemand ist in der Näh', wir sind hier beide alleine.

Wenn ich wüßte, du wärst mir geneigt mit ergebener Seele, 245  
Und du würdest verschweigen die listig ersonnenen Pläne,  
Wollte ich dir entdecken ein jegliches Herzensgeheimnis."

Da nun begann das Mädchen, die Kniee des Jünglings umfassend:  
„„Alles, wozu du mich rufst, will gern ich, Gebieter, erfüllen;  
Nichts soll lieber mir sein als deine willkommenen Gebote.“" 250  
Jener darauf: „Mit Verdruss ertrage ich unsre Verbannung  
Und gedenke gar oft der verlassenen Marken der Heimat.  
Drum begehre ich, bald zu heimlicher Flucht mich zu rüsten.  
Zwar vor Zeiten bereits vermocht' ich den Plan zu vollführen,  
Doch es schmerzte mich tief, daß allein Hildgunde zurückblieb." 255  
Also redete drauf aus innerstem Herzen das Mägdlein:  
„„Was du begehrest, will ich, das ist mein einzig Verlangen.  
Drum befehl mir, o Herr; ob Glück uns werde, ob Unglück,  
Gerne bin ich bereit, es dir zu Liebe zu tragen.“"

Walthar raunte der Maid in das Ohr nun folgende Worte: 260  
„Siehe, es trug der Herrscher dir auf, der Schätze zu hüten;  
Also behalte du wohl und merk' dir genau, was ich sage:  
Nimm vor allem den Helm und das Eisengewand des Gebieters,  
Aus drei Drähten gewirkt, mit dem Zeichen der Schmiede versehen.  
Ferner wähle dir aus zwei Truhen von mäßigem Umfang, 265  
Fülle in diese sodann so viel der pannonischen Spangen,  
Daß du eine zur Not bis zum Busen zu heben vermögest.  
Dann verfertige mir noch vier Paar Schuhe, wie bräuchlich,  
Dir die nämliche Zahl und lege sie auch in die Truhen,  
Und so werden dieselben vielleicht bis zum Rande gefüllt sein. 270  
Heimlich bestelle dir auch bei Schmieden gebogene Angeln;  
Fische müssen uns Zehrung sein auf dem Wege und Vögel.  
Vogelsteller und Fischer zu sein, bin ich selber genötigt.  
Alles dieses besorge du klug im Verlaufe der Woche.  
Nunmehr hast du gehört, was uns auf der Reise von nöten. 275

Jetzt verkünde ich dir, wie die Flucht wir mögen bereiten:  
Wenn zum siebenten Mal den Kreislauf Phöbus beendet,  
Werd' ich dem König, der Königin auch und den Fürsten und Dienern  
Rüßen ein fröhliches Mahl mit außergewöhnlichem Aufwand  
Und mich mit Eifer bemühen, durch Getränk sie in Schlaf zu versenken, 280

- Bis nicht einer imstande zu merken, was ferner zu thun ist.  
 Du magst aber indes nur mäßig des Weines genießen  
 Und bei Tische nur eben den Durst zu vertreiben bestrebt sein.  
 Stehen die anderen auf, so eile zum Werk, dem bewußten.
- 285 Aber sobald des Trankes Gewalt dann alle bezwungen,  
 Eilen wir beide zugleich, die wesslichen Lande zu suchen.“  
 Treulich erfüllte die Maid die Gebote des Jünglings, und siehe,  
 Bald erschien auch der Tag, der für das Gelage bestimmt war.  
 Walthar rüstete nun das Mahl mit gewaltigem Aufwand.
- 290 Auf der mittelsten Tafel da thronte die Üppigkeit selber.  
 Als nun der König erschien in dem teppichbehangenen Saale,  
 Grüßte der mutige Held ihn so, wie es bräuchlich, und führte  
 Ihn zu dem Hochsitz hin, den Byssus und Purpur verzierte.  
 Jener setzte sich nun und hieß zwei Fürsten zu seinen
- 295 Seiten den Platz zu nehmen, die übrigen setzte ein Diener.  
 Hundert Tafeln besetzten zugleich die Genossen des Mahles.  
 Mühe schuf es den Gästen, die mancherlei Speisen zu kosten;  
 Räumte man diese hinweg, so brachte man andre Gerichte,  
 Und es wirbelte Dampf in die Luft von dem köstlichen Mischtrank.
- 300 Lauter gülden Geschirr stand da auf dem leinenen Tischzeug,  
 Und es prangte der würzige Wein in dem herrlichen Mischkrug.  
 Farbe und Süße des Tranks verlockten zum Schlürfen, und Walthar  
 Mümmerte jeglichen auf, nach dem Wein und der Speise zu langen.
- Als der Hunger gestillt und die Tische beiseite getragen,  
 305 Redete heiter der Held zu seinem Gebieter die Worte:  
 „Darin zeige sich jetzt, das bitte ich, Euere Gnade,  
 Daß Ihr zunächst Euch selber und dann die andern erfreuet.“  
 Und er bot ihm zugleich den künstlich bereiteten Humpen,  
 Drauf die Reihe der Bilder von Thaten der Väter erzählte.
- 310 Diesen ergreift der König: mit einem einzigen Zuge  
 Trinkt er ihn aus und befiehlt alsbald, daß die andern ihm gleichthun.  
 Hurtig laufen die Schenken herbei und enteilen geschwinde,  
 Reichen die Becher gefüllt und nehmen die leeren zurücke.  
 Auf das Geheiß des Wirts und des Herrn wetteifert die Menge.
- 315 Glühender Rausch führt bald in der ganzen Halle die Herrschaft:  
 Stammelnd entströmt die Rede dem reichlich besetzten Munde;  
 Stämmige Recken konnte man schaum auf wankenden Füßen.

Also verlängert bis spät in die Nacht das Opfer des Bacchus  
 Walthar und ziehet zurück, die nach Hause zu gehen begehren,  
 Bis, von der Macht des Trankes besiegt und vom Schlafe bezwungen, 320  
 In den Gängen zerstreut, sie alle zu Boden gesunken.  
 Hätte er preisgegeben das Haus den verzehrenden Flammen,  
 Wäre nicht einer die That zu entdecken imstande gewesen.  
 Endlich rief er das Mädchen herbei, das teure, und hieß es,  
 Eilig herbeizutragen die längst bereiteten Sachen. 325  
 Selber zog aus dem Stall er hervor das beste der Rosse,  
 Welches er „Löwe“ genannt um seiner Vorzüglichkeit willen;  
 Stampfend steht es, und mutvoll nagt's an den schäumenden Jügel.  
 Als er es drauf, wie gewohnt, umhüllt mit prächtigem Reitzzeug,  
 Hängt er die Truhen, mit Schätzen gefüllt, dem Roß an die Seiten, 330  
 Fügt auch Speisen hinzu, nicht viel für die Länge des Weges.  
 Und die wallenden Jügel vertraut er der Rechten der Jungfrau.  
 Selber jedoch, von dem Panzer umhüllt nach der Weise der Recken,  
 Setzt er den Helm sich aufs Haupt, den rot umwallte der Helmbusch,  
 Schnallt die goldenen Schienen sich drauf um die mächtigen Waden, 335  
 Gürtet sodann an die Linke das Schwert mit der doppelten Schneide,  
 An die Rechte ein zweites dazu nach pannonischer Sitte,  
 Welches mit einer der Seiten allein die Wunden verursacht,  
 Raßt sodann mit der Rechten den Speer, mit der linken den Schildrand  
 Und entflieht dem verhassten Land mit klopfendem Herzen. 340  
 Aber das Roß, mit den Schätzen beladen, führte die Jungfrau,  
 Und sie trug in der Hand zugleich die haselne Rute,  
 Die der Fischer bedarf, die Angel ins Wasser zu tauchen,  
 Daß der Fisch, voll Eier nach dem Köder, den Haken verschlinge.  
 Denn der gewaltige Held war selbst mit gewichtigen Waffen 345  
 Rings beschwert und zu jeglicher Zeit des Kampfes gewärtig.  
 Eilig zogen sie während der Nacht; doch als in der frühe  
 Phöbus, rötlich erstrahlend, sein Licht den Ländern gewährte,  
 Suchten sie sich zu verbergen im Wald und erstrebten das Dunkel,  
 Und es jagte sie Furcht sogar durch die sicheren Orte. 350  
 Und es pochte die Angst so sehr in dem Busen der Jungfrau,  
 Daß sie bei jedem Gefäusel der Luft und des Windes erbehte,  
 Vor den Vögeln erschrak und dem Rauschen bewegten Gezweiges.  
 Haß der Verbannung erfüllte ihr Herz und Liebe zur Heimat.  
 Dörfern wichen sie aus und mieden das liebliche Fruchtländ; 355

folgend auf dichtbewachsenem Gebirg dem gewundenen Anweg,  
Irrten mit zagendem Fuß sie durch pfadeloſe Gebiete.

Aber das Volk in der Burg, vom Schlaf und Weine bezwingen,  
Ruhete, in Schlummer verſenkt, bis zur Mitte des folgenden Tages.

- 360 Aber ſobald ſie erwacht, da ſuchten ſie alle den Führer,  
Ihm zu danken und ihn mit feierndem Lob zu begrüßen.  
Attila auch, der König, das Haupt mit den Händen umfaſſend,  
Tritt aus der Kammer hervor und ruft mit Schmerzen nach Walthſer,  
Ihm zu klagen das Weh, das er ſpürt. Die Diener indeſſen  
365 Meldeten ihm, daß ſie nirgend vermocht, den Helden zu finden.  
Dennoch hoffte der Fürſt, es werde vielleicht der Geſuchte,  
Noch in Schlummer verſunken, zur Zeit der Ruhe genießen  
An verborgener Stätte, die er ſich zum Schlafen erkoren.  
Aber als Oſpirin nun entdeckt, daß Hildgunde verſchwunden  
370 Und die Gewänder nicht habe gebracht, wie zu thun ſie gewohnt war,  
Sprach mit unendlichem Jammern ſie traurig alſo zum Fürſten:  
„O die verwünſchten Gerichte, die geſtern wir haben genoſſen!  
O der Wein, der alle pannoniſchen Mäuner gefällt hat!  
Was ich dem König und Herrn ſchon längſt vorahnend geweisſagt,  
375 Der Tag hat es erfüllt, den nimmer wir können verwinden.  
Sieh, es iſt klar, am heutigen Tag fiel Eueres Reiches  
Säule, es zog in die Ferne die Kraft und die preisliche Mannheit:  
Walthſer, Pannoniens Licht, er iſt von himmen gewichen,  
Hat auch von dannen geführt Hildgunde, mein theueres Pflegkind!“

- 380 Da entbrannte der Fürſt in wildem, gewaltigem Jorne,  
Und es verwandelte ſich die frühere Freude in Trauer.  
Von den Schultern bis unten zum Ende zerreißt er den Mantel,  
Und bald dies, bald jenes erwägt er voll Haß in der Seele.  
Wie von des Molus Stürmen der Sand im Wirbel gedreht wird,  
385 Alſo wurde der Herrſcher bewegt von den Sorgen im Herzen,  
Und durch wechſelnde Mienen bekundend die wechſelnde Stimmung,  
Gab nach außen er kund, was er duldete tief im Gemüte;  
Aber der Jorn erlaubte ihm nicht, mit Worten zu reden.  
Speiſe und Trank verſchmähte er auch an dem ſelbigen Tage,  
390 Und es raubte die Sorge dem Leib den ruhigen Schlummer.  
Denn als die dunkle Nacht die Welt der Farben beraubte,

Sanft er hinein in das Bett, doch konnt' er die Augen nicht schließen,  
Sondern er warf bald rechts und bald sich links auf die Seite,  
Und als wär' ihm die Brust durchbohrt von dem spitzen Wurfspieß,  
Fuhr er empor und legte sein Haupt bald hierhin und dorthin; 395  
Aufrecht saß er auch bald auf dem Bett, als wär' er von Sinnen.  
Alles umsonst! Dann sprang er empor, um die Burg zu durchwandern;  
Wiederkehrend beschritt er die Bettstatt kaum und verließ sie.  
So verbrachte die Nacht Held Utila ohne zu schlafen.  
Aber das flüchtige Paar, hinwandelnd durch günstige Stille, 400  
Sog in Eil, das gefürchtete Land im Rücken zu lassen.

Kaum erglänzte der Tag, da berief der König die Seinen.  
„O, wer mir, so nahm er das Wort, den entflohenen Walthers  
Brächte in Fesseln zurück wie einen erbärmlichen Wolfshund,  
Diesen wollt' ich alsbald mit geläutertem Golde bedecken; 405  
Wenn auf der Erde er steht, von allen Seiten belasten  
Und ihm gänzlich den Weg durch die Masse der Schätze versperren!“  
Aber es war kein einziger Fürst in dem großen Gebiete,  
Herzog oder auch Graf, kein einz'ger Vasall oder Diensmann,  
Der, wie sehr er auch wünschte, daß seine Kraft er beweise 410  
Und unsterbliches Lob durch tapfere That sich erwerbe,  
Wie er begierig auch war, den Schatz in die Säckel zu füllen,  
Hätte gewagt, mit Waffen dem zornigen Walthers zu folgen  
Und den Helden als Gegner zu schaun mit gezogenem Schwerte.  
Denn sie kannten den tapferen Mann und wußten, wie viele 415  
Feinde zu Boden er schlug, ein unverwundeter Sieger.  
Und es konnte der Fürst nicht einen der Mannen bereden,  
Der den versprochenen Schatz bei solcher Bedingung begehrte.

### Viertes Abenteuer.

Wie die Flüchtlinge mit ihrem Horte unbehelligt bis an den Rhein kamen und Gunther, der Frankenkönig, ihnen dort mit zwölf Genossen nachsetzte, sie zu berauben. Wie Hagen den König warnte und nicht mitkämpfen wollte.

Sie vuorten grôz ubermuot:  
thiu nist niemanne guot,  
sie geliget ie nithere.

*Rolandslied 3361.*

420 **W**althar, der Flüchtling, zog, wie gesagt, bei nächtlicher Weile,  
Und er suchte des Tags die Wälder und dichten Gebüsche.  
Kunstvoll fing er indes die mit List geköderten Vögel,  
Bald mit gespaltenem Holz sie täuschend und bald mit der Leimrut'.  
Doch sobald er zum Laufe gewundener Flüsse gekommen,  
Warf die Angel er aus und entrafte die Beute der Tiefe.  
425 Aber es litten die beiden dabei Entbehrung und Mühsal,  
Und es fand in der ganzen Zeit, in welcher sie flohen,  
Walthar, der löbliche Held, nicht Zeit zu Liebesgefose.

Schon zum vierzigsten Mal vollbrachte die Sonne den Kreislauf,  
Seit der pannonischen Stadt er flüchtig den Rücken gewendet,  
430 Und an dem nämlichen Tage, da diese Zahl sich erfüllte,  
Kam er an einen Fluß, als Abend bereits es geworden,  
An den Rheinstrom, dort, wo den Lauf er nimmt zu dem Orte,  
Welchen man Worms benennt, dem glänzenden Sitze des Königs,  
Zahlte den Fährlohn dort mit den früher gefangenen Fischen  
435 Und hinübergesetzt, ging weiter er hastigen Schrittes.

Als die dunkle Nacht von dem jungen Tage verscheuht war,  
Da erhob sich der Ferge und ging zur bemeldeten Stadt hin  
Und überbrachte daselbst dem Meister der Köche des Königs  
• Jene Fische, die ihm der Wanderer hatte gegeben.  
440 Als der Koch sie, aufs beste gewürzt, dem Könige auftrug,  
Da sprach Gunther erstaunt vom erhabenen Sitze die Worte:  
„Solcherlei Fische hat, traun, das fränkische Land mir noch niemals  
Dargeboten; ich glaube, sie stammen aus anderen Landen.  
Darum sage mir schnell: wer brachte sie dir zum Verkaufe?“  
445 Jener berichtete drauf, daß ihm sie der Ferge gegeben,

Und der Herrscher befahl alsbald, ihn holen zu lassen.  
 Als nun dieser erschien und über die Sache befragt war,  
 Da erzählte er dies und berichtete über den Vorfall:  
 „Als am vergangenen Abend ich saß am Ufer des Rheines,  
 Wurde mein Auge gewahr, wie eilig ein Wanderer nahte, 450  
 Wie zum Kampfe bereit, an allen Gliedern gerüstet;  
 Dem mit Erz war er rings, erhabener König, unpanzert,  
 Und es führte der Wandrer den Schild und die schimmernde Lanze.  
 Einem Helden vergleichbar erschien er; denn trug er auch an sich  
 Eine gewaltige Last, kam rüstigen Schritts er gegangen. 455  
 Aber ein Mädchen, geziert mit unglaublicher Schönheit des Leibes,  
 folgte ihm nach, und ihr Fuß berührte beim Gehen den seinen.  
 Selber führte sie auch ein mächtiges Roß an den Zügeln,  
 Das auf dem Rücken trug zwei Truhen von ziemlichem Umfang.  
 Schüttelte aber das Roß den erhobenen Nacken und strebte, 460  
 Stolz zu gemessenem Schritt die Schenkel im Bogen zu werfen,  
 Dann erscholl ein Getöse, wie wenn Gold an Edelgestein klingt.  
 Dieser gab mir als Lohn die Fische, die dort auf dem Tisch sind.“

Als dies Hagen erfuhr, der auch an der Tafel zugegen,  
 Ließ er aus fröhlicher Brust das Wort in die Menge erschallen: 465  
 „Freuet euch mit mir, bitte ich euch, daß ich dieses erfahren:  
 Walther, mein Jugendgenos, ist wiedergekehrt von den Hunnen!“  
 Gunther darauf, der fürst, voll übermütigen Sinnes  
 Ruft (und es jubelt alsbald die gesamte Halle ihm Beifall):  
 „Freuet euch mit mir, heiße ich euch, daß ich dieses erfahren: 470  
 Jenen Schatz, den Gibicho einst dem König im Osten  
 Schickte, den hat der Allmächtige nun in das Land mir gesendet!“  
 Sprach's und schnellte empor und stieß mit dem Fuße den Tisch um,  
 Hieß drauf bringen das Roß, mit geschnitztem Sattel versehen,  
 Wählte sich zwölf der Männer sodann aus der Schar als Begleiter, 475  
 Ausgezeichnet an Kraft, die öfters den Mut schon bewährten;  
 Hagen auch sollte nach seinem Befehl mit ihnen hinauszieh'n.  
 Dieser, der alten Treue gedenk und des einßigen Genossen,  
 Ist voll Eifer bemüht, dem Gebieter den Plan zu verleiden.  
 Democh besteht der König darauf und läßt sich vernehmen: 480  
 „Töget nicht länger, ihr Mannen, umgürtet die tapferen Leiber  
 Jetzt mit dem Schwert und wahr't den Rücken mit schuppigem Panzer!

Soll aus dem fränkischen Land so gewaltigen Schatz er entführen?“  
Dann, mit Waffen bewehrt, denn es treibt sie das Wort des Ge-  
bieters,

- 485 Ziehen sie fort aus dem Thor, dich, Walther, zu fällen begierig,  
Dir die Habe zu rauben, als wärst du ein feiger Geselle.  
Zwar war Hagen bestrebt, es auf jegliche Weise zu hindern,  
Doch der verblendete Fürst will nicht vom Begonnenen lassen.

- Weiter ziehend vom Fluß, gelangte der mutige Recke  
490 In ein waldig Gebirg; der Vosagus hieß es schon damals.  
Ungeheuer und weit ist der Wald, Verstecke von Tieren  
Hegt er in Menge, und oft erhält er von Hunden und Hörnern.  
Dorten stehen an heimlicher Statt zwei Berge benachbart;  
Eine enge und liebliche Schlucht liegt zwischen den beiden,  
495 Nicht in die Erde gehöhlt, durch die Gipfel der Felsen gebildet,  
Für die blutigen Räuber ein wohlgeeignetes Lager.  
Und es wuchs in dem Winkel daselbst auch zartes Gekräute.  
„Dorthin wollen wir gehn,“ sprach, als er ihn schaute, der Jüngling,  
„Dieses Lager ist gut, den ermüdeten Leib zu erquicken.“  
500 Denn seitdem er flüchtig entwich aus dem Land der Awaren,  
Hatte er anders nicht die Erholung des Schlafes genossen,  
Als auf den Schild sich lehnend, und kaum die Augen geschlossen.  
Jetzt erst legte er ab der Waffen Gewicht, und gelagert  
In des Mägdeleins Schoß, begann er: „Schaue du sorglich,  
505 Hildegunde, umher, und wenn du bemerkst, daß sich dunkler  
Staub erhebt, so mahne durch leise Berührung zum Aufstehn.  
Aber auch dann, wenn du siehst, daß sich naht ein gewaltiger Haufe,  
Hüte, mein Liebchen, dich ja, mich jäh aus dem Schlummer zu rütteln.  
Weithin schweift ja von hier dein heller Blick in die Ferne;  
510 Nun durchspähe du fleißig die ringsum liegende Landschaft.“  
Also sprach er und schloß sodann die glänzenden Augen,  
Und er genoß alsbald den Schlaf, den so lange ersuchten.

- Aber als Gunther im Sand die Spuren der Wanderer schaute,  
Stachelt mit scharfem Sporn er den flüchtig enteilenden Reimer  
515 Und ruft so in die Lüfte hinaus voll eiteler Freude:  
„Sputet, ihr Mannen, euch jetzt, denn in Bälde fangt ihr den Wanderer;  
Heut entflieht er uns nicht, er läßt den gestohlenen Schatz uns!“

Doch es erwiderte drauf ihm dies der gepriesene Hagen:  
 „Eines will ich dir nur, o tapferer König, vermelden:  
 Hättest du Walthar so oft wie ich selbst im Kampfe geschaut,  
 So ihn wüthen gesehn in stets erneutem Gemehel,  
 Nimmer glaubtest du, traum, daß so leicht man ihn könne berauben.  
 Denn ich sah das pannonische Heer, wenn zu Kriegen es auszog  
 Gegen die Länder im Nord und gegen die Länder im Süden:  
 Da hat Walthar gekämpft, in seiner Tapferkeit strahlend,  
 Von den Feinden gehaßt und von den Genossen bewundert;  
 Wer ihn auch immer bestand, sah bald die Reiche der Toten.  
 Mir, dem Erfahrenen, glaubt, mein König und meine Gefährten,  
 Wie er den Schildrand hebt, wie gewaltig die Lanze er schwinget.“  
 Doch da Gunther, befangen von thörichtem Wahne, sich nimmer  
 Ließ bereden, so zogen sie fort und nahen dem Lager.

Hildgund aber, vom Gipfel des Bergs in die Ferne die Blicke  
 Richtend, bemerkte am wallenden Staub die nahenden Mäuner;  
 Da ermahnte sie Walthar durch sanfte Berührung, zu wachen.  
 Dieser erhebt das Haupt und fragt sie, ob jemand sich nahe,  
 Und sie berichtet darauf, es komme von ferne ein Haufe.  
 Jener entfernt von den Augen des Schlafes dunkeln Schleier  
 Und bekleidet gemach die sehnigen Glieder mit Eisen,  
 Raßt von neuem empor den gewichtigen Schild und die Lanze,  
 Und im Sprung mit dem Stahle die leichten Lüste zerteilend,  
 Übt er gewandt mit den Waffen zum bitteren Kampfe ein Vorspiel.  
 Als die Maid in der Nähe die blitzenden Lanzen erschaut,  
 Ward sie von Schrecken erfaßt. „Da haben wir, rief sie, die Hunnen!“  
 Warf zur Erde sich hin und sprach mit bekümmertem Herzen:  
 „Schlage mir, ich beschwöre dich, Herr, mit dem Schwerte das Haupt ab,  
 Daß ich, der nicht vergönnt, die versprochenen Bande der Ehe  
 Einst zu knüpfen mit dir, nicht andrer Berührung erdulde.“  
 „Soll unschuldiges Blut mich bes Flecken?“ entgegnet der Jüngling;  
 „Wäre mein Schwert imstande, die Feinde zu Boden zu schlagen,  
 Wenn ich die treue Geliebte anseht nicht wollte verschonen?  
 Fern sei, was du verlangst, verbanne die Furcht aus dem Herzen.  
 Er, der so oft mich geführt aus manchen Gefahren, der kann auch  
 Jetzt, das glaube ich fest, hier unsere Feinde vernichten.“  
 Sprach's und erhob die Augen und sagte sodann zu der Jungfrau:

555 „Nicht die Avarn sind da; es sind die fränkischen Schelme,  
Dieses Landes Bewohner.“ Sodann erblickte er Hagens  
Helm und erkannte ihn gleich und sprach mit fröhlichem Lachen:  
„Auch mein Genosse, der Hagen, ist dort, mein alter Gefährte!“

Also sagte der Recke; dann wandte er sich zu dem Eingang,  
560 Und zu der Maid, die hinter ihm stand, sprach rühmend er also:  
„Hier an dem Thore verkünde ich jetzt das stolze Gelöbniß:  
Keiner der Franken hoffe, daheim der Gattin zu melden,  
Daß er mir ungestraft von dem Schatze habe genommen! —“  
Doch als kaum er geendet, da fiel er nieder zur Erde,  
565 Bittend den Herrn zu verzeihn, daß solcherlei Rede er führte.  
Als er darauf sich erhoben, betrachtet er alle bedachtam:  
„Keiner von allen, die hier ich erschau, erweckt mir Besorgnis  
Außer Hagen, denn dem ist bekannt, wie ich pflege zu streiten,  
Und er selbst ist bewandert genug in mancherlei Kampflist.  
570 Bin ich, so Gott es vergönnt, nur sie zu vereiteln imstande,  
Bleib' ich erhalten im Kampf dir Hildgund, meine Verlobte.“

Doch als Hagen ersah, wie Walther geborgen in solchem  
Lager, sagte er warnend zum stolzen Herrscher die Worte:  
„Steh, o Herr, davon ab, den Mann zum Kampfe zu reizen!  
575 Heiße doch Boten gehen zunächst, die alles erforschen,  
Sippe und Namen und Heimatland, und woher er gekommen,  
Und ob Frieden vielleicht er ersleht und, ohne daß Blut rinnt,  
Uns den Schatz überläßt. Wir können den Mann aus der Antwort  
Kennen lernen; wenn Walther es ist, der drüben verweilet,  
580 — Er ist weise — vielleicht, daß Eurer Würde er willfährt.“

Kamalo, Graf von Metz, ward also vom König geheiß'n  
Hinzugehen. Ihn hatte das hochgepriesene Franken,  
Ehrengaben zu bringen, gesandt, und er hatte am Tage,  
Ehe der Fürst die Märsch erfuhr, die Reise beendet.  
585 Dieser durchfliegt mit verhängtem Zaum, dem rasenden Ostwind  
Ähnlich, den trennenden Raum des Feldes und nahet dem Jüngling.  
Dann ruft also den Gegner er an: „Verkünde mir, Mann dort,  
Wer du seist, von wannen du kommst, und wohin du dich wendest!“  
Drauf erwidert der mutige Held mit folgenden Worten:

„Ob von selber du kommst, ob dich ein andrer geschickt hat, 590  
Möchte ich wissen zuvor.“ Und Kamalo redet voll Hochmut:  
„Wisse denn, daß mich Gunther gesandt, der König, der mächtig  
Hier im Lande regiert, zu fragen nach deinem Begehren.“

Als er dieses gehört, entgegnete solches der Jüngling:  
„Nimmer weiß ich, wozu es von not, des Wandrers Geschäften 595  
Nachzuforschen; doch zög're ich nicht, es dir zu entdecken:  
Walth' er bin ich genannt, aus Aquitanien stammend,  
Wurde als kleiner Knab von meinem Erzeuger den Hunnen  
Einst vergeißelt; dort hab ich gelebt und kehre zurück nun,  
Wünschend wiederzusehn mein Land und die lieben Verwandten.“ 600  
Drauf der Bote: „Durch mich befehlt dir der Held, den ich nannte,  
Daß mit den Truhen zugleich du Roß und Mädchen herausgiebst.  
Bist du bereit es zu thun, so gewährt er Leib dir und Leben.“

Walth' er entgegnete ihm getrost mit folgenden Worten:  
„Niemals habe ich, traun, von einem verständigen Manne 605  
Thörichter reden gehört; denn du sagst, mir verspreche ein Herrscher,  
Den ich nicht kenne, was selbst er nicht hat und wohl nimmer wird haben.  
Ist er ein Gott, daß er mir mit Fug das Leben gewähre?  
Hat er mich schon mit den Händen berührt, in den Kerker gestoßen  
Oder mit Fesseln mir schon auf den Rücken die Hände gebunden? 610  
Dennoch höre mich an: wenn er mich vom Kampfe entbindet,  
— Denn er kommt, wie ich sehe, zum Streit im Eisengewande —  
Will ich aus rötlichem Gold geschmiedete Spangen ihm senden,  
Hundert an Zahl, um damit den Namen des Königs zu ehren.“  
Jener eilte davon, sobald er erhalten die Antwort, 615  
Und erzählte den Herrn, was er eben gesagt und vernommen.

Hagen sprach zu dem Herrscher: „O nimm den gebotenen Schatz an,  
Denn du vermagst, o Vater, damit das Gefolge zu schmücken.  
Sei vor allem bedacht, die Hand von dem Streite zu lassen!  
Walth' er kennst du noch nicht und seine gewaltige Stärke. 620  
Wie mir in der vergangenen Nacht verkündet ein Traumbild,  
Werden, wofern wir streiten, nicht alles wir glücklich vollenden.  
Denn ich sah in dem Traume mit einem Bären dich ringen,  
Welcher nach langem Kampf ein Bein mit den Zähnen dir abriß  
Samt dem Knie bis zum Schenkel hinauf, und als ich darauf gleich 625

Eilte zur Hilfe herbei, in der Hand die geschwungene Waffe,  
Nahm er mich an und entriß mir zusamt den Zähnen ein Auge."

Als er dieses vernommen, da rief der König voll Hochmut:

"Wie ich nun seh', bist Hagathie du, dem Erzeuger, vergleichbar,

630 Welcher ja auch ein zages Gemüt in dem frostigen Busen  
Hegte und gern sich dem Kampf entzog mit reichlichem Wortschwall."

Da entbrannte der Held mit Recht in gewaltigem Zorne,

— Ist es anders erlaubt, je seinem Gebieter zu zürnen. —

"Alles beruhe, so sprach er, allhier auf euren Waffen.

635 Vor euch steht der Gesuchte. Es möge ein jeglicher kämpfen;  
Nahe stehet ihr ja, und keinen verhindert die Zagheit.

Ich will sehn, wie es geht, und teil nicht haben am Raube."

Sprach's und ritt auf den Hügel alsbald, den nahe geleg'nen,

Stieg vom Rosse und setzte sich hin und schaute hinunter.

### Fünftes Abenteuer.

Wie Walthar am Wasgensteine siegreich den Kampf gegen die fränkischen Recken  
Kamalo, Skaramund und Werinhard, den Schützen, bestand.

Si umbzugen in uf der heide, daz in  
niht entwiche der man;

Dô muoste er alterseine mit den vînden  
umbegân.

*Alpharts Tod 164.*

610 **W**althar wandte darauf sich zu Kamalo mit dem Befehle:

"Eil' und heiße ihn jekt, den gesamten Schatz mir zu geben.  
Zaudert er dann, so bist du, ich weiß es, verwegen und tapfer;  
Streite mit ihm und beraube alsbald den im Kampfe Besiegten."

• Fort ritt Kamalo nun, der zu Metz gebot, in der Hauptstadt.

645 Rötlich strahlt auf dem Haupte der Helm, und es schimmert der Panzer,  
Und er ruft aus der Ferne ihm zu: "He! Hörst du mich, Freundschen?"  
Sende den ganzen Schatz alsbald an den König der Franken,  
Bist du gewillt, dir Leben hinfort zu bewahren und Wohlfahrt!"

Aber es hüllte der tapfere Held sich ein Weilchen in Schweigen,

650 Harrend, daß näher heran noch komme der grimmige Gegner.

Eilig sprangte der Bote herbei, wiederholend die Worte:  
 „Sende den ganzen Schatz alsbald an den König der Franken!“  
 Standhaft entgegnete drauf der Jüngling mit folgenden Worten:  
 „Was begehrst du, und was verlangst du so barsch dir zu geben?  
 Habe ich etwa dieses dem Könige Gunther gestohlen? 655  
 Hat er auf Wucher vielleicht mir irgend etwas gegeben,  
 Daß er mit Fug mich zwingt, so bedeutenden Fins zu entrichten?  
 Habe ich euer Gebiet vielleicht auf der Reise geschädigt,  
 Daß es erscheinen könnte, als ob du mit Recht mich beraubtest?  
 Hegt dies Volk so gewaltigen Haß auf jeglichen Menschen, 660  
 Daß es dem Wanderer nicht den Grund zu betreten gestattet:  
 Wohl, ich erkaufe den Weg, ich sende dem König der Spangen  
 Zweimal hundert; er lasse vom Streit und gewähre mir Frieden.“

Als dies Kamalo hörte, da sagte er grimmigen Herzens:  
 „Mehren noch wirst du die Gabe, sobald du die Truhen geöffnet. 665  
 Jesho bin ich gewillt, hier alles Geschwäh zu beenden:  
 Sieh das Verlangte; wenn nicht, so wirst du zu Tode verbluten!“  
 Also sprach er und raffte den dreifachen Schild mit dem Arme,  
 Schwang den blinkenden Speer und stemmte mit aller Gewalt sich  
 Und entsandte ihn dann. Doch sorglich vermied ihn der Jüngling, 670  
 Und es verletzte die Waffe mit nichtiger Wunde das Erdreich.

Walthar darauf: „Wenn's so dir gefällt, so schreiten ans Werk wir!“  
 Und mit den Worten entsandte zugleich er die Lanze, und diese  
 Bohrte sich links durch den Schild, und siehe, die Rechte, mit welcher  
 Kamalo eben das Schwert aus der Scheide zu ziehen sich anschickt, 675  
 Hefet sie fest auf den Schenkel, den Rücken des Pferdes durchbohrend.  
 Aber sobald das Roß die Wunde empfindet, da tobt es,  
 Bäumt sich empor und versucht, den Reiter zu Boden zu werfen,  
 Hätt' es vielleicht auch erreicht, wenn nicht fest ihn die Lanze gehalten.

Da ließ Kamalo fahren den Schild, und den Speer mit der Linken 680  
 Greifend, bemühte er sich voll Eifer, die Rechte zu lösen.  
 Als er das sah, da eilte herbei der gepriesene Recke,  
 Griff ihn am Fuß und durchbohrte ihn dann bis zum Griff mit dem  
 Schwerte,  
 Zog es zurück und entfernte zugleich aus der Wunde die Lanze.  
 Da sank Reiter und Roß in der nämlichen Stunde zu Boden. 685

- Als, was eben geschehn, nun Kamalos Neffe erblickte,  
Kimo ward er genannt, des leiblichen Bruders Erzeugter,  
Der auch Skaramund hieß, wie einige melden, da senzt er,  
Und mit Thränen im Aug' spricht so er voll Trauer zur Menge:  
690 „Mich vor allen, o weh, berührt die That, die geschehen;  
Sterben will ich mit ihm oder rächen den teuern Verwandten.“  
Denn es erlaubte die Enge des Orts nur einem zu streiten  
Gegen den einen, und nicht vermochte ein andrer zu helfen.  
Skaramund sprengte heran, der Arme, dem Tode Geweihte,  
695 Zwei Wurfspere in Händen, mit breiter eiserner Spitze.  
Als er nun sieht, wie Walthar, von keinem Schrecken ergriffen,  
Fest dasteht auf dem nämlichen Platz, da spricht er mit Knirschen,  
Während er heftig dabei auf dem Haupte schüttelt den Rosschweif:  
„Worauf trauest du denn, und worauf hast du zu hoffen?  
700 Nicht mehr will ich den Schatz, nichts mehr von deinem Besitze,  
Sondern ich fordre von dir das Leben des toten Verwandten.“  
Jener darauf: „Beweisest du mir, daß zuerst ich zum Streite  
Habe gereizt, daß ich etwas verbrach, um solches mit Recht hier  
Leiden zu müssen, so mag sogleich mich durchbohren dein Wurfspieß!“  
705 Aber noch hatte er nicht die Rede beendet, da, siehe,  
Schlenderte Skaramund schon auf ihn den einen der Speere,  
Dann den andern sogleich. Allein der gepriesene Recke  
Weicht vor dem einen beiseit und schüttelt vom Schilde den andern.  
Skaramund drauf, ergreifend die Schärfe des spitzigen Schwertes,  
710 Stürmt auf den Jüngling los, begierig, die Stirn ihm zu spalten.  
Aber er ritt ihm zu nahe auf schlecht gezügeltem Rosse;  
Drum vermochte er nicht, das Haupt mit dem Streiche zu treffen,  
Sondern er schlug mit dem Griff auf den Helm, daß hell er ertönte  
Und zugleich in die Lüste umher das Feuer versprühte.  
715 Doch nicht war er imstande, den mutigen Renner zu wenden,  
Und so traf ihn unter das Kinn mit der Spitze der Lanze  
Walthar und warf aus dem Sattel hinab den tödlich Verletzten,  
Hieb des flehenden Haupt sodann mit dem Schwerte herunter  
Und ließ gleichermaßen das Blut des Verwandten entströmen.  
720 Als nun Gunther, der stolze, gesah, wie jene verschieden,  
Treibt die ergrimmten Genossen er an, den Kampf zu erneuern:  
„Greifen wir an, und warten wir nicht, bis er Atem geschöpft hat

Daß er entkräftet erlahmt und dann, in Fesseln geschlagen,  
Gebe die Schätze heraus und erleide die Strafe für Blutschuld.“

Werinhard ritt drittens davon, um den Kampf zu beginnen, 725  
Er, der aus altem Geschlecht trojanischer Enkel entstammte,  
Herrlicher Mann, dein Sproß und deiner Kunst ein Verehrer,  
Pandarus, welcher, als einst ihm das Bündnis zu sprengen befohlen,  
Mitten in die Achiver den Pfeil als erster entsandt hat.  
Dieser, verschmähend den Speer, trug mit sich Köcher und Bogen, 730  
Sandte die Pfeile von fern, in ungleichartigem Kampfe  
Walthers reizend. Allein der stellte sich männlich dem Gegner,  
Hielt ihm entgegen zur Wehr den siebenhäutigen Schildrand  
Und vermied mit Bedacht die Menge der kommenden Schüsse.  
Denn bald sprang er zur Seit, bald hob er zum Himmel den Schildrand, 735  
Abzurehren den Pfeil, und es traf nicht einer von allen.  
Als nun Pandarus' Sprosse gesehn, daß umsonst er die Pfeile  
Hatte versandt, da zieht er erzürnt das Schwert aus der Scheide,  
Sprengt dann heran, und prahlend ertönt aus dem Munde die Rede:  
„Wenn du auch eben geschickt vermiedest die lust'gen Geschosse, 740  
Wirfst du vielleicht nun den Hieb der geschwungenen Rechten verspüren.“

Jenem erwiderte Walthers darauf mit lachendem Herzen:  
„Lange warte ich schon auf den Kampf bei gleicher Bedingung.  
Eile herbei, ich zögere nicht!“ Als so er gesprochen,  
Strengt er sich an mit aller Gewalt und schleudert das Eisen, 745  
Und die Brust des Rosses durchbohret die saufende Lanze.  
Auf bäumt jetzt sich das Tier und schlägt mit den Hufen die Lüste,  
Schleudert den Reiter zur Erde hinab und bedeckt ihn im Falle.  
Schnell eilt Walthers hinzu und entreißt mit Gewalt ihm die Klinge,  
Schlägt ihm vom Haupte den Helm, und die hellen Haare ergreifend, 750  
Redet zu ihm, der jämmerlich fleht und bittet, der Recke:  
„Worte von dieser Art sprachst eben du nicht in die Winde.“  
Sprach's und trennte vom Rumpfe das Haupt; dann ließ er ihn liegen.

### Sechstes Abenteuer.

Wie Walthar den Sachsen Eckefried und Hadawart besiegte und tötete.

„Dein harnisch und dein grünen schilt  
must du mir hie aufgeben,  
dazu must mein gefangner sein,  
wilt du behalten dein leben.“

„„„Mein harnisch und mein grüner schilt  
die teten mich oft ernern.  
ich trawe Christ von himel wol,  
ich wöll mich dein erwern.“““

*Volkslied von Hildebrand.*

755 **D**och es schreckte nicht ab den thörichten Gunther der Hublick  
Dreier Leichen: von neuem befaß er zum Tode zu eilen.  
Eckefried, siehe, versuchte den Kampf als Viertes. Gebürtig  
War er aus Sachsens Gebiet und hatte im Kampfe erschlagen  
Einen mächtigen Mann; drum war er geflohn aus dem Lande.  
Braun war das Roß, das ihn trug, und mit bunten flecken gezeichnet.  
760 Als der Walthar erblickt, wie bereit zum Gefechte er dasteht,  
Spricht er: „Sage mir doch, ob du lebst mit wirklichem Leibe,  
Oder ob du, Verdammter, nur täuschst durch ein lustiges Trugbild;  
Denn du scheinst ein Fann mir zu sein, wie in Wäldern sie hausen.“

Jener erhebt ein Gelächter und giebt ihm dieses zur Antwort:  
765 „Deine keltische Sprache verrät dich als Sprossen des Stammes,  
Dem die Natur es verlieh, vor andern durch Pöffen zu glänzen.  
Hat mein Arm dich berührt, sobald du mir näher gekommen,  
Wirßt umstande du sein, den Leuten in Sachsen zu melden,  
Daß im Vosaguwald ein Fannengespenst du erblickt hast.“  
770 „Was du seist, das erprobe ich jetzt!“ ruft Eckefried, schlendert  
Wüchtig den Kornelschaft, den eisenbeschlag'nen, und dieser  
fliegt, von dem Riemen gewirbelt, doch brach ihn der Buckel des  
Schildes.

Walthar entsandte die Lanze nun auch und gab ihm zur Antwort:  
„Dieses schickt dir als Gabe zurück der Fann aus dem Walde;  
775 Siehe doch zu, ob unser Geschoß nicht besser hineindringt!“  
Da zerspaltet der Speer das Holz mit der Decke aus Stierhaut,

fährt durch die Brünne hindurch und bleibt in der Lunge dann sitzen.  
 Eckefried stürzt, der Arme, dem Munde entströmet ein Blutbach:  
 Ach, er floh vor dem Tod und eilte ihm hier in die Arme!  
 Doch sein Roß trieb hinter sich dann auf die Weide der Jüngling. 780

Da nun bat sich den Schild des Gegners vom Könige Gunther  
 Hadawart aus, der fünfte der Kämpfer, vom Dünkel betrogen.  
 Dieser gab, als er ging, den Speer zur Verwahrung den Freunden,  
 Kühn allein auf das Schwert sich verlassend, doch war es vergebens.  
 Aber sobald er gesehen, daß die Leichen der eben Gefällten 785  
 Völlig versperrten die Bahn und das Roß nicht hinüber gelange,  
 Sprang er hinab, um zu Fuße zu gehn. Es stand in den Waffen  
 Nüstig Walther und lobte den Mann, der zu billigem Kampfe  
 Ihm sich hatte gestellt. Doch Hadawart sprach zu ihm also:  
 „O du Schlange, in Listen gewandt und kundig des Truges, 790  
 Die du gewohnt, die Glieder in schuppigem Panzer zu bergen,  
 Und zum Kreise dich rollst, dem Otterngezüchte vergleichbar,  
 Ohne die kleinste Wunde entgehst du so vielen Geschossen,  
 Und du spottest so unerhört der vergifteten Pfeile?  
 Glaubst du vielleicht, durch List auch diesem Hieb zu entgehen, 795  
 Den aus größerer Näh' mit sicherem Schwunge dir sendet  
 Meine Rechte? Denn die schlägt, tramm, nicht solcherlei Wunden.  
 Höre den Rat und lege beiseit den Schild, den bemalten;  
 Ihn wünsch' ich, ihn giebt mir das Wort des Königs als Anteil.  
 Bitte, verlege ihn nicht, denn meinen Augen gefällt er. 800  
 Doch ist es anders bestimmt, und raubst du das freundliche Licht mir,  
 Dann sind viele Genossen allhier und nahe Verwandte,  
 Die, wofern du dem Vogel auch glichst und Schwingen gewönneßt,  
 Nimmer es lassen geschehn, daß ungerupft du entrinneßt.“

Unerschrocken entgegnete drauf ihm solches der Kriegsheld: 805  
 „Meinen Schild verteid'ge ich schon; von dem anderen schweig' ich.  
 Glaube mir nur, ich bin ihm verpflichtet für wackere Dienste,  
 Denn er pflegte sich ja den Feinden entgegenzustellen,  
 Und für mich empfing er die Wunden. Wie sehr er mir heute  
 Nützlich gewesen, das siehst du, und hätt' ich ihn müssen entbehren, 810  
 Wäre vielleicht es geschehn, daß nimmer mit Walther du sprächest. —  
 Strebe mit aller Gewalt, den Feind aus dem Felde zu schlagen,

Meine Rechte, damit er dir nicht entreiße die Schutzwehr!  
Sei du, Linke, bemüht, den Griff des Schildes zu halten,  
815 fasse das Elfenbein mit den fest umklammernden Fingern,  
Lasse du hier nicht sinken die Last, die bisher so geraume  
Wegestrecken du trugst von den hohen Sitzen der Hünen!“  
Jener darauf: „Du thust noch mit Zwang, was du willig nicht  
thun willst.

Nicht nur den Schild, nein auch das Roß und die Maid und den  
Goldschatz

820 Gieb: dann büßest du erst die Strafe für deine Vergehen.“  
Sprach's und riß aus der Scheide heraus das Schwert, das vertraute,  
Und die Männer, entstannt verschiedenen Teilen der Erde,  
Stürmen zum Kampf; der Vofagus staunt ob den Blitzen und Hieben.  
Beide erhaben an Mut, mit gewaltigen Waffen gerüstet,

825 Der vertrauend dem Schwert, der mächtig mit ragender Lanze,  
Kämpfen immer aufs neu mit riesigen Kräften den Zweikampf.  
So ertönet, getroffen vom Beil, nicht die dunkle Eiche,  
Wie von den Helmen es schallt und die Schilde der Kämpfer erdröhnen.  
Staunen ergreift die Franken, daß Walthar, der Held, nicht ermattet,  
830 Walthar, welchem bislang nicht Rast noch Ruhe vergönnt war.

Jeho schwingt sich der Wormser empor im sicheren Wahne,  
Recht in die Höhe sich wild mit dem hoch geschwungenen Schwerte,  
Meinend, er werde den Kampf mit dem einen Schlage beenden.

Aber der Jüngling ist auf der Hut: mit dem Schwunge der Lanze  
835 Lenkt er zur Seite den Hieb und zwingt den Gegner, das Eisen  
fahren zu lassen, noch eh' er's gedacht; fern glänzt's im Gestrüppe.  
Als der andre gesehen, wie das feinere Schwert ihm entriß,  
flieht er in Eile davon und bestrebt sich, den Busch zu erreichen.

Alphars Sohn, im Vertraun auf Schnelle und blühende Jugend,  
840 folgt ihm und ruft: „Wo willst du denn hin? So nimm dir den  
Schild doch!“

Spricht's, hebt schnell in die Höh' mit den Händen die Lanze und  
schlägt ihn;

Jener stürzt, und über ihm dröhnt der gewaltige Schildbrand.

Eilig setzt ihm den Fuß auf den Hals der Jüngling, entreißt ihm  
Drauf den Schild und heftet den Feind mit dem Speer an den Boden.

845 Jenem brechen die Augen, er haucht in die Kiste die Seele.

Siebentes Abenteuer.

Wie Hagen seinem Neffen Patafried vergebens vom Kampfe abriet und dieser nebst Gerwit erschlagen ward.

Diu gir nâch grôzem guote vil boe-  
sez ende gît.

*Nibelungen B. 1554.*

Patafried war der Sechste. Ihn hatte die leibliche Schwester  
Hagens geboren. Als diesen der Ohm nun siehet zum Kampfe ziehn,  
Da versucht er, mit bittendem Wort zurück ihn zu halten:  
„Wohin eilst du? so ruft er ihm zu, o siehe den Tod doch,  
Wie er dir grinst! Laß ab! Es spinnen das Ende des Fadens 850  
Schon die Parzen; dich täuscht dein Mut, o teurer Neffe.  
Lasse du ab! Du kannst dich an Kräften nicht Walthers vergleichen.“  
Dennoch zog der Arme davon, dies alles mißachtend,  
Denn er brannte im Herzen danach, sich Ruhm zu erwerben.  
Vange Seufzer entquollen der Brust des bekümmerten Hagen, 855  
Und er ließ der Tiefe des Herzens die Klagen entströmen:  
„O du Strudel der Welt, du unerfüllliche Habsucht,  
O du Schlund der Gier, du Wurzel von jeglichem Übel!  
Wenn du, Graufiger, doch das Gold und die anderen Schätze  
Wolltest allein verschlingen und lassen die Menschen in Unschuld! 860  
Aber nun entflammst du die Menschen, verkehrte Gesinnung  
flößest du ein, und keinem genügt das Seinige. Siehe,  
Wie sie, in schimpflichen Tod um Gewinn sich zu stürzen, nicht zagen!  
Aber je mehr sie besitzen, je mehr entbrennt noch die Habgier.  
An sich raffen sie fremden Besitz gewaltsam und heimlich, 865  
Und was mehr noch der Seufzer erpreßt und Thränen hervorlockt:  
Sie verstoßen in höllische Glut die himmlischen Seelen.  
Nicht vermag ich, zurückzurufen den teureren Neffen,  
Denn er ist angestachelt von dir, o wilde Begierde.  
Blindlings eilt er dahin, den schmachlichen Tod zu erleiden, 870  
Und um eiteln Ruhm will hin zu den Schatten er steigen.  
Wehe, geliebter Neffe, was soll ich der Mutter verkünden?  
Und wer richtet, o Teurer, empor die jüngst dir Vermählte,  
Der du ja nichts zum Troste geschenkt, denn es fehlt ihr ein Söhnlein?  
Welch ein Wahnsinn hat dich erfaßt? Woher doch die Thorheit?“ 875

Also sprach er und neigte den Schoß mit den quellenden Zähren;  
Schluchzend rief er sodann: „Leb' wohl auf lange, du Schöner!“

Walthar, obwohl in der Ferne, bemerkte die Trauer des Fremdes,  
Und es drang ihm zugleich zu Ohren sein jammerndes Rufen.

880 Also sprach er daher zu dem jach anstürmenden Reiter:

„Nimm den Rat von mir an, den ich gebe, o herrlicher Jüngling!  
Schone dich doch, damit du genießest ein besseres Schicksal.

Stehe doch ab von dem Plan; dein feurig Vertrauen betrügt dich!

Siehe hier tot der Helden so viel und lasse vom Kampfe,

885 Daß du, wenn du verbleichst, nicht mehr noch der Feinde mir schaffest.“

„Was schert, Wüterich, dich mein Tod? entgegnete jener,

Kämpfen sollst du allein mit mir, drum lasse das Schwagen!“

Sprach's und zugleich mit den Worten entsand' er die knorrige Lanze,

Aber sie lenkte zur Seite der Held mit dem eigenen Schafte,

890 Und von den Winden entführt, von des Wütenden Kräften getrieben,

flog sie ins Lager und stand vor den Füßen des Mädchens im Boden,

Welches, von Schrecken erfaßt, aufschrie nach der Weise der Frauen.

Aber als etwas Blut in das Herz ihm wiedergekehrt war,

Sah es ein wenig empor, zu schau'n, ob der Recke noch lebe.

895 Jetzt noch mahnte der tapfere Held den Franken, vom Kampfe

Abzulassen; doch der entblößte erbittert die Klinge,

Stürmte zum Angriff vor und schwang sie von oben zum Hiebe.

Aber den wackeren Schild schwang Alphars Sprosse mit Schweigen,

Doch er knirschte dabei nach der Weise des schäumenden Keilers.

900 Jener holte nun aus und bogen zum Streich mit dem ganzen

Leibe sich weit nach vorn; doch hinter dem deckenden Schilde

Barg sich Walthar und duckte sich dort, und siehe der Jüngling,

Welcher ins Blaue gehau'n, der Thor, fiel nieder zu Erde.

Aus wär's jezo gewesen, doch hatte inzwischen der Kriegsheld

905 Sich auf die Kniee gestützt, vor dem Stahl mit dem Schilde sich deckend.

Während sich Walthar erhebt, rafft jener sich auch in die Höhe,

Deckt sich eiligst in Angst mit dem Schild, und vergebens versucht er,

Wiederum aufzunehmen den Kampf. Denn Alphars Erzeugter

Stößt in die Erde den Speer und besteht ihn flugs mit dem Schwerte,

910 Schlägt mit gewaltiger Wucht die Hälfte des Schildes herunter,

Schneidet das Stahlhemd auf und fördert ans Licht die Gedärme.

Patasfried stürzte, der Arme, und schaute das eigne Geweide,  
Gab den Tieren des Waldes den Leib, die Seele dem Orkus.

Gerwit sprengte heran und schwur, den Gefall'nen zu rächen.  
Reitend auf feurigem Roß, überslog er den Haufen der Leichen, 915  
Welcher im Wege dort lag und den schmalen Steig ihm versperrete,  
Und indessen der Held das Haupt des Gefällten vom Rumpf hieb,  
Kam er und schwang nach dem Haupt ihm die doppelschneidige  
Streitart;

Denn das war derzeit die gebräuchliche Waffe der Franken.  
Aber den Schild hält schnell ihm entgegen der Held und vereitelt 920  
Also den Hieb; dann springt er zurück und ergreift die vertaute  
Lanze und läßt das blutige Schwert in dem grünen Grase.

Da nun konnte man schaum entsehlliche Kämpfe der Männer,  
Doch es erscholl kein Wort bei dem Streit mit den Waffen des Mavors;  
So war beiden der Sinn allein auf das Kämpfen gerichtet. 925  
Dieser wütet, damit die toten Gefährten er räche;  
Der ist bemüht, sich mit aller Gewalt des Lebens zu wehren  
Und, wenn das Glück es vergönn', die Palme des Siegs zu erringen.  
Der schlägt, der wehrt ab; der weicht, wenn der andre herandringt:  
Zufall mengt sich und wackerer Mut mit glühendem Eifer. 930  
Aber der ragende Speer vertreibt den mit kürzerer Waffe  
Ausgerüsteten Feind; doch dieser tummelt im Kreise  
Hartig den Gaul und begehrt, den ermüdeten Gegner zu täuschen.

Mehr und mehr in der Seele beschwert von gewaltiger Jornlast,  
Heb nun Walthar den Schild von Gerwit empor, und das Eisen 935  
Führ durch die Weichen hindurch und drang in die Hüfte des Feindes.  
Der sank rücklings hin und stieß ein entsehllich Geschrei aus,  
Schlug, bejammernd das Todesgeschick, mit den Fersen die Erde.  
Walthar hieb ihm vom Rumpfe das Haupt; dann ließ er ihn liegen,  
Der im Wormser Gebiet ein Graf noch vor kurzem gewesen. 940

### Achtes Abenteuer.

Wie Randolf seinen Tod fand. Wie die Frankenhelden zauderten, aber von Gunther von nemem in den Kampf getrieben wurden. Wie Helmmod den Dreizack schlenderte und mit Trogus, Tanastus und Gunther Walther den Schild entreißen wollte, und wie es ihnen dabei erging.

Der Tôt der suochte sêre, dâ sin  
gesinde was.

*Nibelungen B. 2224.*

Da zuerst begannen die Franken zu zaudern und baten,  
Abzustehen vom Kampfe, den Herrn mit dringenden Bitten.  
Dieser jedoch, der Arme, Verblendete, redete wütend:  
„Euch, ihr tapferen Männer von oft erprobter Gesinnung,  
945 Bitte ich, wolle der Fall nicht Furcht, nein Rache erregen.  
Wie, ich soll aus dem Vosaguswald so schimpflich davongehn?  
Jeder denke wie ich, der bereit, hier lieber zu sterben  
Als nach Worms zu ziehen, nachdem sich solches ereignet.  
Unverletzt soll jener als Sieger einteilen zur Heimat?  
950 Waret zuvor ihr entbrannt, dem Manne den Schatz zu entreißen,  
So brennt jezo danach, das Blut, das vergossen, zu rächen,  
Daß man sühne den Tod mit dem Tod und das Blut mit dem Blute,  
Daß mit des Mörders Fall den Mord der Genossen man räche!“

Also redend entflamnte der Thor den Mut und bewirkte,  
955 Daß sie alle des Lebens zugleich und des Heiles vergaßen;  
Und als wär' es ein Spiel, bemühte sich jeder, dem andern  
Auf dem Wege zum Tode voranzuteilen. Der Fußpfad  
Ließ jedoch, wie gesagt, nur zweie im Kampfe sich messen.  
Als der gepriesene Held nun sieht, wie die anderen zögern,  
960 Nimmt er den Helm vom Haupte herab und hängt ihn am Baum auf,  
Atmet tief und trocknet dabei sich keuchend den Schweiß ab.

Siehe, da drang zu Noß auf ihn ein ganz plötzlich zur Unzeit  
Randolf, er der Recke, der allen den andern zuvorkam  
Und mit dem eisenbeschlagenen Speer ihn unter die Brust traf.  
965 Stand nicht Wielands Werk aus gehärteten Ringen im Wege,  
Wär' er in das Gedärm mit dem harten Holze gedrunken.

Walthar jedoch, von plötzlichem Schreck im Herzen betroffen,  
 Hielt ihm entgegen den schützenden Schild und faßte sich wieder,  
 Aber er fand nicht Zeit, zugleich auch den Helm zu ergreifen.  
 Als der Speer nun versandt, entblößte der Franke die Klinge, 970  
 Schor zwei Locken vom Haupte des aquitanischen Helden,  
 Doch ihm glückte es nicht, nur die oberste Haut zu berühren.  
 Wiederum holte er aus zu neuem Streiche, und hastig  
 Hieb er den Stahl in den Schild, den ihm der andere vorhielt,  
 Und mit aller Gewalt vermochte er nicht, ihn zu lösen. 975  
 Da schnellst Alphars Sproß wie der Blitz nach vorne und schleudert  
 Rücklings so mit gewaltiger Kraft auf den Boden den Franken,  
 Stellt sich über ihn hin und tritt auf die Brust mit den Worten:  
 „Da du den Kopf mir schorst, will ich dich des Hauptes berauben,  
 Daß vor dem Ehegespons du meinetwegen nicht prahlest.“ 980  
 Also sprach er und hieb dem flehenden Feinde das Haupt ab.

Helmmod rückte zum Kampf nun heran als Neunter, den Dreizack  
 Tragend in Händen; der war an dreifachem Seile befestigt,  
 Das in der Hand die Genossen, die hinter ihm standen, behielten.  
 Und man plante, sobald das geschleuderte Eisen im Schilde 985  
 Säge, dann wollten sie alle zugleich sich zu ziehen bemühen,  
 Um den wütenden Mann im Falle zu Boden zu reißen;  
 Sicher hofften sie, so nun endlich den Sieg zu erringen.  
 Eilig sammelt die Kräfte des Arms der vorderste Kämpfer,  
 Ruft mit gewaltiger Stimme, dem Gegner sendend den Dreizack: 990  
 „Dieses Eisen, du kahler Gesell, bereitet dein Ende!“  
 Und es zerschneidet die Luft und schimmert, vergleichbar dem Lindwurm,  
 Der von der Höhe des Baums mit also gewaltigem Wirbel  
 Schießt, daß er alles besiegt, was feindlich sich ihm in den Weg stellt.  
 Kurz, er durchschlug den Buckel und haftete fest in dem Schilde. 995  
 Da erheben die Franken Geschrei, daß es hallt in dem Walde,  
 Und sie ziehen mit Macht an dem Stricke vereint und im Wechsel;  
 Auch der Herrscher bedenket sich nicht, bei der Arbeit zu helfen.  
 Allen lief in Strömen der Schweiß von den Gliedern herunter.  
 Aber es stand der Riefe indessen der Eiche vergleichbar, 1000  
 Welche die Zweige zum Himmel so weit wie zur Hölle die Wurzeln  
 Sendet und eisern steht, das Tosen der Stürme verachtend.  
 Eifrig bemühen sich die Feinde, und einer ermahnet den andern,

Wenn man den Helden nicht selbst zur Erde zu zerren vermöge,  
1005 Ihm zum mindesten doch den schützenden Schild zu entreißen;  
Hätte er den nicht mehr, so finge man leicht ihn lebendig.

Jesho verkünde ich euch die Namen von denen, die zogen:  
Neunter war Eleuther, auch Helmmod hieß er mit Namen;  
Argentina hatte gesandt den Sehten, den Trogus;  
1010 Spira, die mächtige Stadt, erzeugte Tanastus, den Elften,  
Und da Hagen entfernt, trat ein als der Zwölfte der König.  
Diese Vier nun kämpften mit gar gewalt'gem Bemühen  
Gegen den einzelnen Mann mit vielem und wechselndem Lärmen.

Alphars Sprossen erzürnte indes das eitle Bemühen,  
1015 Und da früher bereits er den Helm vom Haupte genommen,  
So vertraute er nur auf das Schwert und die eiserne Brünne.  
Fahren läßt er den Schild, dann stürzt er zuerst auf Eleuther,  
Spaltet diesem den Helm und versprüht das Gehirn, und den Nacken  
Haut er entzwei und öffnet die Brust. Dem zuckenden Herzen  
1020 Aber, dem wunden, entfloß alsbald mit dem Leben die Wärme.

Dann greift Trogus er an, der im argen Seile verwickelt  
Und von jähem Schrecken erfaßt beim Tod des Genossen  
Wie bei des nahenden Feinds erschütterndem Anblick,  
Eilig vergebliche Flucht zu nehmen begann, denn er wollte,  
1025 Um den Kampf zu erneu'n, die verlassenen Waffen sich holen.  
Hatten sie doch zusammen, bevor an dem Seile sie zogen,  
Speere und Schilde zu Boden gelegt. Wie aber der Recke  
Sich als tapfrer bewies, so war er auch schneller als jener,  
Holte im Laufen ihn ein und zerhieb mit dem Schwerte die Waden,  
1030 Kam dem also Gelähmten zuvor und holte den Schild fort.  
Aber Trogus schaute, wie sehr ihn die Wunde auch schwächte,  
Wütend umher und erblickte indes ein gewaltiges Felsstück,  
Raffte es eilig empor und warf es mit Macht auf den Gegner,  
Daß er den eigenen Schild von oben bis unten zerspaltete;  
1035 Aber es hielt das zerborstene Holz die lederne Decke.  
Dann, auf die Kniee gestützt, entriß er dem grünen Gehäuse  
Eilig das Schwert und schwang es, von Wut entbrannt, in den Lüften.  
Konnte er auch nicht tapferen Sinn durch Thaten beweisen,

Zeigte er doch mit Herz und mit Mund die Gefinnung des Mannes.  
 Noch erblickte er nicht die grinsenden Geister der Toten; 1040  
 Kühnlich sprach er: „O, hätte nur so ich den feueren Schild noch!  
 Zufall gab dir den Sieg, nicht gab ihn preisliche Mannheit;  
 Hole dir auch das Schwert, nachdem du den Schild mir entrißen!“

Eachend sagte darauf der Recke: „Ich komme!“ Und eilig  
 Rief er herbei und schlug die geschwungene Rechte herunter. 1045  
 Aber während der Held zum anderen Hiebe von oben  
 Ausholt, um das Thor für die scheidende Seele zu öffnen,  
 Siehe, da hatten die Waffen geholt der Fürst und Tanastus,  
 Welcher erschien, den Freund vor dem Streich mit dem Schilde zu  
 schützen.

Da nun wandte sich gegen ihn selbst der Zorn des ergrimnten 1050  
 Walthar, der ihn alsbald den Arm aus der Pfanne herausriß  
 Und mit dem Stahle die Seite durchstieß, daß Gedärme hervorquoll.  
 „Lebe denn wohl!“ so murmelt Tanastus und sinkt auf die Erde.  
 Trogus verschmähte die Bitten, sobald er geschaut, wie er hinsank,  
 Und entfachte die Wut des Siegers durch bittere Schmähung, 1055  
 Sei es, daß tapferer Sinn ihn antrieb oder Verzweiflung.  
 „Stirb! sprach Alphars Sprosse, und melde der Unterwelt dieses  
 Und erzähl' den Genossen, wie schön du sie oben gerächt hast!“  
 Also sprach er und würgte ihn ab mit der goldenen Kette.  
 Siehe, da wälzen im Staub sich zugleich die gefallenen Freunde, 1060  
 Und sie schlagen noch oft den befudelten Grund mit den Fersen.

### Neuntes Abenteuer.

Wie König Gunthar floh und durch seine Bitten den grossenden Hagen zum  
 Kampfe mit seinem Jugendfreunde Walthar bewog.

Gedenke . . . der grôzen triuwen din,  
 der stæte und ouch der eide, daz du den  
 schaden min  
 immer woldest rechen und elliu miniu leit.

*Nibelungen B. 2151.*

**S**olches ersah mit Seufzen der unglückselige König;  
 Eiligt floh er und stieg auf den Rücken des prächtig geschmückten  
 Rosses und sprengte in Hast zu dem tief bekümmerten Hagen,  
 Althof, Waltharilied. 7

- 1065 Ihm zu beugen den Sinn durch alle nur möglichen Bitten,  
Daß er gehe mit ihm, um den Kampf zu erneuen. Doch dieser  
Sprach: „Müch hindert am Kampf die schmäbliche Sippe der Mhnen,  
Und mein frostiges Blut benimmt mir den Sinn für die Waffen,  
Denn mein Vater verging, sobald er Geschosse erblickte,  
1070 Und der Jage entzog sich dem Kampfe mit reichlichem Wortschwall:  
Während du also sprachst, o König, zu deinem Gefolge,  
Hattest du freilich an mir nur recht erbärmliche Hilfe.“

- Aber obwohl er sich weigert, bestürmt ihn der andre mit Bitten  
Und versucht den Ergrimmten mit folgendem Wort zu versöhnen:  
1075 „Bei den Göttern beschwöre ich dich, laß ab von dem Grimme  
Und laß fahren den Jorn, den meine Schuld dir erregt hat.  
Bleib' ich am Leben und bin ich mit dir nach Hause gekommen,  
Will ich ihn tilgen und will dich versöhnen mit mancherlei Wohlthat.  
Schämst du dich nicht, den Mann zu verleugnen, nachdem der Genossen  
1080 Und der Verwandten so viele gefällt? Mir scheint, es vermögen  
Worte dir mehr das Herz zu bewegen als übele Thaten.  
Richtiger wär's, du gerietest in Wut ob dem grimmen Wüt'rich,  
Welcher heute allein das Haupt der Welt so beschimpft hat.  
Groß ist unser Verlust durch den Tod der gefallenen Helden;  
1085 Wie wird Franken jedoch die gewaltige Schande verwinden.  
Die uns fürchteten sonst, die werden mit Zischen nun sagen:  
O der Schande! Es ist die ganze fränkische Kriegsmacht  
Ungerochen von einem gefällt, und man kennt nicht den Thäter!“

- Hagen zögerte noch, und viel erwog er im Herzen  
1090 Jene Tren, die er Walthers gelobt, und dann übersann er  
Auch der Reihe gemäß, was alles soeben geschehen.  
Dringender flehte zu ihm der unglückselige König,  
Und bewegt von der Bitten Gewalt, erröte Hagen  
Vor dem Blicke des flehenden Herrn und bedachte im Herzen,  
1095 Wie er an Heldenruhm Verminderung könnte erleiden,  
Wollte er irgendwie sich schonen in solcher Bedrängnis.  
Endlich brach er das Schweigen und sprach mit erhobener Stimme:  
„Wohin rufst du mich, Herr? Wohin, o gepriesener Herrscher,  
Soll ich dir folgen? Verspricht dir Unmögliches doch das Vertrauen!  
1100 Wer ist je in der Welt so gänzlich von Sinnen gewesen,

Daß er von selber versuchte den Sprung in den offenen Abgrund?  
 Denn ich weiß, daß auf offenem Feld sich Walther so furchtbar  
 Zeigt, daß er dort in solch gesicherter Stellung und Felsburg  
 Eine gewaltige Schar wie einen Einzelnen angreift.  
 Hätte hierher auch alle die Reiter und sämtliches Fußvolf 1105  
 Franken gesandt, er hätte sie so wie jene behandelt.  
 Aber dieweil ich sehe, daß härter die Schmach du empfindest  
 Als die Verluste im Kampf und so du nimmer davon ziehst,  
 Leide ich mit, und es weicht mein eigener Schmerz vor des Königs  
 Ehre, und sieh', ich versuche, den Weg dir zum Heile zu bahnen, 1110  
 Welcher in Wäldern sich zeigt, doch niemals sonst sich eröffnet.  
 Denn ich gestehe, o Herr, nicht wegen des teuren Nessen  
 Wär' ich die Treue zu brechen bereit, die einst ich gelobte.  
 Siehe, für dich, o Fürst, begeb' ich in sich're Gefahr mich,  
 Aber wisse, daß hier ich nimmer zum Kampfe mich stelle. 1115  
 Laß uns weichen von hier und Raum ihm geben zum Abzug,  
 Und wir weiden indes, auf der Warte gelagert, die Rosse,  
 Bis er das enge Lager getrost verläßt, in dem Glauben,  
 Daß wir lange entronnen. Doch trabt er auf offenem Felde,  
 Brechen wir auf und folgen alsdann dem Bestürzten im Rücken; 1120  
 So vermögen wir wohl, ein tapferes Werk zu versuchen.  
 Darauf hoffe ich fest in unsrer bedenklichen Lage.  
 Dann vermagst du zu kämpfen, o Fürst, wenn des Kampfs dich  
 gelüftet,  
 Da er nimmer zur Flucht sich wendet, wenn beide wir nahen;  
 Fliehen müssen wir dann, wo nicht, mit Erbitterung fechten." 1125  
 Da belobt der Herrscher den Plan, und küßend umarmt er  
 Jého den Helden und mahnt zum Werke. Es suchen die beiden  
 Sich den geeigneten Ort zu dem Hinterhalte und steigen  
 Dann von den Rossen und binden sie an im üppigen Grase.

### Zehntes Abenteuer.

Wie Walthar in der Felsenrotte vom Streite ausruhte und am anderen Morgen weiterzog, aber von Gunther und Hagen aus dem Hinterhalte angegriffen wurde.

Zwene bestuonden einen: daz was  
hie vor niht site.

*Alpharts Tod 15.*

- 1130 **P**hōbus hatte indes sich geneigt zu den westlichen Länden,  
Mit den letzten der Strahlen begrüßt das befreundete Thule  
Und den Schotten zusamt den Iberern den Rücken gewendet.  
Aber sobald er allmählich erwärmt die Wellen des Weltmeers  
Und das Abendgestirn den ansonischen Ländern emporstieg,  
1135 Da begann der verständige Held im Geist zu bedenken,  
Ob er im sicheren Lager in tiefer Stille verharre  
Oder sich anvertraue dem weiten Gelände der Wildnis.  
Ihm durchwogten die Brust gewaltige Sorgen, und flüchtig  
Dachte er nach und fragte sich selbst, was er weiter beginne.  
1140 Wahrlich, Hagen allein erweckte ihm Sorge und jener  
Kuß, der ihm von dem König gegeben bei seiner Umarmung.  
Und er wußte es nicht, was jeso planten die Feinde:  
Ob sie vielleicht zu der Stadt zurückzukehren gedächten,  
Um dort während der Nacht noch mehr der Genossen zu holen  
1145 Und dann frühe am Tag den schmählichen Kampf zu erneuen,  
Oder allein, in der Nähe verborgen, im Hinterhalt lägen.  
Sorge machte ihm auch der Wald mit verschlungenen Pfaden,  
Die er nicht kannte, und daß er vielleicht in die Dornen geriete  
Und die Verlobte dabei verlöre durch Tiere der Wildnis.  
1150 Dieses erwog er und prüfte er wohl, und also begann er:  
„Was auch möge geschehn, hier bin ich zu lagern entschlossen,  
Bis der freisende Ball den lieblichen Tag uns zurückbringt,  
Daß der eitele Herrscher nicht sage, ich habe die Lände  
flüchtig geräumt nach der Weise des Diebs in nächtlichem Dunkel.“  
1155 Sprach's und verwahrte sodann den engen Weg mit Gehegen  
Rings, die aus Dornengesträuch und gefälltem Gestrüppe bereitet.  
Als er dieses gethan, da geht er mit bitterem Seufzen  
Hin zu den Leichen und fügt das Haupt an jeglichen Körper,  
Wirft zur Erde sich dann und spricht, nach Morgen gewendet

Und das entblößte Schwert in den Händen haltend, die Worte: 1160  
 „O du Schöpfer der Welt, der alles regiert, was erschaffen,  
 Ohne dessen Befehl und ohne dessen Gewährung  
 Nichts ja besteht, hab Dank, daß du vor den tückischen Waffen  
 Jener feindlichen Schar und vor Schmach mich gnädig bewahrtest.  
 Gütiger Herr, ich bitte dich hier mit zerknirschem Gemüte, 1165  
 Der du die Sünden, doch nicht die Sünder zu tilgen gewillt bist,  
 Laß mich diese dereinst in dem himmlischen Reiche erblicken.“

Nach vollbrachtem Gebet erhob er sich, trieb von den Rossen  
 Sechs zusammen und knüpfte sie fest mit gewundenen Riemen.  
 Diese waren allein noch da, denn es waren im Kampfe 1170  
 Zwei getödet; die anderen drei trieb Gunther von dannen.

Als das alles besorgt, da löst er den Gurt und befreiet  
 Von der gewaltigen Last der Waffen den dampfenden Körper,  
 Tröstet sodann die bekümmerte Braut mit heiteren Worten,  
 Langt zur Speise und stärkt in der Burg die ermatteten Glieder, 1175  
 Weil er erschöpft. Dann lagert er sich auf den Schild, und das  
 Mädchen

Heißt er, die Wache zur Zeit des ersten Schlafes zu halten.  
 Selber zu sorgen gedachte er dann in der Frühe des Morgens,  
 Wo es gefährlicher war, und endlich versank er in Schlummer.  
 Ihm zu Häupten saß, wie gewohnt, die Geliebte und wachte, 1180  
 Und sie hielt mit Gesang die schläfrigen Augen sich offen.  
 Doch schon bald erwachte der Held, und dem Schlaf sich entraffend,  
 Sprang er sogleich empor und hieß das Mägdelein schlummern,  
 Stützte sich unverdroffen sodann auf den Speer und verbrachte  
 Also den Rest der Nacht. Bald schaute er aus nach den Pferden, 1185  
 Bald auch nahte er sich mit lauschendem Ohre dem Walle,  
 Wünschend, es werde der Welt das Licht und die Schönheit gegeben.

Lucifer stieg indessen als Herold empor am Olympus,  
 Meldend: die Insel Taprobane sieht die glänzende Sonne.  
 Als das Morgenestirn, das fühle, die Erde betante, 1190  
 Schritt zu den Toten der Jüngling hin, um die Waffen zu nehmen  
 Und das Eisengewand, doch Kleider und andres verschmähend.  
 Spangen jedoch und dazu die verzierten Gürtel und Schwerter

Samt den Panzerhemden und Helmen, die nahm er den Toten.  
1195 Vier von den Rossen belud er damit und rief die Verlobte,  
Setzte sie dann auf das fünfte, und selber bestieg er das sechste,  
Und so zog er zuerst aus dem niedergerissenen Dornwall.  
Weiter dringt er sodann voran auf der Enge des Pfades,  
Späht mit den hellen Augen nach allem umher in der Runde,  
1200 Richtet das lauschende Ohr nach jeglichem Winde und Lusthauch,  
Ob er vielleicht Gemurmelt, ob Tritte von Männern er höre  
Oder vielleicht von stolzen Gefellen die flirrenden Täume,  
Oder der eisenbeschlagene Huf der Rosse ertöne.

Als er gesehen, daß Stille umher, da treibt die belad'nen  
1205 Rosse er vor und gebietet fürbaß zu ziehen der Jungfrau.  
Selber ergreift er am Zaume sodann das Pferd mit den Truhen;  
Drauf beginnt er die Reise, bewehrt mit gewöhnlicher Rüstung.  
Eine Last wohl ritt er dahin, da erblickte das Mädchen,  
(Denn es ließ sie das schwache Geschlecht im Herzen erzittern)  
1210 Rückwärts schauend, vom Hügel herab zwei Männer daherziehen,  
Welche sich nahen in Hast und mit außergewöhnlicher Eile,  
Und erblickend begann sie zum Helden, der folgte: „Das Ende  
War nur verschoben und naht! Entfliehe, o Herr, denn sie kommen!“  
Dieser wandte sich gleich und erkannte die beiden und sagte:  
1215 „Unnütz hätte mein Arm so viele der Feinde geschlagen,  
Wenn ich zuletzt nicht Lob verdiente und Schande mich träfe.  
Besser ist es, den rühmlichen Tod durch Wunden zu suchen  
Als nach Verlust des Gutes allein durch die Flucht zu entrinnen.  
Doch ich brauche noch nicht an der Rettung so ganz zu verzweifeln,  
1220 Der ich vor Zeiten bereits noch größ're Gefahren gesehen.  
Nimm du jezo den Zaum des Löwen, der unseren Schatz trägt,  
Und dann eile hinweg und birg dich im nahen Gehölze.  
Aber ich selbst will lieber am Hange des Berges verbleiben,  
Um zu erwarten, was kommt, und die Nahenden grüßend empfangen.“  
1225 Und es folgte die herrliche Maid, als so er geboten.  
Selbst faßt schnell er den Schild und schwinget den Speer, zu erproben,  
Wie sich das fremde Roß wohl unter den Waffen gebare.

### Erstes Abenteuer.

Wie Walther dem Könige ein Bein vom Leibe hieb und dem Hagen ein Auge und sechs Backenzähne ausschlug, selber aber die rechte Hand im Kampfe verlor.

Alsô lîten si alle dri daz creftege ungemach.

*Alpharts Tod* 294.

Als nun mit dem Vasallen zugleich der König heransprengt,  
 Ruft der rasende Thor voll Hoffart schon in der Ferne:  
 „Grimmiger Feind, dein trotziges Spiel ist zu Ende! Denn siehe, 1230  
 Weit entlegen ist jezt das Versteck, aus dem wie ein Wolfshund  
 Du zu bellen gepflegt mit wütendem Fletschen der Zähne.  
 Siehe, du magst, wenn du willst, jezt streiten auf offenem Plane,  
 Um zu versuchen, ob wohl das Ende gleiche dem Anfang.  
 Aber ich weiß es, du hast um Sold das Glück dir gedungen, 1235  
 Und deswegen allein verschmähest du Flucht und Ergebung.“

Alpharts Sohn entgegnete nur mit Schweigen dem König,  
 Wandte, als wäre er taub, sich von ihm zu dem andern und sagte:  
 „Hagen, ich habe zu reden mit dir, drum halte ein Weilschen.  
 Was hat, frag' ich, den Freund, den treuen, so plötzlich verwandelt, 1240  
 Daß er, welcher dereinst beim Abschied meiner Umarmung  
 Kaum sich entreißen konnte — so schien's — aus freier Entschliegung,  
 Ohne verlegt zu sein, mich jezt mit Waffen befehdet?  
 Wahrlich, ich hoffte von dir — doch werde ich leider betrogen —  
 Daß du, wenn du erfährst, ich kehre zurück aus dem Elend, 1245  
 Schnell mir kämest entgegen, mich freundlich mit Gruß zu empfangen,  
 Daß du mich pflegtest in gastlicher Ruh, auch wenn ich mich sträubte,  
 Und mich in Frieden ins Reich des Vaters wolltest geleiten.  
 Ja, ich sorgte darum, wo deine Geschenke ich ließe,  
 Und so sagte ich mir, wenn ich zog durch fremde Gebiete: 1250  
 Lebt nur Hagen, so brauchst du von den Franken du keinen zu fürchten.

Ändre den Sinn, ich flehe dich an bei den Spielen der Jugend,  
 Die uns an Übung gleich und gleich an Gesinnung erfanden,  
 Denen ergeben, wir einst die Jugendjahre verlebten!  
 Ach, wohin doch entschwand die sonst so gepriesene Eintracht, 1255  
 Welche daheim und im Felde bestand und Hader nicht kannte?  
 Wahrlich, schaute ich dich, so vergaß ich die Tüge des Vaters;

War ich bei dir, so galt mir gering die herrliche Heimat.  
Willst aus dem Herzen du tilgen die Tren, die so oft du gelobtest?  
1260 Meide den Frevel, das bitte ich dich, und beginne den Streit nicht;  
Unererschüttert besteh' der Bund für ewige Zeiten.  
Stimmst du mir bei, so wirst du alsbald, mit Geschenken bereichert,  
Fortziehen, denn ich fülle mit röthlichem Gold dir den Schildrand."

Hagen entgegnete jenem darauf mit finsterner Miene  
1265 Und gab offen den Zorn ihm kund mit folgenden Worten:  
"Erst verübst du Gewalt, o Walthar, dann redest du klüglich.  
Selber brachst du die Tren, denn obwohl du sahst, daß ich dort war,  
Hast du so viel der Genossen, ja selbst der Verwandten erschlagen.  
Sage nur nicht, daß du nimmer gewußt, ich wäre zugegen:  
1270 War dir gleich mein Gesicht verborgen, so sahst du die Waffen,  
Die dir bekamt, und konntest den Mann an der Rüstung erkennen.  
Alles ertrüge ich wohl, wär' nur ein einziger Schmerz nicht,  
Denn die einzig geliebte, die rosige, liebliche, teure,  
Zarte Blüte, die hast du gefällt mit der Sense, dem Schwerte.  
1275 Hierdurch wurde zuerst zerrissen das innige Bündnis,  
Drum begehre ich auch zur Versöhnung keinerlei Schätze.  
Ob du der einzige Held, das will ich im Kampfe erproben  
Und von deiner Hand den erschlagenen Neffen verlangen.  
Wohl, ich geh' in den Tod; wenn nicht, so vollbringe ich Großes."

1280 Solches sprach er und schwang sich herab von dem Rücken des  
Pferdes;

Also that auch Gunther, ingleichen nicht weniger hurtig  
Walthar, der Held, sie alle bereit zu Fuße zu sechten.  
Jeder stand, mit Bedacht vor der kommenden Waffe sich deckend;  
Unter den Schilden erheben erregt die Glieder der Krieger.  
1285 Als sich maßen die drei um die zweite Stunde des Tages,  
Wandten sich gegen den einen zugleich die Waffen der beiden.  
Hagen bricht den Frieden zuerst; er sammelt die Kräfte  
Und versendet alsbald die verderbliche Lanze. Doch diese,  
Wie sie in tausendem Flug entsehtenerregend heranschwirrt,  
1290 Lenkt jetzt Alphars Sprosse, der nimmer sie weiß zu ertragen,  
Klug beiseit mit der Decke des schräg gehaltenen Schildes.  
Denn wie den Schild sie berührt, da gleitet sie ab wie von glattem

Marmel, und schwer verlegt sie den Berg, denn bis zu den Nägeln  
 Bohrt sie sich ein in die Erde. Dann warf mit kühnlichem Herzen,  
 Aber mit mäßiger Kraft die eichene Lanze der stolze 1295  
 Gunther. Sie flog und saß in dem untersten Teile von Walthers  
 Schilde, und wie er alsbald ihn schüttelt, da fiel aus des Holzes  
 Wunde zur Erde herab das Eisen, das wenig vermochte.  
 Ob des Zeichens betrübt, ergreifen das Schwert die bestürzten  
 Franken; in Jörn verwandelt der Schmerz sich, sie stürmen in Eifer, 1300  
 Von den Schilden gedeckt, auf den aquitanischen Helden.  
 Dieser jedoch vertrieb sie entschlossen mit wuchtiger Lanze  
 Und erschreckte den stürmenden Feind durch Mienen und Waffen.  
 Gunther, der König, ersaumt indessen ein thörichtes Wagnis:  
 Seinen Speer, der vergebens versandt und zur Erde gefallen 1305  
 — Dem er lag, aus dem Schilde geschüttelt, zu Füßen des Helden —  
 Leise heran sich schleichend, in heimlicher Weise zu holen,  
 Da ja die Kämpfer, versehen mit kürzeren Waffen, mit Schwertern,  
 Nicht bis nah an den Feind heranzugelangen vermochten;  
 Denn der schwang zum Stöße die vorgehaltene Lanze. 1310  
 Darum hieß er durch Augenwink den Vasallen vorangehn,  
 Daß er, von ihm verteidigt, das Werk zu vollbringen vermöge.

Ohne Verzug geht Hagen voran, den Gegner zu reizen,  
 Während der Fürst in der Scheide das edelsteinblühende Schwert birgt  
 Und die Rechte befreit, alsbald den Streich zu vollführen. 1315  
 Doch was weiter? Er langte gebückt mit der Hand nach der Lanze,  
 Und schon faßte er sie und zerzte sie heimlich und mählich,  
 Allzuviel verlangend vom Glück. Doch der herrliche Recke,  
 Wie er ja stets im Kampfe der Vorsicht weise gedenk war  
 Und bedächtig verfuhr (ein Augenblickchen versah er!), 1320  
 Wurde gewahr, wie jener sich bückt, und merkte das Treiben.  
 Aber er duldet es nicht, denn schnell vertreibt er den Hagen,  
 Welcher zurück sich zieht vor der hoch erhobenen Waffe,  
 Springt dann hinzu und preßt mit dem Fuß die entrissene Lanze,  
 Und dem König, ertappt bei dem Raub, schreit so er entgegen, 1325  
 Daß dem wanken die Knie, als wär' er getroffen vom Speere.  
 Und er hätte ihn flugs zum hungrigen Orkus gesendet,  
 Wäre nicht schnell zu Hülfe geeilt der waffengewalt'ge  
 Hagen, den Herrn mit dem Schild beschützend und wider des Gegners

- 1330 Haupt die entblößte Schärfe des schrecklichen Schwertes erhebend.  
Während Walthar sich deckt vor dem Hieb, erhebt sich der andre;  
Kaum entronnen dem Tod, steht dort er betroffen und zitternd.

- Doch nicht Raß noch Verzug: es erneut sich die bittere Fehde;  
Bald bestürmen den Helden sie einzeln und bald in Gemeinschaft,  
1335 Und indes er in Eifer zum einen sich wendet, der anstürmt,  
Springt der andere ihm in die Quere, die Streiche vereitelnd.  
So sieht, wenn man ihn heßt, der mumidische Bär, von den Hunden  
Rings im Kreise umstellt, mit drohend erhobenen Pranken,  
Duckt mit Gebrumme das Haupt und zwingt die umbrische Mente,  
1340 Wenn sie sich naht, zu klagen und winseln in seiner Umarmung;  
Dann umbellen ihn rings aus der Nähe die wilden Molosser,  
Und es schreckt sie die Furcht, zu nahen dem graußigen Antier.  
Also wogte der Kampf bis zur neunten Stunde des Tages.  
Dreifach war die Not, die sie alle zusammen erlitten:  
1345 Furcht vor dem Tod, Beschwerde des Kampfs und glühende Sonne.

- Aber indessen beschlich ein Gedanke die Seele des Helden,  
Welcher im schweigenden Busen jedoch die Worte zurückhielt:  
„Zeigt nicht andere Wege das Glück, so werden die Gegner  
Mich, den Ermüdeten, noch durch eitele Eisten berücken.“  
1350 Also sprach er daher mit erhobener Stimme zu Hagen:  
„Hagedorn, grün zwar stehst du im Laub und vermischest zu stechen,  
Doch du versuchst, voll List mich zu täuschen mit scherzenden Sprüngen.  
Aber ich gebe dir Raum, daß du näher zu kommen nicht zauderst,  
Und dann zeig' die gewaltige Kraft, die so wohl mir bekannt ist;  
1355 Mich verdrießt es, so große Beschwer vergeblich zu tragen.“  
Sprach's, und im Sprunge sich hebend, entsandt' er auf jenen die Lanze,  
Welche den Schild durchschlägt, ein Stück von dem Panzer mit  
fortreißt,  
Aber den mächtigen Leib des Gegners nur mäßig verwundet,  
Denn er strahlte, bewehrt mit auserlesenen Waffen.

- 1360 Doch als Walthar, der Held, die Lanze versendet, da stürmt er  
Mit dem gezogenen Schwerte in ungestümerem Andrang  
Los auf den König, und als er den Schild ihm zur Seite gedrängt hat,  
Trifft er also gewaltig und staunenerregend den Gegner,

Daß er das ganze Bein mit dem Knie bis zum Schenkel ihm abschlägt;  
Über den Schildrand stürzt er alsbald zu den Füßen ihm nieder. 1365

Da erblaßt der entsetzte Vasall bei dem Fall des Gebieters.

Alphars Sprosse erhebt aufs neue die blutige Klinge

Und begehrt, den Gefallnen mit tödlicher Wunde zu treffen.

Hagen, der Recke, jedoch, des eigenen Schmerzes vergessend,

Bengt schnell nieder das Haupt und hält es dem Hiebe entgegen, 1370

Und es vermag der Held die geschwungene Faust nicht zu hemmen.

Aber der Helm, geschmiedet mit Fleiß und trefflich bereitet,

Troßt dem Hieb, und es sprühen alsbald in die Höhe die Funken.

Über die Härte betroffen, zerspringt, o Jammer! die Klinge,

Und in der Luft und im Grase erglänzen die klirrenden Teile. 1375

Aber sobald der Krieger die Stücke des Schwertes erblickte,

Jürnte und tobte er sehr in allzugewaltigem Zorne,

Schleudert, seiner nicht Herr, das Hest, dem entfallen die Klinge,

War es auch ausgezeichnet durch Gold und künstliche Arbeit,

Weit in die ferne sogleich, die traurigen Trümmer verachtend. 1380

Doch indes er gerade die Hand so weit in die Luft streckt,

Schlägt sie Hagen vom Arm, des gelegenen Hiebes sich freuend.

Mitten im Wurf fiel jetzt zu Boden die tapfere Rechte,

Welche dereinst gefürchtet von vielen Völkern und Fürsten

Und vordem erglänzte durch ungezählte Trophäen. 1385

Aber der herrliche Held, nicht gewohnt zu weichen im Unglück,

Wußte mit starkem Mute die Schmerzen des Fleisches zu tragen

Und verzweifelte nicht, und keine Miene verzog er,

Schob den verstümmelten Arm sogleich hinein in den Schildrand,

Griff mit dem unverletzten sodann alsbald zu dem Halbschwert, 1390

Das er, wie ich erwähnt, sich rechts an die Seite gegürtet,

Bittere Rache sogleich an dem grimmigen Feinde zu üben.

Hagens rechtes Auge zerstört sein Hieb, und die Schläfe

Schneidet er auf und zugleich die beiden Lippen zerspaltend,

Schmettert er zweimal drei der Zähne dem Feind aus dem Munde. 1395

### Zwölftes Abenteuer.

Wie die wunden Recken Sühne tranken und Scherzreden wechselten und Walther mit Hildegunde glücklich in die Heimat gelangte.

Sie gähnten swaz sie mohten, daz wil ich  
iu sagen,

Sie kômen heim ze lande in neizwie  
manigen tagen.

*Gudrun 1563.*

**J**etzt, da solches geschehn, ward endlich das Ringen beendet.  
Jeden mahnte die Wunde und große Ermattung, die Waffen  
Niederzulegen. Denn wer ging unverfehrt von dem Plaze,  
Wo zwei wackere Helden, die gleich einander an Kräften  
1400 Und an feurigem Mut, in dem Wetter des Kampfes gestanden?

Als zu Ende der Streit, da hatte ein jeder ein Zeichen:  
Hier lag Gunthers Fuß, des Königs, und dorten die Rechte  
Walthers und nahe dabei auch Hagens zuckendes Auge.  
So, so hatten sie sich geteilt die avariſchen Spangen!

1405 Zweie setzten sich hin, doch lag an der Erde der dritte,  
Und sie hemmten den Strom des rinnenden Blutes mit Blumen.  
Da rief Alphars Sprosse herbei die schüchterne Jungfrau,  
Und sie kam und legte Verbände an jegliche Wunde.

Als sie dieses besorgte, da gebot ihr so der Verlobte:  
1410 „Schenke nun Wein uns ein und reiche zupfördest dem Hagen,  
Der ein wackerer Held, wosern er bewahret den Trönschwur.  
Dann kredenze ihn mir, der ich mehr als die andern ertragen;  
Gunther trinke zuletzt, so ist mein Wille, denn lässig  
Hat er sich ja in dem Kampf hochherziger Männer erwiesen  
1415 Und die Werke des Kriegs nur lan betrieben und kraftlos.“  
Herrichs Tochter erfüllte getreu, was jener geheissen.  
Aber der Franke begann, wie sehr nach dem Wein er auch lechzte:  
„Alphars Sohn, dem Verlobten und Herrn, dem schenke zuerst ein,  
Jungfrau, denn, ich gesteh's, er ist doch tapfrer, als ich bin,  
1420 Und nicht mich überragt er allein, nein, sämtliche Helden.“

Hagen, der dornige, drauf und der aquitanische Recke,  
Unbesieglich an Mut, doch am ganzen Leibe ermattet,

Scherzten nach manchem Getöſ' des Kampfs und entſetzlichen Schlägen  
 Mit einander in luſtigem Streit beim Becher. Der Franke  
 Sagte zuerſt: „Mein Freund, fortan wirſt Hirſche du jagen, 1425  
 Handſchuh' dir aus den Fellen in großer Zahl zu gewinnen.  
 Fülle, das rate ich dir, den rechten mit ſeinem Gewölle,  
 Daß mit dem Bilde der Hand du Fremde zu täuſchen vermögeſt.  
 Weh, was ſagſt du dazu, daß die Sitte des Volks du verlebeſt,  
 Daß man ſieht, wie das Schwert du rechts an der Hüfte befeſtiḡt 1430  
 Und dein Ehegeſpons, wird einſtens der Wunſch dich beſchleichen,  
 Mit der Linken, wie nett! umfängſt in verkehrter Umarmung?  
 Doch was rede ich mehr? Was immer du künftig auch thun mußt,  
 Wird die Linke verrichten.“ Darauf entgegnete Walthſer:  
 „Daß du ſo vorlaut biſt, das wundert mich, ſcheeler Sigambrer! 1435  
 Jage ich Hirſche, ſo mußt den Eberbraten du meiden;  
 Winzeln du wiſt du hinfort den Bedienten Befehle erteilen  
 Und mit quereſem Blicke die Schar der Helden begrüßen.  
 Aber der alten Treue gedenk, will dies ich dir raten:  
 Wenn nach Hauſe du kommſt und dem heimſiſchen Herde genahſt biſt, 1440  
 Mache dir Brei aus Mehl und Milch und vergiß auch den Speck nicht;  
 Das vermag dir zugleich zur Nahrung und Heilung zu dienen.“

Alſo ſprachen ſie. Drauf erneuten ſie wieder das Bündnis,  
 Hoben beide zugleich den König, den Schmerzen verzehrten,  
 Auf ſein Roß; dann trennten ſie ſich: es zogen die Franken 1445  
 Wieder gen Worms, und es eilte der Aquitaner zur Heimat.  
 Frendig ward er allda mit großen Ehren empfangen,  
 Feierte, wie es der Brauch, mit Hildgund feſtliche Hochzeit  
 Und regierte, nachdem ſein Erzeuger von himen geſchieden,  
 Allen teuer, das Volk noch dreißig glückliche Jahre. 1450  
 Welche Kriege er ferner geführt und Triumphe gefeiert,  
 Das kann nimmer der Griffel, der ſtumpf mir geworden, beſchreiben. —

Der du dies lieſt, verzeihe der zirpenden Grille, erwäge  
 Nicht, wie rauh die Stimme noch iſt, bedenke das Alter,  
 Da ſie, noch nicht entſlogen dem Neſt, die Höhe erſtrebte. 1455  
 Dies iſt das Waltherslied. — Euch möge der Heiland behüten!

## Anmerkungen.

**Prolog Vers 6.** Erchambold, von ahd. erchan recht, echt, und bald kühn, schnell, eifrig; auf diese Bedeutung des Namens wird im folgenden angespielt.

**Waltharilied 1.** Der Dichter redet wie auch am Ende des Gedichtes seine Klosterbrüder an, denen er sein Werk vorträgt.

4. Pannonien war die römische Provinz, welche die Landschaften Westungarn, Slavonien und Bosnien umfaßte. Nachdem unter Kaiser Theodosius II. im Jahre 433 dem Großkhan Rugilas oder Ruxa ein Teil des östlichen Pannoniens abgetreten worden war, machten sich die Hunnen bald zu Herren des ganzen Landes. Nach ihnen bewohnten die Ostgoten, später die Langobarden das Land, nach deren Auswanderung im Jahre 568 die Avaren eindrangten, welche später von Karl d. Gr. vernichtet wurden.

5. Das wilde, aus den Steppen des östlichen Asiens stammende finnisch-mongolische Nomadenvolk der Hunnen brach im Jahre 372 von seinen Sitzen am Ural auf, überwältigte die zwischen Wolga und Don wohnenden Alanen und unterwarf sodann 375 die denselben benachbarten Ostgoten, während die Westgoten vor ihren Angriffen sich aus Dacien über die Donau ins oströmische Reich zurückzogen. Nachdem die Hunnen zunächst an den Karpaten Halt gemacht hatten, drangen sie um 400 weiter gegen Westen nach dem inneren Dacien und sodann nach Pannonien vor. Unter Attila, dem der oströmische Kaiser Jins zahlen mußte, umfaßte die Herrschaft der Hunnen die scythischen und germanischen Völkerschaften vom kaspischen bis zum baltischen Meere, von der Wolga bis gegen den Mittellauf der Donau, also außer den finnischen und slavischen Stämmen die Ostgoten, Gepiden, Markomannen, Quaden, Hernler, Rugier, Turcilingen und Skiren, welche alle dem Hunnenherrscher tribut- und heerespflichtig waren.

6. Von der wilden Tapferkeit der Hunnen und ihrer von den Gegnern gefürchteten Kampfkraft berichten verschiedene alte Geschichtschreiber.

8. Unter den „Küstengebieten des Oceans“ sind wahrscheinlich die von slavischen Stämmen bewohnten Gebiete am baltischen Meere zu verstehen, nicht das am atlantischen Ocean liegende Aquitanien, dessen Unterwerfung erst im folgenden erzählt wird.

10. Die Hunnen sind wahrscheinlich mit den Hiongnu identisch, denen die Chinesen schon in grauen Zeiten Tribut zahlen mußten, und zu deren Abwehr sie um 215 v. Chr. den bedeutendsten Teil der „großen Mauer“ errichteten. Natürlich hat aber Ekkehard hiervon nichts gewußt, doch scheint er sich auf eine Quelle zu beziehen. Eine solche könnte, wie W. Meyer bemerkt, Hieronymus, epist. 77 bezw. Isidor, Origines 9, 2, 66 sein, wo sich die Angabe findet, daß (nach Herodot) die Hunnen zur Zeit des Darins zwanzig Jahre lang den Orient geknechtet und von den Ägyptern und Äthiopiern einen jährlichen Tribut gefordert hätten.

11. Attila, gotisch = Väterchen; sein eigentlicher Name ist uns unbekannt. Er war der Sohn Mundzucs und folgte 433 seinem Oheim, dem Großkhan Rugilas, zugleich mit seinem Bruder Bleda, nach dessen Ermordung er von 445 bis zu seinem 453 erfolgten Tode Alleinherrscher über alle Hunnenstämme war. Seine imponierende Persönlichkeit, seine großartige Herrscherkraft, sein gewaltiger Kriegsrühm haben das Bild dieses mächtigen Barbarenfürsten dem Gedächtnisse des deutschen Volkes tief eingepreßt, dem er einestheils als „Gottesgeißel“ der Inbegriff aller Schrecken ist, welche das wilde Hunnenvolk über das Abendland verbreitete, während andernteils seine Gerechtigkeit, seine Freigebigkeit und sein Wohlwollen, welches ihm die Anhänglichkeit vieler germanischen Fürsten erwarb, Züge für die Gestalt König Ethels lieferten, welcher im Nibelungenliede als milder, patriarchalischer Herrscher 12 Königreichen und 30 Fürstenländern gebietet und die ruhmvollsten deutschen Helden, Dietrich von Bern, Hildebrand, Rüdiger u. a., zu seinen Getreuen zählt.

14. Gibicho, angl. Gifca, altnord. Giuki, mhd. Gibeche, eine Koseform, zu got. giban = geben, gehörig, ist ein schöner Name für einen Herrscher, der seinen Getreuen ein milder Schatzspender sein soll. Von einigen wird er für eine mythische Person gehalten. Die Lex Burgundionum aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts nennt ihn als Gibica unter den alten burgundischen Königen, doch ist er vielleicht nach Einverleibung des Burgundenreiches in den Staat der Merowinger von den Franken als ihr alter Stammeskönig betrachtet worden.

16. Gunther, von ahd. gund Kampf, Krieg, und hari Heer, altnord. Gunnarr, im burgundischen Geseße Gundaharius genannt, der historische Burgundenkönig Gundicar, welcher 437 oder 438 mit dem größten Teile seines Heeres von den Hunnen besiegt und getötet wurde, oder doch, falls eine ältere Person in dem Namen verborgen sein sollte, früh mit jenem identifiziert.

17. Gleich den Griechen und Römern (Aneis 3, 121; 4, 175 fg.; 7, 104; 9, 473 u.) dachten sich auch unsere Vorfahren das personifizierte Gerücht, „die Märe“, auch „Frau Melde“ genannt, gesüßelt. Nibel. B. 1422: dô flugen disiu mere von lant ze lande. Fischarts „Glückhaft Schiiff“:

„Die Arbeit trägt darvon den Sig  
Und macht, das man hoch daher flig  
Mit fama, der Rumgöttin herlich.“

18—19. Wir haben hier eine Erinnerung an den bekannten Jng Attilas nach dem Westen vor uns, der allerdings nicht mit der Unterwerfung dreier germanischer Völker, sondern mit einer schweren Niederlage der Hunnen endete. Das ungeheuerer, auf 500 000 bis 700 000 Mann geschätzte Heer Attilas, aus den Kontingenten der zahlreichen ihm untergebenen Völker bestehend, zog im Januar 451 wahrscheinlich auf beiden Seiten der Donau (Jster) nach dem Rheine zu; der eine Teil unter persönlicher Führung des Königs auf dem südlichen Flußufer auf der alten römischen Legionenstraße über Augst nach dem Oberrhein, über Straßburg nach Metz und der andere, von der nördlichen Donaustraße aus den Odenwald umgehend, auf Mainz, dann über Trier nach Belgien. In der Champagne vereinigten sich beide Heere, um nach Orleans zu ziehen. Von hier vertrieben, wandten sich die Hunnen nach den katalanischen Gefilden, wo sie von den vereinigten Heerhaufen der Römer unter Aëtius, der Westgoten, Burgunden, eines Teiles der Franken, Sachsen, Alanen u. a. geschlagen wurden.

22. Unter dem Bündnis ist eine gutwillige, vertragsmäßige Unterwerfung zu verstehen.

23. Der Handschlag ist das uralte Zeichen der Befräftigung eines Vertrages, der durch die Stellung von Geiseln eine größere Sicherheit erhält.

27. Über den Namen Hagen vergl. die Anmerkung zu V. 1351. „Da die anderen Könige in diesem Gedichte ihre eigenen Kinder als Geisel geben, so folgt schon daraus sein vornehmer und ebenbürtiger Stand.“ W. Grimm. Im Liede von Siegfried, in der Thidhresfsaga, sowie in dänischen Liedern und in der nordischen Dichtung ist er der Bruder Gunthers. Auch im Nibelungenliede erscheint er als Verwandter des Königshauses.

Die Fabel von der trojanischen Herkunft der Franken ist wahrscheinlich eine gelehrte Erfindung, die aber früh zur Volksfage geworden ist. Der Abstammung Hagens von Troja wird außer an unserer Stelle nur noch in der Thidhresfsaga gedacht; sonst heißt er von Troyen, von Troy, gewöhnlich aber von Tronje oder Tronege. Man versteht hiermit verschiedene Orte: Troneck, eine Burg auf dem Hunsrück an der Dron; Kirchheim im Elsaß, früh Nova Troja genannt; Xanten, Sancta Troja, Secunda Troja oder Troja minor geheißen; Troyes in der Champagne; den alten fränkischen Königssitz Courmay oder Doornik im Hennegan, das alte Tornacum.

J. Grimm stellt Hagen mit dem einäugigen Odhin, Simrock mit dem blinden Hödhr zusammen; Müllenhoff, Scherer und Kögel identificieren ihn mit dem gleichnamigen Vater der nordischen Hilde. Andere wieder erblicken eine historische Person in ihm; so Heinzel den römischen Statthalter Aëtius, W. Müller einen fränkischen Helden.

35. Herrioh, Heririch, von ahd. hari Heer, und got. reiks Fürst; er ist aus der Heldensage sonst nicht bekannt, auch giebt es einen geschichtlichen Burgundenkönig dieses Namens nicht. Dagegen kommen bei Gregor von Tours († 593) zwei Könige, Namens Chararicus, vor, von denen der eine König der Sueven im spanischen Gallien, der andere Beherrscher eines fränkischen Gebietes ist.

Letzterer mag von den Burgunden nach der Eroberung ihres Reiches durch die Franken als ein alter einheimischer König aufgefaßt worden sein.

36. Hildegunde (von ahd. hilta und gund, was beides Kampf bedeutet) wird von einigen als eine walthürische Jungfrau betrachtet und mit der nordischen Hilde identifiziert (vergl. die Sage von Högni und Hilde in Simrocks Edda, Skalda K. 50). Eine burgundische Prinzessin oder eine andere ältere historische Persönlichkeit dieses Namens ist nicht bekannt. Sie ist daher wohl als eine ideelle Gestalt aufzufassen, worauf auch der Name, dessen einzelne Bestandteile in Frauennamen häufig wiederkehren, hindeutet.

39. Während das salische Recht, welches in Bezug auf die Thronfolge noch heute in verschiedenen Monarchien gilt, wie überhaupt die ältesten germanischen Gesetze dem weiblichen Geschlechte die Erbfolge in echtes (liegendes) Eigentum versagen oder es doch darin beschränken, beerbt nach burgundischem und alemannischem Rechte, wenn kein Sohn vorhanden ist, die Tochter Vater und Mutter.

„Das lange Ersparte“, der Schatz oder Hort, aus edlen Metallen und Steinen, kostbaren Waffen und Gewändern bestehend, die Hauptstütze der königlichen Macht, galt fast nicht weniger als das Reich selbst und wurde zugleich mit diesem erworben und vererbt, auch bei Reichsteilungen mit geteilt.

40. Die Hunnen sind früh mit den Avarern verwechselt worden, einem den Hunnen ähnlichen, tatarischen Nomadenvolke, welches wie jene von der Wolga hergekommen war und sich in Pannonien niedergelassen hatte.

48 fg. „Ein Naturschauspiel, das die Mönche von St. Gallen oft mit stiller Bewunderung gesehen haben mögen, wenn sie, vor der Dämmerung abgefahren, dann die Sonne über den Bergen im Osten des Bodensees herankommen und ihre Strahlen im See sich brechen sahen.“ W. Meyer.

50. Die Angabe, daß das Hunnenheer, um von Worms nach Chalons zu gelangen, den Aar (Saône), an dessen rechtem Ufer die Stadt gelegen ist, und den weit südlicher fließenden Rhodanus (Rhône) überschritten habe, beruht wohl auf einer falschen geographischen Vorstellung des Dichters.

52. Chalons für Saône, bei Cäsar und Eusebius Cabillonum, war zur Römerzeit ein bedeutender Handelsplatz und in der Folge eine burgundische Stadt, doch nicht Residenz der Burgundenkönige; später aber hielt der Frankenkönig Guntram († 593) dort Hof. In Eusebius' Zeit war Chalons die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft.

Müllenhoff (Zeitschr. f. d. Alt. 10, 163 fg.) bemerkt: „Der König Herrich von Burgund zu Chalons für Saône, als Vater der Hildegund im Waltharius, ist sicher nur eine Fiktion, weil deutlich die Vorstellung sich an das gleichzeitige Königreich oder Herzogtum Burgund anschließt und danach Guntharis Reich auf die Franken beschränkt ist. Die Sage, die dem Verfasser des Waltharius vorlag, wird die Herkunft der Hildegund ebensowenig gewußt haben als die des 13. Jahrhunderts, die sie aus Arragonien oder aus Rußland abstammen läßt.“

58. Die Tapferkeit der Franken preist u. a. Otfried von Weissenburg I, 59:

Sie sint so sama chuani  
selb so thie Romani etc.

62. Da die ehelichen Kinder in der Gewalt des Vaters standen, so hatte dieser das Recht, dieselben anzusehen und vor erlangter Mündigkeit aus Not in die Knechtschaft zu verkaufen; selbstverständlich stand ihm daher auch die Vergebung zu, seine Kinder zu vergeiseln.

Weibliche Geiseln waren dem Sieger sehr willkommen, denn es war, wie Tacitus in der *Germania* Kap. 8 berichtet, den Germanen äußerst schmerzlich, eine Frau in der Gefangenschaft zu wissen, und sie fühlten sich stärker gebunden, wenn sie unter den Geiseln auch vornehme Jungfrauen hatten stellen müssen.

64. Es war Sitte, daß die sich Unterwerfenden sich dem Sieger in demütigem Aufzuge ohne Schwert ergaben oder dasselbe am Halse trugen oder es mit der Spitze ergreifend dem Sieger darreichten.

66 fg. Auch der gotische Geschichtschreiber Jordanis erzählt Kap. 35 von Attila, daß er zwar die Kriege liebte, aber Maß zu halten wußte, daß er sich von Glehenden leicht erbitten ließ und denjenigen, die er einmal in seinen Schutz genommen hatte, gnädig gesinnt war.

70. Attila hielt diejenigen, die ihm auf seinem Eroberungszuge Widerstand leisteten, für Rebellen. In der That betrachtete er sich nach dem Berichte des Byzantiners Priscus als von der Gottheit zum Herrscher der ganzen Welt berufen, da er sich im Besitze des Schwertes des Mars wußte, welches von den scythischen Königen stets heilig gehalten, zu seiner Zeit von einem Hirten wieder aufgefunden und ihm überbracht worden war.

74. Elend, ahd. alilanti, ellenti, mhd. ellende stn., ist hier in dem ursprünglichen Sinne: das andere Land, die Fremde, die Verbannung (im Terte *exilium*) zu verstehen. Da aber im Auslande der Fremde verlassen und rechtlos war und der Deutsche dort Heimweh empfand, hat sich allmählich die Bedeutung „Bedrängnis, Trübsal“ entwickelt.

77. Alpher, Alphere, aus ahd. alp Elf und hari Heer, in den angels. Fragmenten Alphere, ist in den Wiener Bruchstücken einer mhd. Waltherdichtung und im „Viterolf“ in Alkêr bzw. Alpkêr entstellt, dessen letzte Silbe gleich ahd. gêr, kêr Speer ist. Während Ekkehard die Sitze des Burgunden- und des Franken-königs (V. 433) angiebt, verschweigt er uns den Namen von Alphers Residenz in Aquitanien, und „bei der großen, aber schwankenden Ausdehnung, die diesem zwischen Spanien und Frankreich gelegenen Teile des alten Galliens zusteht, hält es schwer, auf die Stadt oder Burg zu raten, welche sich als Alphers Stammsitz ansehen ließe.“ J. Grimm. In den Wiener Fragmenten ist seine Hauptstadt Lengres (Langres), welches indes niemals zu Aquitanien gerechnet wurde. Die Geschichte kennt einen alten König, Namens Alpher, nicht, doch ist er unzweifelhaft der Repräsentant des westgotischen Volkes und auch sonst der Heldenjage nicht unbekannt gewesen; denn in einem höfischen Gedichte, „Die Heidin“ betitelt, wird erzählt, wie Alpharins, ein gräve gesezzen über Rîn, also in Kärlingen, eine heidnische Frau, Namens Dêmuot oder Diemuot, sich erwirbt.

79. Walthar, ahd. Walthari, von waltan walten und hari Heer, Volf. Es ist ein langobardischer König dieses Namens bekannt, auch kommt letzterer

öfters in älteren fränkischen Quellen vor; doch wird ein westgotischer Herrscher oder Held, Namens Walthar, nirgend erwähnt.

80. Nach Cäsars und Tacitus' Zeugnissen schritten die Germanen erst in reiferen Jahren zur Eheschließung, und die alte Sitte verbot es, unmannbare Jungfrauen zu heiraten. Doch waren im späteren Mittelalter frühe Verlobnisse und selbst Heiraten in fürstlichen Kreisen nicht selten; so wurde z. B. die heilige Elisabeth von Ungarn im Jahre 1211 in einem Alter von vier Jahren dem damals elfjährigen Ludwig von Thüringen vermählt.

85. Auch im Nibelungenliede zeigt der burgundische König bei der Kunde von einem bevorstehenden gegen ihn gerichteten Angriffskriege eine große Niedergeschlagenheit. Vergl. Nib. Vartsch, Str. 139, 147, 148, 153 u. 155. Bei plötzlich ausbrechender Kriegsgefahr war man in Verlegenheit, da das Vasallenheer nicht schnell zusammengebracht werden konnte.

96. Wir haben uns Attila hier wie einen Germanenfürsten vorzustellen, wie ja auch in der That die Hunnen, welche zwei Menschenalter hindurch mit den von ihnen unterworfenen germanischen Stämmen in enger Berührung standen, manches von deren Sitten und Gewohnheiten angenommen hatten.

Attilas Hauptsitz befand sich am rechten Ufer der oberen Theiß in der Gegend der heutigen Stadt Tokay in einem großen Dorfe. Unter Etzelnpurc, Etzelnhof verstand man im 12. und 13. Jahrhundert Ofen, welches seit dem 11. Jahrhundert die Residenz der Ungarnekönige war.

101 fg. Wie in den Tagen des Tacitus so war es auch noch in höfischer Zeit das Hauptziel der Erziehung, durch körperliche Übungen und Waffenspiele Kraft und Gewandtheit zu erzielen und die Knaben zu wehrhaften Männern heranzubilden. In diesem Zwecke pflegten später die Vornehmen eigene Fechtlehrmeister, „Schirmmeister“, für ihre Söhne zu halten.

„Rigsmal“ Str. 32:

„Daheim erwuchs in der Halle der Jarl;  
Den Schild lernt' er schütteln, Sehnen winden,  
Bogen spannen und Pfeile schäften,  
Spieße werfen, Lanzen schießen,  
Hengste reiten, Hunde hegen,  
Schwerter schwingen, den Sund durchschwimmen.“

Das germanische Altertum kannte einen wissenschaftlichen Unterricht nicht. Der Dichter denkt wohl W. 101 an eine Unterweisung in den „sieben freien Künsten“, wie sie nach spättrömischem Muster in der alten fränkischen Hofschule und den durch Karl den Großen eingerichteten bischöflichen und Klosterschulen erteilt wurde.

106. Dasselbe wird in den ags. Fragmenten und in Str. 1797 des Nibelungenliedes berichtet.

113. Es ist auffallend, daß hier einer Frau die Hut des königlichen Schatzes anvertraut ist; denn um diesen handelt es sich hier, nicht etwa nur um den Besitz der Königin, da Hildegunde Zutritt zu der Waffenkammer Attilas hatte (W. 263).

120. Da König Guuther den Vertrag, dessen Bürge Hagen war, gebrochen hatte, war der Geißel mit seiner Person der Gewalt Attilas verfallen, der ihn töten oder zum Knechte machen konnte.

123. Von den zahlreichen Frauen Attilas kennt die Geschichte zwei mit Namen, Kreka, Kerka oder Rheka und die Thüringerin Jldiko, mit welcher er an seinem Todestage Hochzeit feierte. Die Heldensage nennt außer Kriemhilde nur eine Gattin Ehels, Namens Helche, Herche, Herke, Herriche, Hariche, Herka oder Erka, was an die geschichtliche Kerka erinnert, während der Name Ospirin (nach J. Grimm gleich Anspirin, ans, as, äs, ös Gott und ahd. bēro, pēro Vär = „göttliche Värin“) sonst von der Sage nicht überliefert wird. Doch könnte er sich nach Grimm mit dem jüngeren Namen Helche berühren, falls dieser aus *Elizn*, der Bezeichnung für das Sternbild des großen Bären, erklärt worden wäre. Nach Müllenhoff ist die Bedeutung von ös dunkel. Derselbe Stamm findet sich auch in dem Namen Öserich (Ösantrix von Wilzenland), wie Helches (Erkas) Vater im „Viterolf“ V. 1962 (und in der Thidreks saga Kap. 42) heißt.

136. Während ursprünglich die Verlobung und Überlieferung der Brant gegen einen Kaufpreis (zur Ablösung von der angeborenen Mündschaft) das unbesperrte Recht des Vaters war, in dessen Gewalt sich die Tochter befand, übten deutsche Könige und Fürsten schon sehr früh das Recht aus, Kinder auch freier und edler Unterthanen selbst gegen deren Willen mit ihrem Hofgesinde zu verheiraten. Noch im späten Mittelalter erwarben deutsche Städte sich durch Privilegien Befreiung von diesem Hoheitsrechte.

137. Wenn auch die Brant eine Mätresse oder Aussteuer mit in das Haus des Mannes brachte, so hatte letzterer doch selbstverständlich für einen standesgemäßen Unterhalt der Gattin zu sorgen, und da Walther außer seinem Anteil an der im Kriege gemachten Beute im Hunnenlande kein Eigentum sein nannte, will der König ihn mit fürstlichem Besitzt an Hans und Hof beschenken, wie ihn nach V. 213 seine Mannen besaßen.

Eine hunnische Fürstentochter konnte, von seiner Liebe zu Hildegunde abgesehen, Walther keine willkommene Gattin sein, da von den Deutschen das Eingehen einer Ehe mit einem nichtgermanischen Weibe als eine Mißheirat betrachtet wurde. Galt doch z. B. ums Jahr 1057 Otto, Stiefbruder des Grafen Wilhelm von der Nordmark, als aus einer Mißhe geboren, weil er von einem sächsischen Vater und einer slawischen Mutter stammte. Walther deutet allerdings in seiner Antwort nicht an, daß eine hunnische Brant keine standesgemäße Gattin für ihn sei, durfte dies aber auch in Rücksicht auf den König nicht thun. Sein vorgeschobener Grund ist hingegen für Attila schmeichelhaft und daher für ihn selbst erfolgreich.

Im Nibelungenliede V. 1381 erfahren wir allerdings, daß Herrât, Schwester-tochter Helches, eins edelen küneges kint, diu tohter Nântwines, mit dem an Ehels Hofe weilenden Dietrich von Bern verlobt war.

141. Den hohen Wert, den die Germanen auf die Ratschläge der Frauen hegten, hebt Tacitus im 8. Kap. der Germania hervor.

151. Die höfliche Zeit sagte von einem Ritter, der, statt seinen Waffenehren zu mehren, in den Armen seines jungen Weibes zu Hause der Ruhe pflegte, daß er „sich verlege“, was ihn Spott und Verachtung der Standesgenossen eintrug.

165. Wohl berechnet wie der Inhalt von Walthers Antwort ist auch die Art seiner Anrede. Zunächst redet er den König, wie die Königin ihren Gemahl, respektsvoll mit dem Pluralis an, der schon im 8. Jahrhundert aus dem Kanzleistile in die Anrede eingedrungen war. In der Folge, als er anscheinend wärmer wird, sieht er in dem Herrscher seinen Waffengenossen, den er, wie unten (V. 519 fg.) Hagen den König Gunther, in vertraulicher Weise Du nennst, zuletzt aber seinen Wohlthäter und Erzieher, den er als den „besten der Väter“ verehrt. Vergl. auch V. 618.

167. Der Dichter hat sich hier an Virgil angelehnt; das Tragen von Fackeln im Hochzeitszuge war keine deutsche, sondern eine römische Sitte.

183. Von einem Schlachtgefange, wie ihn die heidnischen Deutschen schon in ältester Zeit vor dem Kampfe anzustimmen pflegten, und der auch im Ludwigsliede erwähnt wird, wo er einen christlichen Charakter trägt (vergl. das Kyrieleison!), wird hier nichts berichtet. Der Kampfruf hat den Zweck, die Angreifer zu ermutigen, den Gegner zu schrecken und als Lösung zu dienen. In der Schlacht bei Hastings 1066 riefen die Normannen französisch *Dex aie!* (Gott hilf!), die angegriffenen Angelsachsen aber *æt!* (Hinaus mit euch aus dem Lande!). Der Kriegeruf der deutschen Kaiserheere war „*Rom!*“; als ein anderer Schlachtruf der Deutschen wird *Gode helpe!* oder *Gode herre!* genannt.

Der Dichter nennt zweierlei Musikinstrumente, das *classicum* (Äneis 7, 637) und V. 208 das *recavum cornu* (Äneis 7, 513 *cornu recurvum*). Unter ersterem haben wir ein langgestrecktes, der Posanne (mhd. *busine*) oder Trompete (ahd. *trumpā*) ähnliches Instrument, wahrscheinlich aus Erz, zu verstehen, wie es die Germanen von den Römern übernommen hatten. Die unvollkommenen Hörner, (ahd. *herihorn*, *wichorn*), mit denen hier das Zeichen zum Sammeln gegeben wird, waren entweder natürliche Büffelhörner oder bestanden aus Metall, in späterer Zeit auch wohl aus einem ausgehöhlten Elefantenzahne, wie Rolands berühmtes Horn *Olivant*.

185. Das Abwerfen der Speere beim Beginn des Kampfes hat den Zweck, Lücken in die feindliche Schar zu reißen und ihre Ordnung zu stören; darauf beginnt sogleich das Einhauen mit dem Schwerte im Handgemenge.

186. Das zähe Holz der Esche und das harte des Kornelbannes (*Cornus mascula*, ahd. *cornul*) wurde wie bei den Alten (Ilias 5, 655; 13, 597; 19, 361. Ovids Metam. 5, 9; 12, 369 — Äneis 5, 557; 9, 698; 12, 267 etc.) so auch bei den Deutschen zu Speerspitzen viel verwendet; doch nahm man zu den Schäften auch Eiben- und selbst Tannenholz.

188. Der Vergleich der dahervliegenden Pfeilmenge mit den vom Sturme getriebenen Schneeflocken findet sich häufig in den deutschen Epen (Gudr. 503: *Dô sach man âf den recken sam snêwes flocken swinde Geschiezen dâ mit philen.*), aber auch in der von Ekkehard benutzten Stelle Äneis 11, 611.

195. Der von den Römern entlehnte, aus starkem Eisenblech getriebene Schildbuckel hatte die Gestalt eines kleinen, runden, oft in eine Spitze auslaufenden Hutes und war zum Schutze der Hand über dem in der Mitte des Schildes ausgesägten kreisförmigen Loch befestigt. Daß die Krieger mit dem Schildbuckel auf den Feind losschlügen, erwähnt auch Tacitus bei seiner Schilderung des Kampfes batavischer Hilfstruppen in Britannien, Agricola Kap. 36.

199. Die Vorstellung des Todes als „Gerippe mit Stundenglas und Hippe“ findet sich erst seit dem 16. Jahrhundert. Dem deutschen Altertume war der Tod kein tödendes, sondern nur ein in die Unterwelt geleitendes Wesen, das wie hier Walther in der Schlacht zu Pferde erscheint und „sein Gefinde sucht“. Sein Attribut war wahrscheinlich ein Stab, mit welchem er die ihm Verfallenen berührt. Dieser hat sich später in einen Speer, einen Pfeil oder eine Streitaxt verwandelt, mit denen er seine Opfer trifft.

202. Die Schilde wurden an einem Riemen, der Schildfessel, um den Hals getragen und bei der Flucht zum Schutze des Rückens nach hinten geworfen.

203. „Die Führer gebieten mehr durch Beispiel als durch Befehl, wenn sie entschlossen, wenn sie vor aller Augen, wenn sie vor der Schlachtreihe thätig sind und Bewunderung erregen“. Tacitus' Germania Kap. 7.

206. Das Beutemachen im Lager des geschlagenen Feindes und die Verraubung der Toten auf dem siegreich behaupteten Schlachtfelde (vergl. unten Anm. zu V. 1191) waren besonders die Gründe, aus welchen eine nachdrückliche Verfolgung des Feindes in alter Zeit meist unterblieb.

210. Das Bekränzen mit Lorbeer hat der Dichter Virgils Aeneis entlehnt; vergl. 5, 71 fg. 246 und 559.

211. Zu dem Ehrenamte der Bannerträger, welche hier unmittelbar nach dem Feldherrn genannt werden, wurden nur hervorragende Helden ausersehen, und oft trug der Feldherr selber das Banner den Seinen voran.

Die Feldzeichen waren bei den alten Germanen Attribute der Götter, wie Wodans Lanze, Donars Hammer, Zins Schwert, und Bilder der den Göttern geheiligten Tiere: Schlange und Wolf Wodans, Bär und Bock Donars, Eber Freys u. s. w. Doch gab es auch schon früh eigentliche Fahnen von Zeug (ahd. gundfano), die bei bevorstehendem Kampfe an einen Speer gebunden wurden. Die Sachsen führten einen Adler über einem Drachen und einem Löwen, die Normannen einen Raben in der Fahne. Von den Germanen übernahmen wahrscheinlich die Römer in der Kaiserzeit jenes phantastische Feldzeichen, welches aus einem an einer Stange befestigten massiven Drachenkopfe mit einem aus Zeug hergestellten Leibe bestand, der sich im Winde aufblähte und über dem Heereszuge schaukelte.

214. Der von Priscus uns geschilderte, mit einer hölzernen Umfriedigung umschlossene Königspalast Attilas (siehe Übersetzung bei Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit 1. Bd. S. 165) lag an einer hohen Stelle und überragte die Häuser der Umgebung. Die Gebäude des von Germanen umgebenen Hunnenherrschers glichen wahrscheinlich altdutschen Holzbauten.

222. Aus dem Kusse dürfen wir nicht etwa auf ein schon bestehendes

näheres Verhältnis zwischen Walther und Hildegunde schließen, da ja der Held erst im folgenden der Jungfrau seine Liebe gesteht. Wir haben es hier vielmehr mit einem Kuße der Etikette zu thun, denn es war alte deutsche Sitte, daß Frauen ebenbürtige Personen beim Empfange auf diese vertrauliche Weise begrüßten. Auch von den Hunnen erzählt Priscus, daß sie dem Gaste, wenn er den angebotenen Becher ausgetrunken hatte, um den Hals fielen und ihn küßten.

225. Die alte christliche Sitte, Speise und Trank durch Befreuzen zu segnen, erinnert an die nordische Gepflogenheit, den Becher dem Odhin, Thor oder anderen Göttern zu weihen und ihre Minne, d. h. ihr Gedächtnis, zu trinken. In Torfäns' Geschichte der norwegischen Könige wird erzählt, wie ein Christ einen durch eine feierliche Formel dem heidnischen Gotte geweihten Willkommmentrunk vor dem Austrinken mit einem Krenze segnet und auf Befragen der Heiden angiebt, er habe das Hammerzeichen darüber gemacht und den Becher dem Thor geweiht.

226. Die Art, wie Walther Hildegundes Aufmerksamkeit erregt und seine Gefühle ihr gegenüber verrät, erinnert an die hübsche Scene, die uns Paulus Diaconus 3, 30 überliefert: Der wackere Langobardenkönig Althari (584—590) hatte sich um die Tochter des Baiernherzogs Gairibald, Thendelinde, beworben und unerkannt im Gefolge seiner eigenen Gesandtschaft an den bairischen Hof begeben, um die Erkörene zu schauen. Als die letztere ihm wie den übrigen Gesandten zum Willkommen einen Becher Wein gereicht hatte, konnte der König sich nicht enthalten, gegen die Sitte ihre Hand zu berühren und ihr mit seiner Rechten von der Stirn über das Antlitz hinab zu fahren. Das Fürstenkind klagte diese Dreistigkeit heimlich ihrer Amme; doch diese belehrte sie, daß der Verwegene ihr Verlobter gewesen sein müsse, da kein anderer sich solches erlaubt haben würde.

249. Hildegunde redet hier wie in V. 258 und 1213 und ebenso in der Thidhrefsaga ihren Verlobten mit „Herr“ an. „Unsere Alten deuteten die Vürgschaft für eine glückliche Ehe dadurch schön an, daß sie den Mann des Weibes „Trost und Herrn“ nannten.“ Weinhold. Allerdings waren Walther und Hildegunde noch nicht Eheleute, doch wurde die Verlobung in älterer Zeit bereits als ein festes Verhältnis betrachtet, und man sah noch im späten Mittelalter nicht die kirchliche Trauung, sondern das mit der (hier lange vorausgegangenen) Einwilligung des Bräutraters gegebene Eherversprechen als den Hauptakt der Eheschließung an. Daher wurde auch der Bruch des Verlobnisses mit schwerer Geldbuße bestraft.

257. Nach Tacitus' Germania Kap. 18 wurden bei der Eheschließung Geschenke an Waffen ausgetauscht, zum Zeichen dafür, daß das Weib im Kriege wie im Frieden dem Manne eine treue Genossin seiner Mühsale und Gefahren sein solle.

263. Die schwierige Kunst, Brünnen (ahd. brunja, brunna, mhd. brünne), d. h. vom Halse bis zu den Hüften reichende Panzerhemden, aus eisernen Ringen zu schmieden, haben die Deutschen von den Römern erlernt und darin eine so große Fertigkeit erlangt, daß zu Karls d. Gr. Zeit mit deutschen Panzerhemden

ein schwungvoller Handel nach den östlichen Ländern getrieben wurde. Besonders geschätzt waren zwei- oder dreidrätige Brünnen, aus hintereinander liegenden Lagen zusammengenteteter Ringe bestehend; Rolandslied V. 4664: ire brunige wāren thrilihe; Ilias 3, 467; 3, 259; 7, 639: triliخ lorica; Pjydom. 125: tr. thorax.

264. Nach V. 965 (siehe die Anmerkung daselbst) war Attilas Brünne Wielands Werk. Es ist zunächst auffallend, daß Walther Hildegunde kein bestimmtes Zeichen angiebt, an dem sie das begehrte Waffentück von den anderen Panzerhemden unterscheiden konnte. Nach der Überlieferung brachte Wieland auf den für seinen Sohn Wittich verfertigten Waffen als Zeichen einen goldenen, giftspeienden Drachen an, welchen der Sohn zum Andenken an den Vater auch in seinem Wappen führte. Außerdem trug er aber gemäß dem Gebote Wielands auch einen Hammer und eine Zange auf seiner Fahne, und die Bewohner von Wielandsberrad in Schonen, die den Namen ihres Ortes auf den jagenberühmten Schmied zurückführen, haben diese Werkzeuge in ihrem Siegel. Vielleicht hat nun Wieland den Lindwurm um einer zauberhaften Wirkung willen für die Waffen seines Sohnes gewählt und war sein gewöhnliches Handwerkerzeichen Hammer und Zange. Ist dies der Fall, so hat Walther seiner Braut allerdings ein bestimmtes Merkmal der von ihm gewünschten Brünne Attilas angegeben, nämlich eben das Zeichen, welches auf die Schmiede als solche hinweist. Nur bei dieser Annahme ist auch der Pluralis erklärt, da sonst in der Heldenjage nicht erwähnt wird, daß Wieland mit Gehülfen arbeitete.

266. Die Armspangen oder Bange (Hildebrandslied V. 33: wuntane bougā, cheisuringu gitān) waren schon in der granen Vorzeit der begehrteste Schmuck des germanischen Kriegers und wurden noch von den Rittern der höfischen Zeit getragen. Sie waren teils einfache oder kunstvoll verzierte Reife, teils Spiralen aus Gold oder anderen Metallen und dienten auch als Zahlungsmittel, zu welchem Zwecke sie nach Bedürfnis zerhackt wurden. An Fäden aufgereiht, bildeten sie einen Hauptbestandteil der königlichen Schatzkammern; sie freigebig an die Getreuen zu verteilen (vergl. unten V. 618), war das größte Lob eines „milden“ Herrschers. Daher werden die Könige in Gedichten „der Helden Ringgeber“, „Bangenpender“, „Ringverschlenderer“ o. ä. genannt.

268. Die für die Reife nötigen Schuhe selbst anzufertigen, war Hildegunde wohl imstande, da die alten Fußbekleidungen, die Bindschuhe, welche von Männern und Frauen getragen wurden, sehr einfach aus einem einzigen Stücke Fell oder Leder zugeschnitten waren, wie dies aus Torfmooren stammende, wohl-erhaltene Fundstücke zeigen. „Hawamal“ Str. 127:

„Schuhe nicht sollst du noch Schäfte (Speere) machen

für andere als für dich:

Sitzt der Schuh nicht, ist krumm der Schaft,

Wünscht man dir alles Übel.“

Anfangs wurden die Riemen der Schuhe über dem Spanne verknüpft, in merowingischer Zeit aber und bis ins 11. Jahrhundert kreuzweise über die Waden bis zum Knie hinauf gewickelt.

270. Walther legt offenbar Gewicht darauf, daß die Schreine bis zum Rande gefüllt werden. Die ledernen Schuhe sollen eine weiche Auflage bilden, damit nach dem Schließen des Deckels die Spangen nicht gerüttelt werden und durch den Metallklang den Inhalt verraten könnten. Diese Vorichtsmaßregel hat jedoch nicht den gewünschten Erfolg, denn V. 460 fg. erfahren wir, daß der Ferge aus dem Klange richtige Schlüsse auf den Inhalt der Truhnen zieht. Wahrscheinlich war mittlerweile ein Teil des Vorrates an Schuhen verbraucht und so die Verpackung gelockert worden.

277. Da das Gastmahl eine Woche nach der Heimkehr Walthers aus dem glücklich beendeten Feldzuge stattfand, so haben wir es hier wohl mit einer Siegesfeier zu thun, deren Kosten der Gastgeber aus der gemachten Kriegsbente bestreiten mochte.

278. Aus V. 372 geht hervor, daß auch die Königin an dem Gastmahle teil nahm, doch erwähnt der Dichter nicht, welche Plätze sie mit ihrem Gefolge inne hatte. Bei dem von Priscus geschilderten Gastmahle Attilas waren Frauen nicht zugegen, wie dies wahrscheinlich auch der ursprünglichen deutschen Sitte entsprach, wonach, wenigstens bei Festlichkeiten, höchstens die Gattin des Wirtes zu Ehren der Gäste gemeinsam mit den Männern speiste, während die übrigen Frauen in einem besonderen Raume aßen. Als einen Übergang von der älteren zur neueren Tischordnung könnte man die Einrichtung bezeichnen, daß Männer und Frauen zwar in demselben Zimmer, aber an verschiedenen Tafeln saßen. Nach dem Aufheben der Tafel, wenn das Trinkgelage begann, pflegten sich die Frauen zurückzuziehen. Diese Gelegenheit sollte Hildebrunde benutzen, um die Vorbereitungen für die Flucht zu treffen.

Abweichend von den Deutschen pflegten bei den nordischen Stämmen die Frauen mit den Männern bei Tische bunte Reihe zu bilden, eine Sitte, welche später auch in Deutschland, und zwar aus Frankreich eingeführt wurde.

291. Man pflegte bei festlichen Gelegenheiten die Wände der Zimmer mit bunten, von Frauenhänden oft kunstvoll gestickten Teppichen zu behängen, die auch in den jüngeren Epen oft erwähnt werden und dort umbeheuge, ruelachen, sperlachen, stuollachen heißen.

293. Den Worten *bissus et ostrum* im Texte entsprechen in der Vulgata *byssus et purpura* und mhd. *pisse unde purpur*, Rolandslied V. 2497. Das erstere bezeichnet ein feines Leinen- oder Seidengewebe, während unter Purpur ein schon in alter Zeit bekannter kostbarer Seidenstoff von verschiedener Farbe zu verstehen ist.

295. „Tischgenosse des Königs“ zu sein, war bei den Deutschen eine ganz besondere Auszeichnung für die höchsten Würdenträger und Günstlinge des Herrschers, der nicht einmal die königlichen Prinzen ohne weiteres teilhaftig waren. Daher hat der Gastgeber Walther auch über die Sige in der Nähe Attilas nicht zu verfügen. Der Platz zur Rechten des Königs war der vornehmste; den nicht zu den Seiten desselben sitzenden Gästen wurden die Plätze genau nach Alter oder Rang angewiesen.

296. Die Bänke wurden mit Fellen, Teppichen oder weichen, oft mit

Kostbaren Seidenstoffen oder Leder überzogenen Kissen (mhd. plâmit = franz. plumeau) belegt.

297. Die u. a. von Cäsar und Tacitus gerühmte Einfachheit der germanischen Lebensweise machte unter dem Einflusse der römischen Kultur bald einem üppigen Wohlleben Platz. Die Vandalen ließen, nachdem sie in den Besitz Afrikas gekommen waren, „ihre Tafel mit dem Schönsten und Besten besetzen, was nur Erde und Meer hervorbrachten“. Auch die Franken waren den Freunden der Tafel sehr ergeben, und der unter ihnen lebende Dichter Venantius Fortunatus († um 600) preist in lateinischen Versen verschiedene leckere Gerichte. Karl d. Gr. bestimmte genau durch Verordnungen, was alles für den Tisch der missi regii und die königliche Tafel zu liefern war. Gemästetes junges Geflügel war besonders beliebt und nicht weniger das Wildbret. Bei einem bürgerlichen Mahle, dessen Gregor von Tours gedenkt, werden 4 Gänge aufgetragen: zuerst eine Schüssel mit Gemüse und als letzte Speise ein mit Datteln und Oliven verzierter Eierkuchen. Auch das tägliche Mahl Karls d. Gr., der in Speise und Trank mäßig war, bestand nur aus 4 Gerichten außer seiner Lieblingsspeise, dem Braten, den die Jäger am Spieße anstrugen.

299. Das rätselhafte migma = Mischtrank ist meiner Ansicht nach eine warme Bowle, vielleicht aus weißem, mit Gewürzen oder Kräutern versetztem Wein und Honig gemischt.

300. Kostbares Tafelgerät aus edlem Metall, Becher, Trinkhörner, Krüge, Schalen und gewaltige Prunkschüsseln waren bei den germanischen Königen und Großen beliebt und bildeten einen wesentlichen Bestandteil ihres Schatzes. Atilas Gästen wurden bei der Tafel, wie Priscus erzählt, goldene und silberne Becher gegeben, während der einfache König selbst sich eines hölzernen Trinkgefäßes bediente.

Tischstücher (tischfano, tischlachen, tischtuoch) waren bei den Vornehmen schon früh im Gebrauch. Ein in symbolischer Weise nur zur Hälfte gedeckter Tisch spielt bei Gregor von Tours in der Geschichte des letzten Thüringerkönigs Hermanfrid († 531) eine Rolle.

301. Wie die Germanen den Wein zuerst von den römischen Kaufleuten empfangen, so waren auch noch im späteren Mittelalter aus der Fremde eingeführte, besonders südländische Weine in Deutschland sehr beliebt. Von den in der Heimat, sogar im nördlichen Deutschland gebauten Weinen pflegte man nur die besseren Sorten rein zu trinken, die geringen aber durch Zusatz von Honig und Gewürzen genießbar zu machen. Von den im 11. und 12. Jahrhundert sich immer mehr verbreitenden gewürzten Weinen ist besonders das auch in unserer Dichtung aufgeführte pigment (im lateinischen Texte pigmentatus Bacchus, mhd. gepimentetêr wîn) zu nennen, ein mit Honig oder Zucker und Kräutern oder starkem Gewürz (Muskat, Ingwer, Nelken u. a.) versetzter Wein. Er wird mitunter auch clârêt, verdeutschte lûtertranc, genannt, während sonst unter dem pigment ein nur gewürzter Wein, unter der zweiten Bezeichnung aber ein gewürztes und versüßtes, abgeklärtes, meist aus Rotwein bereitetes Getränk verstanden wird.

303. Es ist eine alte deutsche wie auch französische Gepflogenheit, den Tischgast zum Zulangen zu nötigen. In dem altnordischen Spruchgedichte „Havamal“ heißt es Str. 4:

„Wasser bedarf, der Bewirtung sucht,  
Ein Handtuch und holde Nötigung.“

304. Tacitus bezeugt Germ. Kap. 22 die altgermanische, von der römischen abweichende Sitte, daß jeder Teilnehmer an einem Gastmahle einen besonderen Sitz und einen eigenen kleinen Tisch hatte, und noch im „Ruodlieb“ speißt man nicht an einer gemeinsamen Tafel, sondern es sitzen immer je zwei Gäste zusammen an einem Tische. Bei dem von Priscus geschilderten Mahle Attilas speißte der König an einem besonderen Tische mit drei Söhnen und einem seiner Großen, und je drei oder vier oder auch mehr Gäste waren eigene Tische vorgesetzt, so daß ein jeder, ohne von der Sesselreihe aufzustehen, zulangen konnte. In höfischer Zeit speißte der Fürst an einem besonderen Tische auf erhöhter Estrade allein oder mit seiner Gemahlin, die übrigen an langen Tafeln.

Die Tische, welche aus einer beweglichen Platte und darunter gestellten Schragen oder Böcken bestanden, wurden jedesmal vor Beginn des Mahles im Speisesaale zusammengestellt und nach Beendigung desselben aufgehoben und hinausgetragen. Wenn dann das eigentliche Festgelage begann, so blieben die Männer auf ihren Bänken sitzen. Wo man die Trinkgefäße ließ, wird nicht berichtet; wahrscheinlich stellte man sie neben sich auf die Bank oder auf den Boden. In feinerer Gesellschaft mochten vielleicht auch kleinere Beisatztische (altu. trapezur) zu diesem Zwecke aufgestellt werden.

In unserm Gedichte sitzt offenbar Walthar mit dem Könige und zwei Heerführern an einem Tische, so daß, entsprechend der von Ermoldus Nigellus 4, 473 fg. und 537 fg. erwähnten karolingischen Hofsitte, vier Personen an der Königstafel Platz nehmen. Der übrigen Tischgesellschaft werden hundert Tafeln angewiesen, wohl auch mit je vier Sitzen, wie Parcival 5, 591:

der tavelen muosten hundred sin,  
die man dâ truoc zer tür derîn.  
man sazte iesliche schiere  
für werder riter viere.

306. Der König soll zunächst sich selbst an dem Tranke erfreuen und sodann die Tafelgenossen durch die ihnen erwiesene Ehre, daß er den Becher auf ihr Wohl leert.

Der Gastgeber oder dessen Damen haben der Sitte gemäß beim Beginn des Gastmahles dem vornehmsten der Gäste den ersten Becher zum Willkommen darzubieten, den der Betreffende auf das Wohl des Wirtes anstößt, worauf ein allgemeines Zutrinken und Nachkommen erfolgt, ein Sechstimmer mit mancherlei Trinkgebräuchen, an welche der heutige studentische Komment erinnert.

308. Das Trinkgefäß, welches Walthar dem Herrscher darbietet, wird im Texte nappa genannt, ahd. hnappf, napf, was zunächst Trinkgeschirr, Schale oder Becher heißt und dann im 15. Jahrhundert den heutigen weiteren Begriff angenommen hat.

Nach Cäsar b. g. 6, 28<sup>1)</sup> benutzten die Germanen am Rande mit Silber beschlagene Auerochsenhörner als Trinkgefäße. Nachbildungen solcher Hörner aus Thon und verziertem Glas sind in fränkischen Gräbern gefunden; in höflicher Zeit wird nur selten noch goldener, mit Edelfsteinen besetzter Trinkhörner gedacht. Die anderen uns erhaltenen Trinkgefäße aus merowingischer Zeit zeigen teils die einfache, rundliche Form der Schale (ahd. skala), welche an die alten Schädelbecher erinnert, teils die langgestreckte des Kelches. Beide Formen können meist nicht aufgestellt werden, wie dies bei der dritten Art der Fall ist, welche die heutige Becherform zeigt.

Das Material, aus dem die mittelalterlichen Trinkgefäße verfertigt sind, ist Holz, Stein, Thon, Glas, Erz, Silber und Gold.

Figürliche Darstellungen finden sich auf den uns erhaltenen alten Bechern nur selten. Eine mit rotem Email geschmückte, in Kent gefundene kostbare Erzschale angelsächsischen Ursprungs (abgebildet bei Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde 1. Bd. Tafel XXXIV, fig. 5) erinnert an die nappa, die Walther dem Könige reichte. Im „Ruodlieb“ besitzt der Bauer einen Becher aus Nußholz mit vier eingravierten goldenen Flüssigkeiten, auf dessen Grunde die Rechte Gottes ausgeschnitten war. Von Bechern mit Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte oder Helden Sage wird in den mittelalterlichen Quellen nichts erwähnt. Einig hält in seinem „Walthar von Aquitanien“ S. 19 den Becher für eine hunnische Kriegsbeute und bezieht die darauf dargestellten gesta priorum auf die griechisch-römische Göttergeschichte:

„Götterbilder lachten dran aus erhab'nem Fries;

Man sagt, ein Römerkaiser sich den Becher schmieden ließ.“

312. An den Höfen der germanischen Großen waren junge Edelinges als Schenken angestellt, welche die unterste Stellung unter den Hofbeamten einnahmen, und an deren Spitze ein Oberschenk, princeps pincernarum, bei den Franken auch buticularius genannt, stand.

Auch an Attilas Hofe wartete nach Priscus einem jeden Gaste ein besonderer Schenk auf. Am merowingischen Hofe und ebenso im Norden finden wir auch Schenkinnen.

318. Tacitus' Germ. Kap. 22: „Vom Tage bis in die Nacht hinein zu zechen, gilt niemandem für schimpflich.“ Priscus: „Als sie (die Hunnen) das Gelage in die Nacht hinein zogen, wollten wir (Römer) endlich nicht mehr dem Trunk Bescheid thun und entfernten uns.“

Von den beiden Hauptmahlzeiten, die man im Mittelalter kannte, wurde die erste am Morgen nach der Messe, die zweite am Nachmittage zwischen 3 und 6 Uhr oder noch später eingenommen. Da an unserer Stelle das Mahl bis in die späte Nacht ausgedehnt wird, scheint es sich hier um ein Souper zu handeln, doch wurden auch bisweilen beide Mahlzeiten in eine einzige zusammengezogen.

Auffallenderweise erwähnt Ekkehard bei der Schilderung der Festlichkeit nicht der uralten deutschen Sitte, durch Gesang von Liebes-, Spott- und Trugs-, besonders aber von Heldenliedern und durch Saitenspiel die Freuden des Mahles zu erhöhen.

Bei dem von Priscus geschilderten, nach gotischer Sitte gefeierten Festmahlle Utilas ertönten Gesänge, und auch bei dem von Ekkehard als Muster benutzten Mahle der Dido im 1. Buche der Aeneis trägt V. 740 fg. ein Sänger, Namens Iopas, Lieder zur Fither vor. Daß unser Dichter von solchen Liedern nichts berichtet, dürfte auf seine Stellung als Geistlicher zurückzuführen sein. Fromme Leute liebten eine derartige weltliche Unterhaltung bei Tische nicht, schon wegen des Zusammenhangs derselben mit dem Heidentume. Die Geisteslichkeit zog es vor, das Mahl durch Tischgespräche und geistreiche Scherze zu würzen, und schalt weidlich auf die fahrenden Sänger.

322. Das Anzündn von Wohnhäusern und das grausame Verbrennen der darin eingesperrten Bewohner begegnet uns öfters in der älteren deutschen Geschichte. Das salische Recht setzt eine Buße von 100 Solidi (Goldschillingen) auf eine solche That. Die späteren Reichsgesetze bestraften die Brandstiftung aus Rache oder in der Fehde mit Reichsacht und Enthauptung, dann mit dem Rade; die letztere Strafe trifft den Mordbrenner oder heimlichen Brandstifter auch nach dem Sachsen- und dem Schwabenspiegel.

327. „Virginal“ 165 heißt Hildebrands Pferd Lewe, von dem sein Herr sagt:

Swaz rosse uf erde (ich) ie gesach,  
Der vant ich keinez nie sô guot.

329. Unsere Altvordern hatten (gleich den Alten; vergl. Aeneis 5, 310) besondere Freude an prächtig geschmückten Rossen. Schön verzierte Platten, z. T. aus Gold und mit Edelfsteinen geschmückt, sind uns durch verschiedene Gräberfunde erhalten und werden auch in den Quellen oft erwähnt. Sie waren besonders am Kopfe der Pferde und an den Riemenkreuzungen vor der Brust angebracht, wie dies noch heute in manchen Gegenden bei den Pferden der Fuhrleute zu sehen ist.

333 fg. Während uns im Nibelungenliede V. 951 fg. ausführlich beschrieben wird, wie Siegfried bekleidet und gerüstet war, als er von der Jagd zurücktritt, wird uns von Ekkehard nach der dem Homer abgelauschten Weise Virgils geschildert, wie Walthar vor unsern Augen ein Waffenstück nach dem anderen anlegt; vergl. Aeneis 12, 87 fg.; Ilias 19, 369 fg.; ferner Ilias 2, 42 fg. und darüber Lessing, Laokoön Kap. 16.

334. Die ältesten germanischen Metallhelme bestanden, wie zwei uns erhaltene, aus angelsächsischen Gräbern stammende Exemplare beweisen, aus vier ehernen oder eisernen Spangen, die von einem Kopfringe ansliefen und über dem Scheitel durch einen Knopf zusammengehalten wurden. Die Zwischenräume wurden wohl auch durch Hornplatten oder Leder ausgefüllt. Die später auftommenden, bis zum Ende des 12. Jahrhunderts üblichen Blechhauben, welche nur Stirn, Scheitel und Schläfen schützten, hatten entweder eine vornüber geneigte, den phrygischen Mützen ähnliche Form oder die Gestalt eines gerade ansteigenden Kegels, der teils oben in einen Knauf endigte, teils zwiebel förmig geschweift war, oder waren endlich topfartig gestaltet mit rundem oder abgeflachtem Oberteile. Das Eisenblech war oft durch starke Spangen verstärkt, und schon in

früher Zeit brachte man an den Helmen zum Schutze der Nase ein von der Mitte der Stirn bis zur Nasenspitze herabreichendes Eisenband (Nasal) an. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts verbreiterte man das Nasenband zu einer das ganze Gesicht schützenden, mit Augen- und Luftlöchern versehenen Platte, der „Barbiere“, und in der Folgezeit schützte man den ganzen Kopf und den Nacken durch große und schwere Topf- und Küsselhelme, unter denen man auch noch einen zweiten, leichteren Helm älterer Form trug.

Über den Helmschmuck vergl. Num. zu V. 556.

335. Metallene Platten zum Schutze der Schienbeine und Waden sind von den Römern zu den Deutschen gekommen. Sie wurden zunächst nur von vornehmen Kriegerern und erst später allgemeiner gebraucht, als der Kriegsdienst zu Pferde in den Vordergrund trat. Nach dem „Mönche von St. Gallen“ 2, 17 waren sie zu Karls d. Gr. Zeit beim ganzen Heere im Gebrauch. Die „goldenen“ Schienen hat Ekkehard in Virgils *Aeneis* (11, 488 und 12, 430) gefunden; doch werden auch bei Thégau Kap. 19 goldene Beinshielden Kaiser Ludwigs d. fr. erwähnt.

336. Das lange Schwert, lat. *spatha*, ahd. *stapaswert* genannt, daz ze bēden ecken harte vreislichen sneit, Nib. 1532, wurde schon von den Cimbern und den Scharen Ariovists geführt und war auch im späteren Mittelalter eine Hauptwaffe der Deutschen. Die blattförmige oder gleichbreite, schilfartig zugespitzte Klinge (ahd. *ekka*) war 81 bis 97 cm lang,  $4\frac{1}{2}$  bis 6 cm breit und gewöhnlich in der Mitte mit einer Hohlkehle versehen. Der 12 bis  $14\frac{1}{2}$  cm lange Griff (ahd. *helza*, mhd. *helze*, *gehilze*) hatte in älterer Zeit statt der Parierstange einen nur wenig hervortretenden Bügel. Die Handgriffe waren meist aus Holz, Horn oder Bein und wurden durch einen Knauf abgeschlossen. Vergl. über die Schwertgriffe die Num. zu V. 1579, über die Scheiden die zu V. 1056. Man trug die Schwerter an einem über die Schulter gehängten Riemen oder am Gürtel.

337. Es ist merkwürdig, daß Ekkehard die Sitte, außer dem Langschwerte ein zweites, einschneidiges Schwert rechtsseitig zu führen, eine spezifisch hunnische nennt, da diese Art der Bewaffnung doch eine echt germanische ist. Sie war allerdings in späterer Zeit, wo ein kurzer Dolch an die Stelle des zweiten Schwertes trat, bei den Deutschen nicht mehr bekannt, und daher mag der Dichter die ihm auffällige Angabe seiner Quelle sich in der gedachten Weise erklären haben.

Dieses zweite Schwert, welches später noch eine entscheidende Rolle spielt, wird im Texte *semispatha* genannt und ist das Sachs, jene berühmte, kurze, schwere, einem modernen Weidmesser ähnliche Hieb- und Stichwaffe, von dem der Name der Sachsen abgeleitet wird.

339. Der Speer, der seit alters das Symbol der Macht war, und den zu führen noch Karl d. Gr. nur dem freien Manne gestattete, wurde seit den ältesten Zeiten wie in unserer Dichtung sowohl zum Stoße als zum Wurfe verwendet. Form und Größe der Speereisen waren sehr verschieden. Die gewöhnlichen Speere der alten Germanen, die *frameen*, hatten nach Tacitus nur schmale

und kurze Spitzen; doch erwähnt derselbe Schriftsteller auch jene gewaltigen Langspeere, deren breite, zweischneidige, bis über 1½ Fuß lange Eisen durch zahlreiche Gräberfunde auf uns gekommen sind.

Auf die Handhabung dieser germanischen Hauptwaffe legte man bei der Ausbildung der jungen Krieger ganz besonderes Gewicht; vergl. Num. zu V. 102. Auch Walthar ist ein Meister in der Speerkunst, und Hagen warnt daher (V. 529) den König Gunther ausdrücklich vor der Geschicklichkeit des Gegners in der Handhabung dieser furchtbaren Waffe. Mit ihr pariert er Lanzenstöße und Schwertschläge und schleudert er dem Feinde die Waffe aus der Hand; mit ihr durchbohrt er, bald werfend, bald stoßend, Rosse und Reiter und schlägt er den fliehenden Hadawart zu Boden, mit ihr entscheidet er den Kampf gegen sechs seiner Feinde und hält er sich lange Zeit gleichzeitig zwei Gegner vom Leibe, bis er endlich die „vertraute Lanze“ versendet und zum Schwerte greift.

Wie Cäsar und Tacitus berichten, waren die Schilde der alten Germanen groß und bestanden aus Flechtwerk oder Brettern, welche bemalt und wohl auch mit Häuten überzogen waren. (Der dreihäutige Schild V. 668 stammt aus Aeneis 10, 784, der siebenhäutige V. 733 aus An. 12, 925.) Auch später noch werden die Schilde meist aus Holz, besonders aus Eichenholz gefertigt, so daß uns durch Gräberfunde nur metallene Bestandteile derselben (Schildbuckel und Beschläge) erhalten sind. Von den Römern lernte man eherne Schilde kennen, die hauptsächlich bei den Nordländern im Gebrauch, meist rund und etwas gewölbt waren und aus einer über einen starken Reifen geschmiedeten Metallplatte bestanden. Die auf römischen Skulpturen dargestellten germanischen Schilde entsprechen an Größe ungefähr den römischen und sind theils rund, theils oval, theils haben sie die Gestalt eines länglichen Sechsecks. Die Schilde der Merowingerzeit waren von mäßiger Größe und hatten eine runde oder häufiger eine ovale Form, welche letztere sich bis ins 11. Jahrhundert hielt. Auf bildlichen Darstellungen des 11. Jahrhunderts finden sich dreieckige, unten spitz zulaufende Schilde von mehr als halber Mannshöhe. Im 12. Jahrhundert reichten die dreieckigen, stark gewölbten Schilde vom Kinn bis über die Kniee und waren so groß, daß man Tote auf ihnen fortschaffen konnte (vergl. Nibel. 999), während sie in der Zeit vom 13. bis zum 15. Jahrhundert immer kleiner wurden. Über den Schildbuckel vergl. Num. zu V. 195, über die Verzierung der Schilde die zu V. 798.

346. „Hawamal“ Str. 37:

„Von seinen Waffen weiche niemand  
Einen Schritt im freien Felde:  
Niemand weiß unterwegs, wie bald  
Er seines Speers bedarf.“

382. Das Zerreißen des Gewandes als Zeichen der Trauer scheint der Dichter der Bibel entlehnt zu haben, wo es häufig erwähnt wird.

404. Der Hund stand bei unsern Vorfahren in Verachtung, daher die Scheltworte schebiger hunt, ungetriuwer hunt, valscher hunt. Aus dieser Verachtung ist die alte, auch im Norden bekannte Sitte zu erklären, Verbrecher, be-

sonders diebische Inden, zwischen Hunden (oder Wölfen) aufzuhängen. Wahrscheinlich, um anzudeuten, daß sie wert seien, gleich dem rechtslosen Wolfe oder Hunde erschlagen oder gemeinsam mit einem solchen aufgeknüpft zu werden, mußten adlige Verbrecher Hunde auf den Schultern tragen. Andererseits gilt der Hund aber auch als Symbol der Treue und findet sich daher oft auf mittelalterlichen Grabdenkmälern zu Füßen der Frauen dargestellt.

405. Attilas Versprechen, den, welcher ihm den flüchtigen Walthar zurückbringt, mit Gold zu umhüllen, erinnert an den alten Brauch, widerrechtlich getödete Tiere oder Menschen mit Weizen oder Gold zu bedecken und dies als Buße zu zahlen. So erzählen die Edden, daß die drei Hsien Odhin, Lofi und Hövir zur Buße für den Sohn Hreidmars, den sie in Ottersgestalt getödet hatten, so viel Gold erlegen mußten, wie nötig war, den aufgehängten Otterbalg inwendig zu füllen und auswendig zu umhüllen. Nach einer von Fredegar (im 7. Jahrh.) erzählten Sage mußten einst die Westgoten einen Mordanschlag auf den König Chlodwig damit büßen, daß sie einen fränkischen Gesandten samt seinem Pferde bis zur Lanzen Spitze mit Goldmünzen bedeckten. Von dem im Jahre 1278 bei Frohse von dem Erzbischof von Magdeburg geschlagenen und gefangenen Markgrafen Otto IV. von Brandenburg, genannt „mit dem Pfeile“, wird berichtet, er habe, als er sich mit 4000 Mark Goldes losgekauft hatte, beim Abschiede gesagt, das sei kein rechtes Lösegeld für einen Markgrafen; man hätte so viel Gold und Silber von ihm fordern sollen, wie nötig wäre, ihn samt seinem Streitrosse bis zur Spitze der hochauferichteten Lanze zu bedecken.

408. Unter den Fürsten (tyranni) sind wahrscheinlich die an Attilas Hofe sich aufhaltenden Beherrscher der den Hunnen unterworfenen Länder gemeint.

409. Der Herzog (ahd. herizogo) ist bei den alten Germanen der für die Dauer eines Krieges vom Volke gewählte Anführer, im Frankenreiche aber ein über mehrere Gaue gesetzter königlicher Beamter, dessen Stellung in der Folge in die eines Landesfürsten überging. — Über den Grafen vergl. Anm. zu V. 582. — Die Vasallen (im Texte miles, V. 1311 vassus) sind Edeltige oder Gemeinfreie, die sich gegen das Gelöbniß der Treue und Dienstleistung in den Schutz eines Mächtigen begeben und gewöhnlich auch von diesem Lehen empfangen haben. Die Dienstmannen oder Ministerialen (im Texte minister) hingegen sind unfreie, zu Hof- oder Kriegsdiensten verpflichtete Leute, die jedoch, zumal da sie auch Lehen erhielten, später zu einer angeseheneren Stellung gelangten, und aus denen ein großer Teil des niederen Adels hervorging.

412. Ammianus Marcellinus (um 390) nennt die Hunnen „von unmäßiger Begierde nach Gold brennend“, doch auch in den deutschen Epen ist die Ansicht, Goldschätze zu erwerben, ein mächtiger Antrieb, sich in Abenteuer und Gefahren zu stürzen; denn der Besitz von Gold machte frei, unabhängig und mächtig, wie auch im älteren Deutsch rich sowohl begütert als mächtig bedeutet.

421. Außer der Kunst, fallen zu stellen, versteht Walthar auch die, die Vögel anzulocken, und zwar wahrscheinlich durch Nachahmen der Vogelstimmen, welche meist vermittelst kleiner Pfeifen hervorgebracht wurden.

422. Das gespaltene Holz,  *fissum lignum*, hieß ahd. *clobo*, mhd. *klobe* swm., von ahd. *cliban* spalten. Noch heute bedient man sich, z. B. auf dem Thüringer Walde, dieses alten Kloben zum fange kleiner Vögel, Meisen, Finken, Drosseln u. dgl. Er besteht aus einem grünen Holze, welches an einem Ende gespalten ist und durch ein Stellholz auseinander gehalten wird. Wenn die Vögel letzteres berühren, um den aufgestreuten Köder aufzunehmen, so werden sie durch das zusammenschnellende Holz an den Reinen gefangen.

Das *viscum* des Textes bedeutet zunächst die bekannte Schmarotzerpflanze *Viscum album* L., die Mistel, dann auch den aus der Pflanze, besonders aus den schleimigen, weißen Beeren hergestellten Leim und die damit bestrichene Rute.

„Es ist ein fein Plaisir mit diesem fange. — — — Wenn der Zug recht gehet, fängt man manchen Tag wohl ein Schock Vögel eher auf dem Leime, als auf dem Heerde, wenn die Witterung nicht allzu naß, und der Frost gar zu harte, welches beydes dem Leimfange schädlich ist.“ Döbel, *Jäger-Practica*, 1753, II. Seite 218.

425—427. Die von mir frei übersetzten Verse lauten bei Effehard:

Atque famis pestem pepulit tolerando laborem,  
Namque fugae toto se tempore virginis usu  
Continuit vir Waltharius, laudabilis heros.

428. Im „Biterolf“ V. 4790 brauchen die Boten 16 Tage zu der Fahrt von Egelburg nach Worms. Dietrich trifft in der „Klage“ V. 2110 am 7. Morgen, nachdem er von Egelburg aufgebrochen ist, in Bechelaren ein. Von hier bis zum Rheine sind Rüdiger und die Reinen 12 Tage unterwegs (Nib. Str. 1175) und ebenso Wärbel und Swemmelin (Str. 1430). Natürlich konnten Walthar und Hildegunde den Weg nicht in so kurzer Zeit zurücklegen.

433. „Rosengarten“ C Str. 9:

Ein stat lit an dem Rine, diu ist so wünnesam  
unt ist geheizen Wormeze; sie weiz noch maneg man.  
dar inne saz ein recke, der hâte stolzen muot:  
er waz geheizen Gibeche unt was ein küneg guot.

Worms, eine alte Stadt der germanischen Vangionen, ehemals *Borbeto-* *magus*, dann *Wormatia*, *Wormiza*, *Wormaz*, *Wormez* genannt, ist in der Sage die Hauptstadt des Burgundenreiches. Doch weiß die Geschichte hiervon nichts; wohl aber haben fränkische Könige, z. B. Karl der Große, dort residiert.

434. Die fährlente werden in den Epen durch Anruf zum Überholen aufgefordert oder durch Blasen in ein Horn, welches an einem Baume am Ufer hing.

435. Der Meister der königlichen Köche ist schwerlich, wie einige wollen, der aus dem Nibelungenliede bekannte Küchenmeister Runcolt, sondern ein dem vornehmen Hofbeamten unterstellter Oberkoch, da der Inhaber einer hohen Hofcharge wohl nicht selbst am rauchenden Herde stand.

440. Unsere Altvordern liebten scharf gewürzte, zum Trinken reizende Speisen; der Mund mußte „wie eine Apotheke riechen“. In den Briefen des hl. Bonifacius werden von Gewürzen Zimt, Pfeffer, Storax und Kusturix,

eine aus Indien stammende wohlriechende, pfefferähnliche Wurzel, erwähnt. Karl d. Gr. ließ in seinen Gärten Kümmel, Schwarzkümmel, weißen Gartenseuf, Petersilie, Dill, Fenchel, Pfefferkrant, Schnittlauch, Zwiebeln, Schalotten, Lauch und Kerbel bauen, und in den *Formulae Marculfi* werden noch Essig, Gewürznelken, Lavendel, Datteln, Pistaziennüsse und Mandeln unter den für die Küche der Königsboten zu liefernden Speisen und Gewürzen genannt, außerdem aber noch garum, eine aus Kräutern und verschiedenen Fruchtstäben gemischte Fischsauce. Der Dichter Venantius Fortunatus gedenkt eines in Öl schwimmenden Fischgerichtes. In höfischer Zeit liebte man Fische mit Pfeffer oder auch Safranröschen.

442 fg. Die dem Fergen wie dem Könige auffallenden, von Walther gefangenen Fische müssen im Stromgebiete des Rheins unbekannt gewesen sein und aus dem der Donau stammen, woher die Flüchtlinge kamen. Das paßt auf den Huchen, *Salmo Hucho* Lin., eine wohlgeschmeckende, leicht zu angelnde Lachsart. Wenn Walther die leckeren Fische aber auch in der oberen Altmühl oder Wörnitz gefangen hatte, so mußten sie bei ihrer Ablieferung in Worms längst ungenießbar geworden sein, denn schwerlich waren sie unterwegs gedörrt oder geräuchert. Wir müssen hier wohl eine poetische Lizenz annehmen oder damit rechnen, daß Ekkehard die Lage von Worms nicht genau bekannt war, was auch aus V. 1143 fg. hervorzugehen scheint.

473. Der Tisch, den der König in seiner Erregung mit dem Fuße umstößt, ist wahrscheinlich ein Beisatztischchen. Solche waren oft von großer Kostbarkeit, wie z. B. die von Karl d. Gr. in seinem Testament aufgeführten vier Tische, von denen drei von Silber und einer von Gold war. Marmorne Tische am Hofe Ludwigs d. fr. erwähnt der Dichter Ermoldus Nigellus.

474. Bekanntlich verschmähten die alten Germanen den Gebrauch des Sattels, den sie für unmännlich hielten; doch war er zur Zeit der Merowinger allgemein üblich und bestand zunächst wohl nur aus Decken und Polstern, die auch noch in späterer Zeit im Norden von Ärmern benutzt wurden. Die sella des König Gunther ist ein Vocksattel. „Diese ausgebildete Art des Sattels, der Heeressattel (Beowulf), bot an dem Sattelbogen auf seiner Vorder- und Rückseite Raum zu kostbarem Schmuck, und bei Fürsten und Edlen war der Sattel, wie das ganze Reitzeug, mit äußerstem Aufwande reich und prachtvoll verziert.“ Emdenschnitt. In den deutschen epischen Gedichten werden mit Schnitzwerk reich geschmückte Sättel oft erwähnt; die Nordländer zierten ihre Sättel gern durch Bemalung und Vergoldung.

475. Mehr noch als bei anderen Völkern spielt bei den Germanen im ganzen Leben, in den rechtlichen und politischen Zuständen, in Kultus, in Sage und Dichtung die Zwölfszahl eine wichtige Rolle, was vielleicht auf den Kreislauf der zwölf Monate oder darauf zurückzuführen ist, daß ursprünglich diese Zahl, wie später die Zehn, die Grenze für Zehleinheiten war. Besonders häufig erscheint in der Sage die Zwölfszahl bei den Begleitern kühner Helden: Walther und Osid haben in der Thidreksjaga je 12 Begleiter, ebenso Beowulf; Hroth Kraki hat 12 Berserker, Dietrich 12 Helden; 12 Mannen hüten dem Bur-

gundenkönig den Rosengarten, 12 starke Riesen sind die Freunde der Zwergen-  
könige Nibelung und Schilbung; Markgraf Rüdiger hat 12 Recken, Dankwart  
12 Ritter, König Rother 12 Herzoge, Asprian 12 Riesen, Berchter 12 Söhne,  
Welf 12 Begleiter, Karl d. Gr. 12 Paladine.

482. Älter als die oben besprochenen genieteten Ringpanzer sind die  
leinenen oder ledernen, mit Hornschuppen besetzten Panzerhemden, welche noch  
zur Zeit Kaiser Heinrichs V. im Gebrauch waren und in den Epen nicht selten,  
und zwar besonders als Rüstung der Riesen und Heiden erwähnt werden. Eine  
andere Art Schuppenpanzer wurde nach Art der römischen aus übereinander  
gelegten und durch Nietung verbundenen kleinen Metallplatten hergestellt. Solche  
*squamosi thoraces* könnten an unserer Stelle gemeint sein; doch ist zu bemerken,  
daß in Glossen des 9. und 10. Jahrhunderts *squama* mit *rin*c übersetzt ist, so  
daß wir berechtigt sind, auch bei den Nannen Gunthers Ringpanzer anzunehmen.

483. Wenn wir bedenken, daß Hildegunde nach V. 267 die beiden Schreine  
mit so viel Spangen füllen sollte, daß sie einen derselben eben aufzuheben ver-  
mochte, so können wir das Gewicht des Schatzes an Gold und Edelsteinen auf  
etwa einen Centner aufschlagen.

490—492. Der keltische Name *Vosëgus* findet sich schon bei Cäsar, b. g.  
4, 10, wo er außer dem heutigen Wasgenwalde auch die südwestliche Fortsetzung  
desselben (*Monts Fancilles* und *Plateau von Langres*) umfaßt. Durch Metathesis  
ist aus *Vosegus* = *Vogesus*, franz. *les Vosges*, und durch Anlehnung an das  
deutsche Wort *Gau* = *Wasgau* geworden, ein Name, der von dem Gebirge  
auf das ganze Land übertragen ist.

Auf Specklings Karte des Elsasses vom Jahre 1576 heißt es: „Das  
Wosagisch gebürg, darinn hat es die menig wilde pfer, Lurs, Beren, marder,  
kassen, Danhirsch, des andern gewilts ser vil.“ Während der französischen Herr-  
schaft ist diese „menig gewilt“ sehr zurückgegangen, doch hat sich unter der  
deutschen Forstverwaltung der Wildstand in erfreulicher Weise gehoben.

Der Wasgenwald war ein Leibgehege der merowingischen und karolingischen  
Könige, die dort besonders Büffel zu jagen pflegten. In der ersten Elegie des  
Ermoldus Nigellus an König Pippin († 838) sagt der Wasgan in einem Kampf-  
gespräche mit dem Rheine V. 99 fg.:

„Könige sind es gewohnt, zu verkehren in meinen Revieren,

Wildbret jeglicher Art schenkend empor auf der Jagd.

Siehe, da flieht zu dem Quell, von dem Pfeile getroffen, die Hirschkuh,

Und zu dem Bache begiebt dort sich der Eber voll Schaum.“

502. Daß ermüdete Helden sich auf den Schildrand lehnen, um auszuruhen,  
findet sich öfters in den Epen, und in mittelalterlichen Darstellungen sieht man  
die schlafenden Wächter des heiligen Grabes in dieser Stellung abgebildet.

514. Die eisernen Sporen (vergl. *Psychom.* V. 253) der Merowingerzeit  
bestanden ähnlich den römischen aus einem Bügel mit kurzem Stachel und wurden  
vermittelt Riemen an der Ferse befestigt, und zwar, wie dies aus fränkischen  
und alemannischen Gräberfunden hervorgeht, nur des linken Fußes. Abbildungen  
des 12. Jahrhundert zeigen teils Ritter ohne Sporen, teils doppeltgespornete. Ein

allgemeines Küßstück scheinen die Sporen erst im Laufe des Jahrhunderts geworden zu sein. Goldene oder vergoldete Sporen waren das Zeichen der erlangten Ritterwürde, und das Abhauen derselben galt als eine entehrende Strafe. Die Stachelsporen hielten sich bis ins 15. Jahrhundert, wurden aber schon frühe durch die Radsporen mehr und mehr verdrängt.

529. Das Heben oder „zu Halse Nehmen“ des Schildes ist eine Vorbereitung zum Angriffe; bei friedlicher Absicht hingegen senkt man den Schild.

555. *Franci nebulones*. Im klassischen Latein heißt *nebulosus* (von *nebula*) Dunstmacher, Windbeutel, Tangenichts; Vöhtold: „windige Frankenschelme.“ Der Ruhm der Franken war nämlich nicht fein, und ältere Schriftsteller klagen über deren Trennlosigkeit und Meineidigkeit. Es ist daher nicht auffällig, wenn der alemannische Dichter auch ohne besondere Veranlassung auf die faßsam bekannte Charaktereigentümlichkeit des unbeliebten Nachbarstammes hinweist.

Nach J. Grimm haben wir es hier mit einer Latinisierung des fränkischen Weinamens *Nibelungen* zu thun, der hier zum erstenmale vorkommt und in Walthers Munde einen treffenden Neben Sinn hat. Mhd. *Nibulunc*, *Nibilung*, mhd. *Nibelunc*, an. *Nifläng* bedeutet einen Sohn des Dunkels, der nebligen Unterwelt, des nordischen Niflheim. Im *Nibelungenliede* ist der ältere Nibelung, ein Zwergenkönig, der Besitzer des berühmten Hortes und des Schwertes Balmung, und die Nibelungen sind seine Söhne Nibelung und Schilbung nebst deren Mannen, denen Siegfried Schatz und Waffe abgewinnt.

Im zweiten Teile des Gedichtes werden aber die Burgunden als Nibelungen bezeichnet, nach der gewöhnlichen Annahme, weil sie nach Siegfrieds Ermordung Herren des Nibelungenhortes und damit Teilhaber des an demselben haftenden Fluches geworden sind. Die Besitzer des Schatzes, der einst den Unterirdischen mit Unrecht entfremdet ward, sind als der Unterwelt verfallen, als Söhne Niflheims gedacht.

Nach W. Müller ist jedoch der Name *Nibelungen* ursprünglich eine in geschichtlichen Quellen allerdings nicht nachweisbare Bezeichnung einer fränkischen Herrscherfamilie, nämlich der Pippiniden, bei denen er als Personennamen urkundlich nachgewiesen ist, und wie die Sage die Franken früher Merowinger, später nach Karl d. Gr. *Karlinger* nannte, so heißen sie in der *Nibelungen*sage, welche die Burgunden als *Gibichungen* kennt, nach den Vorfahren Karls *Nibelungen*; vergl. *Mythologie d. dtshn. Heldensage* S. 29 fg.

556. Auf den Schmuck des Helmes verwandte man schon in alter Zeit Sorgfalt. Im „*Beowulf*“ wird der Helm „goldzier“, „hell von Golde“, „silberzier, fürstenreifumsangen“ genannt. Uralt ist auch die Sitte, auf dem Helme einen besonderen Hiera zu befestigen; so waren bei den Angelsachsen Eberbilder beliebt, während bei den Cimbern Federbüsche und bei den Skandinaviern Adlerfittiche als Helmschmuck erwähnt werden. Walthar trägt nach V. 334 einen roten Kamm (*rubras cristas*) und Skaramund einen Roßschweif (V. 698) auf dem Helme. Doch scheint der Dichter diese Angaben der Unzeit entlehnt zu haben; vergl. 9, 50; 10, 869; auch *Psychom.* 117. Da Walthar seinen Freund Hagen an dem ihm wohl bekannten Helme desselben aus der Ferne erkennt, so müssen

wir annehmen, daß dieser ein dem Träger eigentümliches Abzeichen hatte. Im „Rosengarten“ C 1158 heißt es von Hagen:

einen silberwizen vanen vuort er in der hant,  
oben ûf sinem houpte zwei güldin wisants horn.

Im „Biterolf“ (V. 9818) führt er eine Burgzinne in der Fahne, während nach der Thidhrefs saga Kap. 184 ein Adler sein Wappentier war: „Högni hatte ein Wappenzeichen auf dieselbe Weise wie König Gunnarr, sein Bruder; sein Schild und seine ganze Rüstung waren mit Silber belegt, und der Adler, der auf seinen Waffen stand, war mit roter Farbe gemalt. Wenn der mit diesem Zeichen versehene und mit Silber belegte Schild im Sonnenschein emporgehoben ward, so glänzte und leuchtete er also, daß niemand lange Zeit dagegen sehen konnte. Diese Einrichtung war weislich, wie von ihm zu erwarten war. Es ist aber nun in den Sagen deutscher Männer verboten, daß keiner einen silberbeschlagenen Schild oder Buckler im Zweikampf tragen soll. Sein Adler war nicht gekrönt, weil er nicht König war.“

Der plastische Helmschmuck, mhd. kroizier, zimier genannt, wird später ein unerläßlicher Zubehör der ritterlichen Ausrüstung, und die Epiker vergessen nicht, ihn bei der Schilderung ihrer Helden zu erwähnen. Vom Ende des 12. Jahrhunderts an finden wir diese oft sonderbaren und abenteuerlichen Zierate, welche gewöhnlich das Wappenbild des Schildes darstellen, häufig abgebildet, und noch heute sind sie ein wesentlicher Bestandteil der Familienwappen.

562. Anerkennung und Vorwürfe seitens der Franken galten bei unsern Vorfahren sehr viel. Nach Tacitus' Germania Kap. 7 waren den Kämpfern die hinter der Schlachtreihe aufgestellten Franken die ehrwürdigsten Zeugen ihrer Tapferkeit, und wurde die Anerkennung aus ihrem Munde als die höchste betrachtet.

564. Walthar demütigte sich vor Gott, indem er „Denie fiel“, d. h. sich mit ausgestreckten Armen in Kreuzesform (mhd. enkriuzestal) auf die Erde warf, eine Ceremonie, der in den Epen öfters gedacht wird, und die auch noch bei den flagellanten üblich war.

581. Kamalo ist wahrscheinlich Kürzung eines mit ahd. gamal = alt zusammengesetzten Namens wie Gamalbold, Gamalbert, Gamalfred oder Verkleinerungsform des Namens Gammo, zu gamal oder zu ahd. gaman = Freude gehörig. J. Grimm entscheidet sich für die adjektivische Bedeutung „der alte“ und erinnert daran, daß in den späteren Dichtungen Ortwin von Metz, Hagens Schwestersohn, ausdrücklich mit dem Beisatze „der junge“ erscheint, woraus geschlossen werden dürfe, daß jener Kamalo eigentlich Ortwin geheißten habe. „Biterolf“ V. 6004 heißt es von ihm: der starp ze fruo in sinen tagen, und seine Witwe wird daselbst V. 2482 erwähnt.

582. Kamalo war Graf von Metz, der im Namen des Königs für Frieden und Recht zu sorgen, die königlichen Einkünfte zu erheben und die Heerbannpflichtigen anzunehmen und anzuführen hatte. Der Amtsbezirk der Grafen war der Gan. Einige hatten ihren Sitz in den Städten, denn diese waren im fränkischen Reiche nicht selbständig, sondern dem Rechte nach den Dorfschaften zu

vergleichen. Sie bildeten nur den Mittelpunkt eines Ganes, waren aber politisch nur ein Teil desselben.

Meß, ursprünglich Divodurum = „Götterburg“ geheißen, was auf ein altes Kultuscentrum deutet, war einst Hauptstadt der keltischen Mediomatrici und wurde später Mettis genannt, ein Name, der aus dem ersten Teile des gen. Völkernamens gebildet ist. Nach dem Untergange des römischen Reiches war Meß als Hauptstadt von Austrasien und Residenz fränkischer Könige ein bedeutender Ort. Vergl. N. 644.

583. Schon den gewählten Fürsten der germanischen Völkerschaften wurden nach Tacitus Geschenke dargebracht. Später verehrte man auch den Königen alljährlich zu bestimmten Terminen, bei den Franken gewöhnlich auf den Reichsversammlungen, Gaben, welche sich aus freiwilligen allmählich in pflichtige verwandelten. Sie bestanden nun nicht mehr wie früher aus einfachen Landesprodukten, sondern aus wertvollen Dingen und wurden von Bistümern, Kirchen und Klöstern, sowie von den weltlichen Großen entrichtet. Ob zu karolingischer Zeit noch das ganze Volk oder nur die Großen solche Geschenke darbrachten, ist nicht ausgemacht. Vielleicht pflegten die Grafen alljährlich die Gaben einzusammeln und dann im ganzen auf der Reichsversammlung abzuliefern.

587. Dergleichen stehende Fragen pflegte man an Fremde zu richten, doch war es Sitte, solche Erkundigungen nicht gleich beim Empfange derselben einzuziehen. Auch hatte Walther die Gastfreundschaft des Frankenkönigs gar nicht beansprucht, so daß er die Frage nach seiner Herkunft als zudringliche Neugier bespötteln konnte. Übrigens ist zu bemerken, daß der Held ohne weiteres dem Kamalo Bescheid giebt, wie auch im alten Hildebrandsliede Hadubrand anstandslos dem ihm unbekannten Vater vor dem Kampfe die Frage nach seiner Herkunft beantwortet. Dies entspricht der Sitte der älteren Zeit, während es später ritterliche Gefplogenheit ist, unter ähnlichen Umständen auf Fragen nach Namen und Geschlecht die Antwort zu verweigern, um sich nicht den Anschein zu geben, als ob man einem Kampfe ausweichen wolle.

618. Daß der König als Oberhaupt des Staates gleich dem der Familie mit „Vater“ angeredet wird, findet man auch in Dichtungen der Karolingerzeit; ebenso wird in der *Ecbasis captivi* der Löwe als König der Tiere „Vater“ genannt.

Den Gefolgsmannen von der auf Kriegs- und Raubzügen gewonnenen Beute freigebig mitzuteilen, war schon bei den germanischen Fürsten Ehrepflicht. Gunther soll hier die gewonnenen Bange seinen Begleitern nicht nur als Eigentum überweisen, sondern der alten Sitte gemäß sich der Schmuckfachen auch sinnlich entäußern, indem er die zu Beschenkenden eigenthändig damit schmückt. Vergl. Nib. 1706: *dar ðz nam si* (die Markgräfin Gotelint) *zweif pouge und spien s'im an die hant*.

621. Vorbedeutende, von der Gottheit gesandte Träume, besonders solche, die ein Unglück voraussagen, spielen wie in den antiken so auch in den deutschen Sagen und Dichtungen eine große Rolle. Ort und Zeit sind dabei von Bedeutung; nach Mitternacht sind die Träume am zuverlässigsten. Gewöhnlich

wird die Zukunft durch Bilder angedeutet, in denen wie hier Tiere handelnd auftreten.

629. Der Name Hagathie (ans hagu und got. thius, ahd. dēo Knecht) ist nach Müllenhoff gleichbedeutend mit ahd. hagustalt und bezeichnet den wehrhaften, tüchtigen, geschickten Mann und Waffengeführten. Vergl. die Erklärung des Namens Hagen in der Anmerkung zu V. 1351.

In der Heldenjage finden wir diesen gewiß alten Namen sonst nicht, vielmehr wird Hagens Vater dort Aldrian genannt. Das Nibelungenlied kennt ihn als einen tapferen Mann Egels, der bei ihm lob und michel êre gewan, Str. 1755.

630. Der unberechtigte Vorwurf der Feigheit, „Argheit“, war die ehrenrührigste Beschimpfung für den Germanen. Nach langobardischem Rechte konnte dieselbe nicht mit Geld gebüßt werden, sondern es war in diesem Falle durch Zweikampf das Recht zu finden; vergl. auch das Hildebrandslied V. 58 fg.

656. Da es bei den Juden als eine religiöse Pflicht galt, dem armen Volksgenossen unentgeltlich zu borgen (Psalm 15, 5; 37, 26 u. a. a. O.), so wurde auch von der christlichen Kirche schon früh das Zinsnehmen verboten, und im Jahre 443 erklärte Papst Leo d. Gr. daselbe auch für Laien als verdammenswert. Seit Karl d. Gr. wurde dieser Grundsatz durch die weltliche Gesetzgebung unterstützt, unter Ludwig d. Fr. ist er als allgemein gültig ausgesprochen, und noch Luther meinte, daß der Zinskauf (Rentenkauf) gewißlich das größte Unglück deutscher Nation und vom Teufel erdacht sei. Bei dem schlechten Ansehen, in welchem das meist den Juden überlassene Anleihen auf Zinsen im Mittelalter stand, liegt in Walthers Worten ein arger Spott.

658. Gewisse, im einzelnen genau begrenzte Vergünstigungen waren dem Reisenden gestattet, um, wenn er keine Unterkunft fand, Speise für sich und Futter für sein Pferd zu beschaffen. Eine Verordnung, nach welcher er ferner anmachen, sein Pferd füttern und Zweige abhauen konnte, findet sich bereits im westgotischen Gesetzbuche. Auch die späteren Weistümer bewilligen dem Reisenden allerhand Freiheiten: er darf sich z. B. 3 Äpfel vom Banne brechen, 3 oder 4 Trauben in die Hand schneiden, den Handschuh voll Nüsse pflücken, auch fischen, wie Walther that, ein Feuer machen auf den Staden und die Fische da kochen, sie aber nicht aus der Mark tragen. Vergl. Altenstatter Weistümer bei Grimm, Rechtsaltertümer, S. 401.

662. Im Recht und Frieden des Staates nimmt nur der Volksgenosse teil; daher hat der Fremde, wenn er nicht Gut und Leben wagen will, den Schutz (mundium) des Landesherrn, der Recht und Frieden handhabt, nötig und muß sich denselben unter Umständen erkaufen. Walther erkennt die Berechtigung des Königs, von ihm einen Zoll zu fordern, zwar an, doch erscheint ihm die brüske Geltendmachung jenes Rechtes wenig ehrenvoll.

687—688. Man hat den lateinischen Text auch so verstanden, daß Kimo der Bruder Kamalos gewesen sei; doch macht der Vergleich mit V. 1008, wo auch zwei Namen für eine und dieselbe Person angeführt werden, wahrscheinlich,

daß der Nefse Kamalos einen Doppelnamen führte, wie solche uns in alten Urkunden nicht selten begegnen.

Kimo, ein abgekürzter Name, gehört vielleicht zu ahd. kimo Keim, Sproß, oder an. gima Spalt, Riß, geimi Schlund, Meer; Skaramund ist von ahd. scara Schar oder scära Schwert und munt Hand, Schutz abzuleiten. Beide Namen sind der Heldensage sonst unbekannt.

690—691. Nach Tacitus' Germania Kap. 21 war es die heiligste Pflicht der ganzen Sippe, den Mord oder Totschlag eines Familiengliedes zu sühnen. Dem nächsten männlichen Verwandten gebührt es, Blutrache (Rache von got. vrikan verfolgen) zu nehmen, doch nicht durch heimlichen und hinterlistigen Mord, sondern durch offene Fehde (ahd. sehida Feindschaft, Streit, Verfolgung). Sogar die weiblichen Familienglieder sind unter Umständen zur Blutrache verpflichtet; so führt Kriemhilde, um den erschlagenen Gatten zu rächen, den Untergang ihres ganzen Geschlechtes herbei. Vergl. Ann. zu V. 1263.

695. Besonders zum Wurfe geeignete leichtere Speere, ahd. gër, kër oder auch spërilin.

702. Walther sieht im Bewußtsein seines Rechtes dem Ausgange des ihm aufgezwungenen Kampfes getrost entgegen, denn nach dem Glauben der Germanen standen die Götter den Kämpfern als Richter zur Seite; vergl. Tacitus' Germ. Kap. 7. In dem angelsächsischen Waldere-Liede spricht Hildegunde zu Walther: „Darum sollst du Gunthers Geprahle beugen, dafür daß er dies Schlagen anhub mit Unrecht zuerst zu suchen.“ Daß es für unrecht galt, den Frieden zu brechen und den Streit anzufangen, ergiebt sich auch aus V. 1287—88.

716. Der Stich unter das Kinn, da der helm gestricket ist, war in der That sehr geeignet, den Gegner sattellos zu machen, und daher auch in den späteren Turnieren beliebt.

718. Dem überwundenen Feinde das Haupt abzuschlagen und dasselbe als Siegeszeichen davonzuführen, war bei den alten Germanen Sitte, wie dies noch heute bei wenig civilisirten Völkern der Fall ist. Germanicus fand beim Besuche des Schauplatzes der Varianischen Niederlage die Bäume mit den abgehauenen Köpfen erschlagener Römer geziert; Tac. ann. I, 61. Das abgeschlagene Haupt des Varns sandte Arminius an den Markomannenkönig Marbod, und nach Frontinus II, 9, 4 ließ er einst auf Lanzen befestigte Römerköpfe gegen den feindlichen Wall tragen. Vergl. auch Aeneis 9, 331; 10, 554; 12, 382; Psichom. 282.

725. Der Name Werinhard, von ahd. warjan wehren, schützen oder warôn bewahren, behüten und ahd. hart stark, kräftig, kühn, kommt in der Heldensage sonst nicht vor.

727 fg. Eine sicher auf den Dichter zurückzuführende Anlehnung an die oben (Ann. zu V. 27) erwähnte Sage von der trojanischen Herkunft der Franken. Die Verse sind dem Virgil entnommen bezw. nachgebildet; vergl. Aeneis 4, 495 fg.

Pandarus, Führer der troischen Lykier, „der glänzende Sohn des Lykaon, dem den Bogen Apollon selber verliehen“ (Homers Ilias 2, 826), wurde von

Athene in Laodokos' Gestalt aufgereizt, einen Pfeil auf Menelaos abzuschießen und durch die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten den Abschluß eines Friedens zwischen Trojanern und Griechen zu verhindern (Ilias 4, 70 fg.). Der verwundete Menelaos wurde von Machaon geheilt. Später verletzte der berühmte Schütze den Diomedes durch einen Pfeilschuß an der Schulter und schleuderte dann vergebens seine Lanze auf ihn, worauf er durch einen Speerwurf des Gegners getötet wurde. (Ilias 5, 95 fg.).

**730 fg.** Über die Beschaffenheit der altdentschen Bogen (ahd. pogo) und Pfeile (ahd. strâla und rîhîl = lat. pilum) belehrt uns u. a. der Fund am Lupfen bei Oberflacht in Württemberg, wo in Bannfârgen 8 zum Teil wohlerhaltene, 6—7 Fuß lange, leicht gekrümmte Bogen aus Eibenholz (*Taxus baccata*) mit stark hervortretenden Griffen entdeckt wurden. Die zu denselben gehörigen Pfeile haben eine Länge von 2 Fuß und sind mit eisernen Spitzen versehen. Die uns sonst erhaltenen zahlreichen Pfeilspitzen sind von verschiedener Form: vierkantig, rautenförmig, blattförmig und widerhakig und teils mit einem Dorne zum Einstecken in den Schaft, teils mit einer Tülle versehen. Die Köcher (ahd. chochar, chochari), welche man an der Hüfte trug, waren aus Holz gefertigt, mit Leder oder Fell überzogen und oft außen schön verziert und inwendig gefüttert.

Bogen und Pfeile waren bei unsern Altvordern beliebte Waffen. Der kühne Hse Uli oder Wali war ein guter Schütze; das Gleiche rühmt die Sage von verschiedenen Helden, z. B. Beowulf, Toko, Siegfried. Zur Zeit Karls d. Gr. war jeder Heerbannpflichtige gehalten, außer Lanze und Schild einen Bogen mit 2 Sehnen und 12 Pfeilen zu führen; in der höfischen Zeit hielt man es jedoch für unehrlich, den Feind durch Schüsse zu töten, und man bediente sich damals in ritterlichen Kreisen des Bogens nur auf der Jagd und bei Waffenübungen. Hornbogen werden in den Epen öfters den Heiden (Hunnen und Sarazenen) beigelegt.

**751.** Der Dichter hat hier wie in V. 981 den sterbenden Recken Jüge Virgilianischer Krieger (vergl. Aeneis 10, 523, 536, 554, 595; 12, 294) verlichen, die jenen nicht zur Fierde gereichen. Den germanischen Helden war die Furcht vor dem Tode im Kampfe fremd; war er ihnen doch wie dem Muselmann ein Mittel, der Freuden des Paradieses theilhaftig zu werden, weswegen greife Helden, denen es nicht vergönnt war, im Kampfe zu fallen, sich selbst die Adern öffneten, um nicht den unblutigen „Strohtod“ auf dem Bette zu sterben und dann zur bleichen Hel zu gelangen. „Von dieser Unerforschlichkeit und diesem Gefaßtsein im Tode sind die nordischen Bücher voll. — — Man faßte den Tod nicht wie ein Ereignis außerhalb des Lebens, sondern als einen notwendigen Teil davon; darnum bangte man auch nicht vor ihm. Und dazu half vor allem eines: das starke Ehrgefühl. Ein Leben in Unehre ist kein Leben; wer aber den Tod in Ehren liebt, lebt so lange die Norderlande stehen werden.“ Weinhold, Altnordisches Leben S. 317 fg. Effehard war nicht berechtigt, den wackeren Gegnern Walthers, die sich so ritterlich, als wäre es ein Spiel, um die Wette in den Kampf mit dem furchtbaren Gegner stürzten, eine solche Todesverachtung und ein solches Ehrgefühl abzusprechen und sie kläglich

um Schonung winseln zu lassen. Seine fehlerhafte Charakterzeichnung wird dadurch nicht besser, daß sie die gepriesene Antike zum Vorbilde hat.

756. Ekkefried von ahd. ekka Ekke, Schneide, Schwert, oder mhd. ege Schrecken und Fridu Friede, Sicherheit, Schutz.

758. Wer sich eines Totschlags schuldig gemacht hatte, wurde als Friedensbrecher betrachtet und, wenn er selbst die Zahlung der gesetzlichen Buße oder die Sippe des Erschlagenen die Annahme derselben verweigerte, der Rache der Familie preisgegeben, die er um so mehr zu fürchten hatte, je zahlreicher und mächtiger die Blutsverwandtschaft des Toten war. Der Totschläger war in diesem Falle aus der Friedensgenossenschaft des Stammes ausgeschlossen, hatte „die Fehde zu tragen“ und konnte als „faidosus“, wo er außerhalb seines Hauses oder des Tempelbezirkes (der Kirche) betroffen wurde, von dem Rächer ungestraft erschlagen werden.

In späterer Zeit tritt statt des Einzelnen die Genossenschaft der freien Männer bezw. der König als Hüter und Rächer des Friedens auf, und es trifft statt der Fehde den Verbrecher die Strafe oder, falls man seiner nicht habhaft werden kann, der Bann, d. i. Erklärung der Friedlosigkeit. Wer sich der Fehde oder der Strafe entziehen will, muß entweder als Ausgestoßener, als wargus, wie der von jedermann verfolgte Wolf umherirren oder den Frieden einer fremden Volksgenossenschaft zu erlangen suchen, wie Ekkefried sich in den königlichen Schutz Gunthers begeben hat.

763. Faunus wird in alten Glossen mit Schrat übersetzt. Die Schrate, auch Waldbluder, Waldmänner genannt, sind wilde, rauhe, zottige Waldgeister, deren Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen sind. Sie hausen einzeln in Wäldern wie der Kagenveit auf dem Fichtelgebirge, der Gübich im Harz und der launenhafte Rübezah in Riesengebirge. „Eine Wildschne um die Linden, Eine Kiefer in der Faust“, finden wir die „wilden Männer“ als Schildhalter des preussischen und anderer Wappen und auf dem Uvers der braunschweigischen „Wildemannsthaler“ dargestellt. Unsere Stelle ist ein Beweis dafür, daß man in älterer Zeit sich den Schrat als groß vorstellte, denn unmöglich hätte Ekkefried den stattlichen Walther mit einem Schrate vergleichen können, wie man ihn sich später dachte, dem kleinen, heiteren, neckischen Schrätlein.

765. Das Wort „fektisch“ bedeutet hier so viel wie ausländisch, fremdartig und bezieht sich auf die Unterschiede im Vokalismus und Konsonantismus, die zur Zeit Ekkehards ebenso wie heutigen Tages die nieder- und oberdeutschen Mundarten charakterisieren. Die von Oberlant, dort her von Zürich und von dem Bodensee, die redent vil anders danne die von Niderlande, von Sachsen, unde sint ouch an den siten ungeliche und an den kleidern. Bertholds von Regensburg Predigten I, 250, 39. Sinrock deutet in seiner Übersetzung eine Eigentümlichkeit des sächsischen Dialektes an, wenn er Walther zu Ekkefried spottend sagen läßt: „Kissfahle, zum Geschenke sticht dir der Skrat diesen Safft.“

766. Daß die Sachsen sich nach der Meinung anderer deutschen Stämme gleich den Schwaben durch Possentreiben auszeichnen (ludendo praeire), hat der Verfasser bislang nur an dieser Stelle des Waltharius gefunden.

772. Der Schußriemen, *amentum* (vergl. Psychom. 324), ist ein in der Mitte des Wurfspießes festgebundener Riemen, vermittelt welches dem Geschosse eine rotierende Bewegung verliehen wird.

781. Da es sich hier nicht um einen Volkskrieg handelt, von dessen Beute der König als Herzog ebenso wie die Mitglieder des Heerbannes nur einen bestimmten Anteil erhält, sondern um einen Raubzug, zu dem ein Senior seine Gefolgsmannschaft aufgeboden hat, so gehört die gesamte dabei gemachte Beute dem Könige, der selbstverständlich als milder Herr seinen Mannen einen angemessenen Anteil zukommen lassen wird.

782. Die übrigen Epen kennen keinen Helden, Namens Hadawart (von ahd. hadu Krieg und wart Hüter, Wächter), doch wirft W. Grimm, Helden Sage 3. A. S. 129 die Frage auf, ob nicht irgend ein Zusammenhang sei zwischen Eckefried und Hadawart des Waltharius und den beiden Fürsten Irnfried von Thüringen und Hawart von Dänemark, die wir im Nibelungenliede an Eghels Hofe finden. J. Grimm spricht sich mit Recht gegen diese Zusammenstellung aus.

793. Man kann annehmen, Hadawart meine, daß sein Feind durch Zauber unverwundbar gemacht worden sei. Dieser Überglaube ist uralte. Odhyn selbst gilt als Erfinder der zauberkräftigen Runenlieder, und im „Hawamal“ Str. 151 singt der Gott:

„Ein fünftes (Zauberlied), kenn ich: fliegt ein Pfeil gefährdend  
Übers Heer daher,  
Wie hurtig er fliege, ich mag ihn hemmen,  
Erschau ich ihn nur mit der Sehe.“

Die angebliche Kunst, „fest“ gegen Hieb und Schuß oder „gefroren“ zu machen, ist auch in neuerer Zeit nicht unbekannt, und diesem Zwecke dienende Segen sind zahlreich überliefert. Eine besondere Art des Festmachens ist die sogenannte „Passauer Kunst“, die im Jahre 1611 von Kaspar Weidhardt, Henker zu Passau, erfunden sein soll; seine mit Fledermausblut beschriebenen Zettel wurden als Amulette am linken Arme getragen. Gegen Pfeile und Kugeln schützende „Nothemden“ müssen auf Christtag von einer reinen Jungfrau gesponnen, gewoben und genäht werden. Auch „eine Salbe von Herenkrant, Unter Zauberprüchen gekocht und gebrant,“ dient zum Festmachen.

794. Der Gebrauch vergifteter Pfeile gegen Landsleute wird im salischen und bairischen Gesetze bei Strafe untersagt. Über die Art des Pfeilgiftes ist uns in älteren deutschen Quellen nichts überliefert. Die Gallier bedienten sich nach Plinius (nat. hist. 27, 11 (76)) zu Jagdzwecken eines aus der Pflanze *limbum* (*Ranunculus Thora* L.) bereiteten Pfeilgiftes, welches nur auf das Blut einwirkte und für den Magen unschädlich war. Die Bewohner der Alpen, in denen die genannte Pflanze wächst, betrieben mit dem präparierten Saft derselben noch im 16. Jahrhundert Handel.

795. Den Schild im Stiche zu lassen, durch dessen feierliche Überreichung in der Volksversammlung der junge Germane wehrhaft gemacht wurde, und der überall sein steter Begleiter war, galt für die allergrößte Schande. Die Auf-

forderung Hadawarts, Walther möge ihm die Waffe herausgeben, ist daher eine überaus schmähliche Zumutung und macht die dringenden Worte erklärlich, mit denen der Held sich selbst ermahnt, alle Kräfte bis aufs äußerste anzustrengen, um sich den Schild nicht entreißen zu lassen.

Während die gewöhnlichen Schilde nur geringen Wert hatten (vergl. Num. zu V. 1276), waren die der Fürsten reich mit Gold, Silber und Steinen geschmückt. Zur Verzierung bediente man sich aber vor allem der Farben, und schon Tacitus meldet (Germ. Kap. 6), daß die Germanen ihre Schilde mit den ausgefechtesten Farben unterschieden. (Vergl. übrigens auch die *picti scuta Labiei Aneis* 7, 796 und *picta arma* das. 8, 588; 11, 660; 12, 281.) Als solche werden in den verschiedenen Quellen schwarz, weiß, gelb, braun, rot und besonders oft grün genannt. Von diesem farbigen Grunde hoben sich die besonderen Schildzeichen ab, teils Arabesken wie auf den Abbildungen germanischer Schilde auf römischen Bildwerken, teils andere, vornehmlich Tierfiguren, die wahrscheinlich in früherer Zeit ebenso wie später beliebt waren. Doch sind diese Bilder ursprünglich nur willkürlich gewählte Abzeichen einzelner Personen und nicht Familienwappen, die vor dem 11. Jahrhundert nicht nachzuweisen sind und erst im 12. und 13. zahlreicher werden. Die jüngeren Epen übertragen allerdings die späteren Sitten auf die Vorzeit und berichten ausführlich über die Abzeichen der alten Helden, die jedoch auch hier mehr als Feldzeichen denn als Familienwappen gelten. Im „Rosengarten“ D 1500 trägt Walther einen lewen von lāsüre im Schilde.

803. Das Vermögen, eine andere Gestalt anzunehmen, haben ursprünglich die Götter, aber auch die Menschen können durch Zauber sowohl andere verwandeln als auch selbst durch Anlegung eines Zauberhemdes (Wolfshemdes, Schwanenhemdes), eines Gürtels oder eines Ringes Tiergestalt annehmen, besonders die von Wölfen (Werwölfen), Katzen und Vögeln.

Odhin 3. B. verwandelt sich, um Suttungs Met zu gewinnen, in einen Wurm und darauf in einen Adler und wird von dem Eigentümer, der sein Adlerhemd angelegt hat, in der Gestalt dieses Vogels verfolgt. Die Verwandlung in Wildgänse, Schwäne, Habichte und Krähen wird in Sagen oft erwähnt. Man vergleiche übrigens die Worte, welche Aeneas an seinen Gegner Turnus richtet; Aneis 12, 892.

815. Unter dem Elfenbeine ist der elfenbeinerne Handgriff des Schildes zu verstehen.

820. Vergl. Num. zu V. 1276.

843. Diese symbolische Handlung findet sich bei verschiedenen Völkern. Vergl. 2. Lied von Helgi dem Hundingstöter Str. 29:

„In der frühe siel bei Giötlurlundr  
Der Edlinge edelster unter der Sonne.  
Viel Fürsten setzt' er den Fuß auf den Hals.“

Auf römischen Münzen sieht man den Kaiser oder die Siegesgöttin dargestellt, wie sie mit einem Fuße den Barbaren auf den Hals treten, und von

dem Persefönige Sapor wird erzählt, daß er, so oft er zu Pferde stieg, dem im Jahre 260 gefangen genommenen römischen Kaiser Valerian den Fuß auf den gekrümmten Nacken gesetzt habe. Shakespeares „Macbeth“ IV, 3: When I shall tread upon the tyrant's head Or wear it on my sword — —.

846. Der in der Helden sage sonst nirgend genannte Name Patafried ist abzuleiten von an. bödh, ags. beadu (ahd. patu) Kampf und ahd. fridu Friede, besonders im Sinne von Sicherheit, Schutz.

848. Daß bei den alten Deutschen die Verwandtschaft zwischen Nissen und Oheim mütterlicherseits als eine besonders nahe betrachtet wurde, sagt auch Tacitus Germ. Kap. 20. Diese Anschauung geht auf jene uralte gynäkokratische Periode zurück, in der man noch keine festen ehelichen Verbindungen kannte und bei der Unsicherheit der Vaterschaft die Mutter als das Familienoberhaupt ansah, also statt des späteren Patriarchats das Matriarchat bestand. Man gab dem Sohne oft den Namen des Mutterbruders und empfahl ihn diesem gern zur Erziehung und zum Schutze. Wie hier Hagen um Patafried so ist der alte Hildebrand im Nibelungenliede um seinen vorlauten und voreiligen Nissen Wolfhard besorgt, als dieser sich auf den kühnen Volker stürzen will, und in „Alpharts Tod“ warnt er vergebens den anderen Sohn seiner Schwester, den jungen Alphart, allein auf die Warte zu ziehen.

851. Den griechischen Parzen entsprechen in der nordischen Mythologie die drei Schicksalsgöttinnen Urd, Verdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft), „Nornen“ genannt, „die Mädchen, welche aller Menschen Lebenszeit bestimmen“ und an Urds Brunn bei der heiligen Welt- esche in einem Saale wohnen. Bei den Deutschen werden die drei Schwestern „Heilrätinnen“, „Feinen“ (Feen), „Metten“ (die Abmessenden), „Schepfen“ (die das Schicksal Schaffenden) oder „Gachschepfen“ (die ein jähes Schicksal Schaffenden) genannt, welche in vielen Sagen und Kinderliedern eine Rolle spielen. Sie spinnen und weben das Schicksalsgewand und schnüren die Schicksalsfäden („Mädchenommer“, „Altweiberommer“).

In der Innsbrucker Waltharinshandschrift, in welcher sich über dem Worte Parcae „die schepfen“ geschrieben findet, scheint der Versuch gemacht zu sein, die Stelle der deutschen Auffassung anzupassen, denn es ist dort statt (fila) legunt geschrieben ligant, was man auf das Knüpfen der Schicksalsfäden oder auch auf das Weben des Schicksalsgewandes beziehen könnte. Allein die deutschen Göttinnen verrichten ihr Geschäft bei der Geburt des Kindes, während die antike Vorstellung, daß die Parzen den Lebensfaden beim Tode des Menschen zu Ende spinnen und abschneiden, allein der im Waltharius geschilderten Sachlage entspricht.

857. Die von Hagen über die verderblichen Folgen der Habsucht angestellte Betrachtung, welche nach Gevder „den ruhigen, epischen Gang des Gedichtes auf eine ungehörige Weise unterbricht“, trägt allerdings einen lehrhaften, geistlichen Charakter, erinnert aber gleichzeitig an den Fluch des Goldes, den die Sigurdsage in der älteren Edda (vergl. Simrock S. 189 fg.) veranschaulicht. Zweites Lied von Sigurd dem Fasnistöter Str. 5:

„Nun soll das Gold, das Guir hatte,  
Zweien Brüdern das Ende bringen  
Und der Edellinge acht verderben:  
Mein Gold soll keinem zu gute kommen“.

Lied von Jafnir Str. 9:

„Aber eins verkünd' ich dir:  
Das gellende Gold, der glutrote Schatz,  
Diese Ringe verderben dich!“

864. „Sô der man ie mê gewinnet,  
Sô erz guot ie sêrer minnet.“

867. Niflheim, die Nebelwelt, der Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen, ist nach germanischem Glauben ein im Norden, tief unter der Menschenwelt gelegener Raum (ahd. hellagrund), eine Vorstellung, welche auch das Christentum beibehielt. Im Walthariliede vermengen sich übrigens antike und christliche Anschauungen über das Jenseits, denn während in V. 526 und 1037 der Tartarus und V. 915 und 1327 der Orcus als gemeinsamer Aufenthaltsort aller Verstorbenen gedacht wird (nach germanischem Glauben gelangen nur die im Kampfe Gefallenen nicht zur Höl, sondern zu Odhin nach Walhalla), ist in V. 867 bezw. 1167 deutlich unterschieden zwischen dem Erebus, wo die Verdammten Jenerpein (ahd. hellawizi) erleiden, und den himmlischen Reichen der Seligen.

872. Auch in „Alpharts Tod“ wird, als der junge Held auf die Warte reiten und sich allein in große Gefahr begeben will, als letzter Beweggrund zum Bleiben vergeblich die Rücksicht auf seine Mutter (in diesem Falle allerdings Nuhme und Pflegemutter) und sein ihm jüngst angetrautes Weib angeführt, und zwar von den betreffenden Personen selbst.

876 fg. Wenn in den deutschen Epen die Helden auch körperliche Schmerzen standhaft und lautlos ertragen und noch über dieselben zu scherzen vermögen (vergl. V. 1423), so geben sie dagegen ihren Seelenleiden sehr oft in leidenschaftlicher Weise Ausdruck, abweichend von den nordischen Recken, welche den seelischen Schmerz auch bei dem Tode lieber Freunde und Verwandten in der Brust zu verschließen wissen. Vergl. übrigens des Dichters Vorbild Aeneis 4, 30 und Ecl. 3, 79.

893. Bei heftiger Gemütsbewegung strömt nach mittelalterlicher Vorstellung das Blut vom Herzen nach der Seele, die man sich als ein vom Körper gesondertes persönliches Etwas dachte. So heißt es bei Reinmar d. A., Bartsch, Dtsche. Liederdichter XV, 220 fg.:

Dô man mir seite, er wære tôt,  
zehaut wiel mir daz bluot  
von herzen ûf die sêle mîn.

899. Der Keiler pflegt, wenn er sich in Gefahr befindet oder verwundet ist, zu schnaufen und zu „wehen“, indem er die Hauer der unteren Kinnlade an den Eckzähnen der oberen klappernd reibt, ein Zustand, in welchem das Tier

sehr gefährlich ist, und der gewöhnlich seinem wütenden Angriffe voransgeht. Auch sonst werden in den Epen die wütenden Kämpfer mit Ebern verglichen.

909. Walthers Speer muß wie das römische Pilum auch an seinem unteren Ende eine Spitze gehabt haben.

914. Der erste Teil des Namens Gerwit, den die Heldensage nicht kennt, ist unzweifelhaft ahd. *kêr*, mhd. *gêr* Wurfspeer, während der zweite zu wind weiß, glänzend, oder auch zu wit weit gehören kann. Der Stamm *wid* scheint sich auch mit anderen (*wig* Kampf, *wih* Heiligtum) vermischt zu haben.

918. Die zweischneidige *Art* (*bipennis*) wurde sowohl zum Wurfe als auch zum Nahkampf gebräucht. Die bisherigen Übersetzer haben die Stelle so aufgefaßt, als ob Gerwit sein Veil Walthers nach dem Kopfe geworfen habe. Doch wird V. 931 Gerwits kürzere Waffe ausdrücklich dem langen Speere seines Gegners entgegengesetzt, und da nirgends gesagt ist, daß er zu einer andern Waffe gegriffen habe, so muß er die Streitart auch bis zum Ende des Kampfes in der Hand behalten haben.

Die Streitart wurde zwar, wie auch unser Dichter bezeugt, vorzugsweise von den Franken geführt und daher *Francisca* genannt, doch ist sie auch bei den anderen deutschen Stämmen teils durch Geschichte und Dichtung, teils durch Gräberfunde nachgewiesen. Später wurde sie durch das Schwert mehr und mehr verdrängt, und auch Ekkehard macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die *bipennis* vor seiner Zeit gebräuchlich war.

Eine Doppelart ist uns nach Lindenschmit nicht erhalten; doch befindet sich ein solche aus Bronze im naturwissenschaftlichen Museum zu Weimar. Die in fränkischen Gräbern gefundenen, ziemlich leichten, einschneidigen, 14—16 cm langen *Artklingen* sind nach aufwärts geschwungen und hatten wahrscheinlich einen kurzen, leicht nach rückwärts gekrümmten Stil. Einige Fundstücke zeigen eine den heutigen *Art*en ähnliche schmale, gerade Form, wieder andere haben sehr breite Schneiden, zum Teil solche, die unserem *Zimmermannsbeile* gleichen.

956. Wettläufe wurden bei den Germanen von früh auf geübt und waren besonders bei den Nordländern beliebt; man vergl. „*Gylfaginning*“ Kap. 46, wo *Thialfi*, *Thors* Begleiter, sich mit *Hugi* (dem Gedanken) in der „guten Kunst“ des Wettlaufens mißt. Auch in höfischer Zeit pflegten sowohl Knaben als Erwachsene sich wie in anderen Leibesübungen so auch im Laufen zu messen; z. B. läßt sich im *Nibelungenliede* Siegfried von Hagen und Gunther bereden, mit ihnen um die Wette nach dem verhängnisvollen Brunnen zu laufen. Auch Wettrennen zu Pferde um eingesezte Preise waren bei den germanischen Stämmen nicht unbekannt und vorzüglich im Norden üblich.

963. *Randolf*, ein der Heldensage unbekannter Name, aus ahd. *rant* Schild und *wolf* Wolf zusammengesezt; er ist schwerlich identisch mit *Randolf* von Ancona, wie J. Grimm meinte.

965. *Wieland*, an. *Völundr*, in der *Thidhrefsaga Vélint*, ags. *Veland*, altfranz. *Galans* genannt (von altnordisch *vél* artificium; der Name bedeutet „geschickt in der Unfertigung von Kunstwerken“), nach J. Grimm ursprünglich ein die menschliche Natur überschreitender Waldgott, Sohn des Wasserriesen *Vadi*,

ahd. Wato, und der Meerfrau Wächilt, wurde von seinem Vater bei dem kunstreichen Zwerge Mime, Mimir, in die Lehre gegeben und „war der kunstreichste Mann, von dem man in alten Sagen weiß“. Er zimmerte aus einem Baumstamme das erste Boot und entfloh, von König Nidudr (Nidung) gelähmt, aus dessen Gefangenschaft mit Hülfe des von ihm erfundenen flügelkleides. Des Königs Tochter Baduhilt gebiert ihm den sagenberühmten Wittich. Wieland ist als Verfertiger von berühmten Schwertern (Mimming, Adolake u. a.), Helmen, Rüstungen und Beckern bekannt. Wieland bedeutet dann auch einen kunstfertigen Schmied überhaupt und Wielandia fabrica wie „Beowulf“ 455 Velandes geveorc und ähnlich ἔργον ἡλεκτότοιο Odysf. 4, 617 und 15, 116 demnach eine ausgezeichnete Schmiedearbeit. Doch haben wir hier eine solche allgemeine Bedeutung wohl nicht anzunehmen, da sich in der Walthersage deutliche Beziehungen auf die Person Wielands finden: die angelsächsischen Waldere-Bruchstücke nennen Velandes gevorc, das Schwert Mimming, und Wielands Sohn Vidga = Wittich.

971. Auch Wolsfdietrich werden von seinem Gegner, dem Heidenkönige Velian, im Kampfe mit dem Wurfmesser zwei Locken fortgeschnitten, und im Rolandsliede V. 8531 schlägt König Paligan dem Kaiser Karl den Helm samt dem Haar vom Haupte. Beide bleiben aber wie Walthar im übrigen unverletzt.

Bei unsern Altvordern waren lange, bis auf den Nacken herabwallende Haare das Abzeichen des edlen und freien Mannes, und besonders die merowingischen Könige zeichneten sich durch lange Locken aus, weswegen sie criniti genannt wurden. Zur Zeit der Karolinger pflegten die Franken das Haar nach römischer Sitte zu verschneiden, doch kam in der Folge wieder die alte Tracht zu Ehren. Geschorenes Haar trugen die Knechte und ebenso als Diener Gottes die Geistlichen, Mönche und Nonnen. Daher ist das Scheren etwas Entehrendes für einen freien Mann, und für den Merowing hat es den Verlust der Herrscherwürde zur Folge. Wer jemandem an Locken oder Bart griff oder diese gar abschchnitt, mußte nach burgundischem Rechte den Schimpf schwer büßen. Walthar nimmt das Abschneiden seiner Locken auch gewaltig übel, und im V. 991 wird er von dem Feinde wegen des Verlustes seiner Fierde verspottet.

Das Scheren ist auch eine schimpfliche Strafe, die nach Tacitus' Germ. Kap. 19 bei Ehebrecherinnen angewandt wurde und auch noch später neben dem Brandmarken, Geißeln, Schinden und Blendern bei Männern öfters vorkommt.

980. Vergl. Anm. zu V. 562.

982. Helmuod ist wohl nicht identisch mit dem im Nibelungenliede, in Alpharts Tod und im Ortnit vorkommenden Helden dieses Namens. Ahd. hēlm, zu hēlan hēhlen gehörig, bedeutet verbergende, schützende Hülle, ahd. nôt Drangsal, Mühe, Not des Kampfes.

983. Unter dem Dreizack, tridens, haben wir nicht etwa das bekannte Attribut des Neptun, sondern eine merkwürdige, auch noch im späteren Mittelalter im Norden gebräuchliche Waffe zu verstehen, welche vielleicht dem römischen Pilum nachgebildet ist. Diese harpunenähnliche, mit einem etwa 4 Fuß langen Eisen versehene Hakenlanze wird sonst ango oder angon genannt und bei Agathias († um 582) 2, 5 folgendermaßen beschrieben: „Die Angonen sind nicht ganz

kurze, aber auch nicht sehr lange Speere, zum Wurf tanglich wie zum Kampfe in der Nähe. Sie sind zum größten Teil mit Eisen bedeckt, so daß vom Holze nur wenig und kaum so viel, als für das untere Beschlüge hinreicht, zu sehen ist. An dem oberen Teile des Speeres ragen jedoch auf beiden Seiten gekrümmte Spitzen vor, welche hakenförmig zurück und abwärts gebogen sind. Im Kampfe wirft der fränkische Krieger den Mugon, der, sobald er den Körper trifft, überaus tief eindringt und vom Verwundeten nicht herausgezogen werden kann der Widerhaken wegen, welche furchtbare und tödliche Schmerzen verursachen. Sieht dies der Franke, so springt er hinzu, drückt durch einen Tritt auf den Speer mit der Last seines Körpers den Schild des Gegners herab und tötet den nun Unbedeckten mit der Axt oder einem anderen Speere.“ Mit dieser Beschreibung stimmen die uns erhaltenen Fundstücke überein.

992. Die Wucht, mit welcher die unwiderstehliche, heimliche Waffe dahersaust, ist durch den gewählten Vergleich treffend zur Anschauung gebracht. Mit Iintwurm, schutwurm geben alte Glossen das auch im Waltharinstege stehende *jaculus*, griechisch *ἀζορτίας*, wieder. Unter der afrikanischen Schießschlange, von der Plinius n. a. erzählen, ist nicht der in den naturwissenschaftlichen Büchern als *Eryx jaculus* bezeichnete „pfeilartige Roller“ zu verstehen, eine nur etwa 70 cm lange und fingerdicke Schlange, die in den östlichen Mittelmeerländern im lockeren Sande lebt, sondern wahrscheinlich die Riesenschlange der alten Welt, der Python. Dieser lauert, um Bäume geringelt, auf seine Beute, auf die er mit lautem Hissen blitzschnell lospringt. Von der Größe, Stärke und Gefährlichkeit dieser Tiere machten sich die Alten gleich den heutigen Eingeborenen Afrikas übertriebene Vorstellungen. So wird erzählt, daß die römischen Soldaten des Regulus in Afrika eine 120 Fuß lange Schlange vermittelst großer Schlendermaschinen erlegt hätten, und man glaubte, daß die Riesenschlangen Hirsche, Büffel und Leoparden verschlingen könnten. In der That erreichen die Pythonen, von denen Afrika vier Arten beherbergt, nur eine Länge von 5—6 Metern und vermögen höchstens Tiere bis zur Größe eines Rehes oder Schafes zu verschlucken, während sie den Menschen fressen.

Der Vergleich des Speeres mit einer Schlange ist echt germanisch. Auch das Schwert dachte man sich als eine Schlange, die zischend aus der Scheide auf den Feind losfährt; in den angelsächsischen Dichtungen „Judith“ und „Elene“ heißen die Schwerter „Kampfnattern“.

1000. Das Wort *aesculus* im Texte haben einige mit Esche wiedergegeben und in der Stelle eine Anspielung auf die Weltesche *Yggdrasil* erblicken wollen. Von ihr sagt „Gylfaginning“ Kap. 15: „Diese Esche ist der größte und beste von allen Bäumen: seine Zweige breiten sich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die sich weit ausdehnen: die eine zu den Äsen, die andere zu den Himthursen, wo vormals Gimungagap war; die dritte steht über Niflheim.“ Und „Völuspá“ Str. 48 heißt es:

„Yggdrasil zittert, die Esche, doch steht sie,

Es rauscht der alte Baum, da der Riese frei wird.“

Aesculus wird allerdings in alten Glossaren unter anderm mit Esche übersetzt, allein wir haben es hier unzweifelhaft mit einer Reminiscenz aus Virgil zu thun. Im klassischen Latein bedeutet aber aesculus eine Eichenart, entweder die Winteresche (*Quercus robur*, Willd.) oder die Speisesche (*Quercus esculus*, L.). Die von Effehard benutzte Stelle (Georg. 2, 290 fg.) lautet in Voß' Übersetzung:

„Aber der Baum wird tiefer hinab in die Erde geheftet,  
Jupiters Esche zumal: die, wie weit ihr Haupt zu des Äthers  
Küsten sie hebt, gleich weit in den Tartarus streckt die Wurzel.  
Denn kein Winter vermag, kein Sturm noch Regengenuß sie  
Umszudrehn; sie steht unbewegt, und viele der Eifel,  
Viel umrollende Leben besiegt ansdauernd ihr Alter.“

1008. Eleuther ist eine wohl aus metrischen Gründen vorgenommene Kürzung des Namens Eleutherus oder Eleutherius (griech. *ἐλευθερος* frei) und dieser entweder Übersetzung eines deutschen, von ahd. *frī* abgeleiteten Namens, wie Frihals, Friher, Frimunt, oder Umgestaltung von Leutheri, Liuthere.

1009. Argentoratum, die Hauptstadt der germanischen Triboer, wird zuerst im 6. Jahrhundert Straßburg genannt (bei Gregor von Tours *Strataburgum* und *Strateburgum*), ein Name, den die Stadt als Knotenpunkt der von Frankreich nach Deutschland und den Rhein entlang führenden Hauptstraßen erhalten hat. Das keltische Argantorate ist schon in fränkischer Zeit mit lat. *argentum* Silber in Beziehung gebracht und in *Argentaria*, *Argentea*, *Argentina* (so auch im Waltharius) umgewandelt. Han, das Seelzagende Elsaß, 1676, S. 246: „Die Namen *Argentina* oder *Argentoratum* soll sie bekommen haben ab *Argento* vom Silber, das ist von den Römischen Gölten und Schatzungen oder großen gesammelten Hauffen Silbers, dann die Römer eine Rent-Cammer allhie gehabt, daher sie auch von ehlichen Silberthal genennet worden. Der Name Straßburg soll ihr zu erwachsen seyn von dem grausamen Wütherich Attila, der Hunnen oder damahligen wilden Ungarn König, welcher auch *Argentanam* zerstöret, eine Strasse hindurch und zu einem offenen Dorff gemacht, worauf sie an Statt des vorigen Römischen Namens *Argentinae* oder *Argentorati* *Stratiburgicum*, *Stratopolis* und *Straßburg* genannt worden.“ Der Name *Argantorate* hat mit Silber direkt nichts zu thun, sondern bedeutet wahrscheinlich „Steindenkmal des Argantos“, ein Personenname, der sich auch in anderen Ortsbezeichnungen findet und allerdings mit bretonisch *argant*, lat. *argentum* verwandt ist.

Trogus ist wohl Latinisierung von Trôgo, Truogo, Drôgo, Druogo, eines vom 7. Jahrh. an in fränkischen Quellen öfters vorkommenden, vermutlich zu goth. *driugan* (Kriegsdienste thun, kämpfen) gehörigen Namens, gekürzt aus Trôgulf, Truogheri o. ä.

1010. Speier, eine Stadt der germanischen Nemeter, hieß einst *Noviomagus* („Neuenfeld“) und wurde im frühen Mittelalter nach dem bei der Stadt in den Rhein mündenden Bache *Spira* genannt.

Tanaist, ein sonst nicht belegter Name, bedeutet nicht „Tannenast“, wie J. Grimm meinte. Nach R. Kögel, *Lit.-Gesch.* I, 2, 318 ist der erste Teil jenes Nomen ungewisser Bedeutung, das sich in dem Namen der Dänen und in Dana-

fridus, Tenihart, Dano 2c. findet, während ast in Airastus, Hainastus, Astolt 2c. wiederkehrt und wahrscheinlich „fest“ bedeutet; vergl. got. astafs Wahrheit, ge-  
wisser Grund.

1023. Vergl. V. 199 und 414.

1036. Aedes = Gehäuse, Schwertscheide. Die Scheiden der Schwerter waren von Holz. Der „Mönch von St. Gallen“ giebt 1, 54 eine genauere Beschreibung derselben: „Das Schwert wurde erstlich durch die (hölzerne) Scheide, dann durch Leder, drittens durch sehr weißes, mit hellem Wachs gestärktes (also wasserdichtes) Leinen so umgeben, daß es mit seinen in der Mitte glänzenden Kreuzchen (das sind metallene Verzierungen, die mitten auf der Scheide in einer Reihe fortlaufen) zum Verderben der Heiden dauerhaft erhalten wurde.“ Besonderezierden der Scheide bildeten das metallene Mundstück, die Randleisten, das Ortband und die Beschläge zur Befestigung des Wehrgehänges. Auch scheint man das äußere Leder kunstreich verziert und dadurch der Scheide einen höheren Wert verliehen zu haben. Die Scheide von Trogus' Schwerte war wohl mit einem grünen Stoffe überzogen. Man hat auch an grün schimmernde Edelsteine gedacht, mit denen die Scheide besetzt war.

1040. Im Terte: Nec manes ridere videns.

Manes sind bei den Römern eigentlich die wohlwollenden, gutartigen Seelen der Verstorbenen zum Unterschiede von larvae und lemures, doch schwankt der Begriff, und das Wort bezeichnet auch gespenstische Wesen. Bei Notker, Marciauns Capella 53 finden sich die Übersetzungen: manibus refutatis = dien unholden ferworfenen; manium = dero unholdon goto und in jüngeren Wörterbüchern: totenmenschen-sel, hell-sel, hellisch sel o. schatten, geister by den greberen der totden u. s. w. J. Grimm führt in seiner Mythologie 4. N. S. 789 zur Erklärung dieses Verses eine norwegische Sage an: Seelen, die nicht so viel Gutes gethan haben, daß sie den Himmel, nicht so viel Böses, daß sie die Hölle verdienen, Trunkenbolde, Spötter, feine Betrüger, sollen zur Strafe bis ans Ende der Welt umreiten. Ihre Rosse sind kohlschwarz mit glühenden Augen und werden mit feurigen Stangen und eisernen Zäumen gelenkt; von fern vernimmt man den Lärm des Hantens. Wo sie Schlägerei, Mord und Trinkgelage erwarten, da kommen sie und setzen sich über die Thür. Solange noch keine Unthat begangen wird, halten sie sich ruhig; erfolgt sie aber, so lachen sie laut auf und rasseln mit ihren Eisenstangen.

Dieser gespenstische Zug reitet jedoch nur in der Zulzeit um. Wie haben daher hier wohl an solche unselige Geister zu denken, die an die Stätte, wo sie starben oder begraben wurden, gebannt sind und dort spuken, an die Seelen der eben von Walther Erschlagenen oder vielleicht an die von den „blutigen Räufern“ (V. 496) früher an der Kampfstätte Ermordeten.

Man vergleiche auch Simrock, Mythologie 4. N. S. 424: „Im „Morolt“ erscheinen Geisterjahren, welche der im Kampf Gefallenen und ihrer Seelen warten, weiße, bleiche und schwarze; die weißen sind Engel, die schwarzen Teufel, die bleichen scheinen im Fegefeuer wohnende Verwandte der Streiter, so daß die drei christlichen Seelenaufenthalte vertreten sind, was auf kein hohes Alter weist.“

Das Fachen der Geister erinnert an den grinsenden Tod in V. 850. Nach Streckf. kann manes auch als „Unterwelt“ aufgefaßt werden, so daß die Stelle bedeuten würde: „er sieht nicht, wie schon die Unterwelt, die Hölle ihn angrinst, ihr Maul aufthut, um ihn zu verschlingen“. Auch weist er hin auf den weit verbreiteten Glauben, daß die abscheidende Seele von den umherschweifenden Seelen früher Verstorbenen abgeholt wird, denen man vielleicht im Augenblick, wo der neue Genosse ihnen auheimfällt, den Ausdruck höhnischen Triumphes oder freudiger Begrüßung zuschreiben kann. Ich bemerke hierzu, daß der Mönch Gerald kurz vor seinem Abscheiden in einer Vision den hl. Johannes vor sich sah und die Klosterbrüder sagten, der Heilige habe ihn gerufen und der Sterbende den ihm im Tode Erscheinenden begrüßt; vgl. Casus Sti. Galli Kap. 125.

1041. „Nur so“, nämlich in dem beschädigten Zustande.

1059. Unter torques verstehen einige hier einen goldenen Halsring, ahd. halspoug, wie er häufig in germanischen Gräbern gefunden wird. Diese Ringe sind oft aus zwei teilweise aufeinander liegenden, nach oben sich verzüngenden Teilen gebildet, doch kommen auch einfache vor, die wie zwei zusammengedrehte Ruten aussehen. Diese Ringe werden oben durch zwei ineinander greifende Haken geschlossen. Die Halsbange, in älteren Quellen öfters erwähnt und noch im Rolandsliede allerdings als ein seltsamer Schmuck genannt, scheinen mit der heidnischen Zeit verschwunden zu sein. Ob in unserer Dichtung ein solcher Halsschmuck gemeint ist, erscheint zweifelhaft; mir wenigstens ist es nicht klar, wie Walthar mit einem steifen Ringe seinen Gegner erwürgt haben sollte. Dazu ist weit eher eine goldene Kette geeignet, wie sie der Sage nach Hatto von Mainz († 913) anfertigen ließ, um den nachmaligen König Heinrich von Sachsen damit bei einem Gastmahle zu schmücken und dabei zu erdrosseln; vgl. Widukind 1, 22.

1083. Die Bezeichnung Gmthers als „das Haupt der Welt“ ist ein Anachronismus. Der Dichter denkt an die spätere Zeit der Karolinger, als der Frankenkönig wegen seiner ausgedehnten Macht, sowie wegen seiner Stellung als Schutzherr der christlichen Kirche und Patricius der weltbeherrschenden Roma für den ersten Herrscher Europas bezw. der Welt und Nachfolger der alten römischen Imperatoren betrachtet wurde. Auch in der Folgezeit, als die Westfranken sich längst vom Reiche getrennt hatten, blieb die Idee der weltbeherrschenden Stellung des deutschen Kaisers lebendig, dem gegenüber die Herrscher anderer Reiche öfters als Unterkönige bezeichnet wurden.

Noch in der „goldenen Bulle“ vom Jahre 1356 heißt der Kaiser „das zeitliche Haupt der Welt“, und Kaiser Maximilian I. nannte sich „in aller und ganzer Christenheit obrist Herr und König.“

1109. Dem germanischen Gefolgsmann soll die Ehre und das Wohl seines Herrn über alles gehen. „Schimpf und Schande fürs ganze Leben ist es, sagt Tacitus Germ. Kap. 14, den Herrn überlebend aus der Schlacht gewichen zu sein. Ihn zu schützen und zu schirmen, auch seine eigenen Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen, ist die vorzüglichste Kriegerpflicht; die Herren kämpfen um den Sieg, die Gefolgsleute für den Herrn.“

Die nämliche Anschauung finden wir u. a. auch im „Beowulf“ V. 2653 fg.  
„Nicht schicklich dünkt es mir, daß wir Schilde tragen  
Wieder fort zur Heimat, wenn wir zuvor nicht mögen  
Den Leidigen (Drachen) fällen und das Leben schützen  
Des Wedererkönigs.“

Doch der greise Beowulf erliegt den Wunden, die ihm der giftige Lindwurm beigebracht hat, denn

V. 2882 — „So wenig der Beschützer  
Drangen um den König, als die Bedrängnis kam.  
Es wird das Schatzempfangen und die Schwertspende,  
All die Erbsitzwonne euerem Geschlechte  
Und die Liebe nun erliegen: des Landbesitzes  
Muß der Männer jeder aus der Magschaft nun  
Verlustig wandern, wenn der Leute Kinder  
fernhin eure Flucht erfahren werden,  
Die treulose That. Der Tod ist besser  
Für der Leute jeden denn ein Leben voller Schmach!“

1126. Der Kuß, den Gunther Hagen giebt, ist ein Süßnekuß, das Symbol vergessener Feindschaft und erneuerter Zuneigung. Wolfram von Eschenbach, Willeh. 69, 5: Kusse mich, verkius gein mir, Swaz ich ie schult getruoc gein dir.

1131. Thyle oder Thule war bei den Alten das äußerste nordwestliche Land und, wie Pomponius Mela 3, 6 sagt, in griechischen und römischen Gedichten gepriesen. „Dasselbst sind, weil die Sonne dort aufgeht, um erst lange Zeit hernach unterzugehen, die Nächte immer kurz, aber im Winter wie anderswo dunkel, im Sommer hell, weil die Sonne, welche sich während dieser Zeit schon höher erhebt, obwohl sie selbst nicht wahrgenommen wird, doch durch den nahen Glanz die Nachbarschaft erleuchtet. Während der Sonnenwende aber giebt es gar keine Nächte, weil die Sonne, dann schon sichtbarer, nicht nur ihren Glanz, sondern auch sich selbst zum größten Teile zeigt.“ Weil die Sonne Thule nach obiger Anschauung so lange Zeit bescheint, nennt Ekkehard die Insel hier der Sonne „bekannt“ (notam Thilen).

Nach Pytheas von Massilia, der um 330 v. Chr. bis zum Nordende der britischen Inseln und zu der deutschen Nordseeküste reiste, war die Insel Thule das äußerste Land, welches die damaligen Einwohner Großbritanniens kannten. Er verlegt es fälschlich schon in die Polarregion, weswegen man an das den Polarkreis berührende Island gedacht hat. Auch hat man Thule für einen Teil von Norwegen und für Jütland gehalten. Bei der ersten Umschiffung Britanniens durch eine römische Flotte im Jahre 84 n. Chr. wurde nach der Entdeckung der Orkaden Thule von ferne erblickt, aber nicht erreicht, weil nur bis dahin der Befehl lautete. Vergl. Tacitus' Agricola Kap. 10. Ohne Zweifel haben wir unter dem Lande die Gruppe der Shetland-Inseln, deren größte Mainland ist, zu verstehen.

1132. Die Iberer sind ursprünglich die Anwohner des Ebroflusses (vasq. ibarra Stromthal), dann alle Bewohner der Pyrenäenhalbinsel.

1134. Ansonien ist zunächst das Land der Ansoner von der Grenze Latiums bis an den Sarnus in Campanien und steht dann poetisch für ganz Italien.

1140. Vergl. V. 568.

1149. Im Wasgau hausten noch heutigen Tages Wölfe.

1158. Die altnordische Sitte forderte, daß man Tote, auch im Kampfe getödete Feinde, bestatte oder doch ihren Kopf verhülle und die Leiche mit einem Tuche bedecke. „Sigrdrifumal“ Str. 33—34:

„Das rat ich dir neuntens, nimm dich des Toten an,  
Wo du im Feld ihn findest,  
Sei er siedetot oder seetot  
Oder auch am Stahl gestorben.

Ein Hügel hebe sich dem Hingegangenen,  
Gewaschen seien Haupt und Hand.  
Zur Kiste komm' er gekämmt und trocken,  
Und bitte, daß er selig schlafe.“

In der Hervarar-Saga bestattet Odd die elf von ihm erschlagenen Berserker. Da Walthar keine Zeit hat, die von seiner Hand gefällten Feinde zu begraben, so bereitet er die Leichen wenigstens zur Bestattung vor und überläßt diese selbst den Angehörigen der Toten.

1159. Unsere heidnischen Vorfahren knieten beim Beten wahrscheinlich entblößten Hauptes nieder und falteten die emporgehaltenen Hände zum Zeichen der Selbsterniedrigung. Sie blickten beim Anrufen Odhins nach Osten, sonst nach Norden, dem Sitze der Götter, weswegen die mitternächtliche Himmelsgegend von den Christen als furchtbare Ecke, als Sitz des Teufels angesehen wurde. Die alten Christen schauten beim Gebet nach Osten und hoben dabei wie die Griechen und Römer gleichsam, um von oben die Gabe zu empfangen, die flachen Hände zum Himmel empor oder beteten mit ausgebreiteten Armen, so daß die ganze Figur die Gestalt eines Kreuzes bildete, wie dies z. B. in den römischen Katafomben auf Bildern aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dargestellt ist. Später wurde auch bei den Christen das Beten mit gefalteten Händen üblich.

1160. Vergl. Aeneis 12, 175: „Über der fromme Aeneas, das Schwert entblößt er und betet“. Nach der Meinung einiger ist das Ausstrecken des entblößten Schwertes über die Leiber der Erschlagenen eine heidnische Totenweihe, die den Gefallenen den Eingang in Walhall öffnet. Es ist jedoch vom Dichter gar nicht gesagt, daß der Held das Schwert über die Leichen ausgestreckt habe. Bei verschiedenen deutschen Stämmen pflegte man in ältester Zeit bei Schwüren und Gelübden zur Bekräftigung das Schwert anzuziehen und später auf den Griff oder die Klinge desselben zu schwören. Noch die Femrichter legten beim Schwure die Finger auf das breite Schwert, und selbst heute noch wird unter Umständen der Fahneneid auf den bloßen Degen geschworen. Veranlaßt ist dieser Brauch entweder dadurch, daß das Schwert dem Gotte geheiligt war, bei dem man schwur, oder die Ceremonie hat die Bedeutung, daß die Waffe den

Meineidigen treffen soll. Dem Schwure ähnlich ist auch das Gebet eine feierliche Anrufung der Gottheit, und daher betet hier Walthar, in den gefalteten Händen das entblößte Schwert haltend, dessen Griff überdies wegen seiner Kreuzform bedeutungsvoll ist. So verrichtete auch der sterbende Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel“, sein Gebet, als er am 30. April 1524 bei Odi verwundet worden war.

1165. Der Ansicht, daß Walthar, wenn er die Hoffnung ausspricht, er werde die Toten dereinst wiedersehen, dabei an Walhall und die unblutige Erneuerung und Fortsetzung des Kampfes denke, vermag ich nicht beizustimmen, vielmehr halte ich das Gebet des Helden lediglich für eine Erfüllung der alten christlichen Pflicht, nicht eher von einem Leichnam sich zu entfernen, als bis man die abgeschiedene Seele Gott empfohlen hat. Man vergleiche auch die oben in der Anmerkung zu V. 1158 angeführte Stelle aus der Edda und die Vorschrift der Benediktinerregel Kap. 4 Nr. 70, die dem Mönche zur Pflicht macht, für seine Feinde zu beten.

1175. Die Benutzung des gewölbten Schildes als Kopfunterlage beim Schlafen wird in den Epen öfters erwähnt.

1181. Sinnig läßt in seiner Bearbeitung unserer Dichtung Hildegunde epische Lieder singen:

„Deren hatte sie vernommen an Ehels Hofe viel,  
Wo niemals in der Halle schwieg das Saitenspiel  
Und reichlich den Helden erscholl des Ruhmes Preis.“

Doch

„Auch sanftere Klänge sind der Jungfrau kund,  
Sarte Mämmelieder haucht ihr schöner Mund,  
Daß sie süß verschwaben, leise, hörbar kaum,  
Und sich mild verweben in des lieben Schläfers Traum.“

Der Situation scheinen am besten Lieder der letzteren Art zu entsprechen, welche eine St. Galler Handschrift aus dem 10. Jahrhundert *uvinleod* (Liebeslieder = *plebeios psalmos, seculares cantilenas vel rusticos psalmos sine auctoritate*) nennt. Die Beschäftigung mit solchen Liedern wurde Klosterfrauen durch ein Kapitular vom Jahre 789 verboten.

1189. *Taprobane* nannten die Griechen die Insel Ceylon, die man in Bezug auf ihre Größe sehr überschätzte und für das äußerste Land im Osten hielt. Auch hier bildet sie den Gegensatz zu dem entferntesten Westen, *Thule*.

1190. Bei dem Erscheinen des Morgensternes, kurz vor Anfang der Sonne, wenn die Ausstrahlung der Tags über erwärmten Erde in den kalten Himmelsraum am längsten gedauert hat, ist es am kältesten und daher die Taubildung am stärksten.

1191—92. Während in alten germanischen Gesetzen der Grabraub mit schweren Strafen, bei den Ostgoten sogar mit dem Tode bestraft wurde, war es allgemeine Sitte in älterer Zeit, die erschlagenen Feinde der Waffen und Schmuckstücken zu berauben. Die Veranbmng des erlegten Gegners heißt ahd. *hrêroub*, walarauþ, herirauþ, agl. *válreáf*, herereáf.

„Beowulf“ V. 2985:

„— ein Recke beraubte da den andern.

Sie nahmen dem Ungentheow die Eisenbrünne,

Das harte Schwert, das gehilzte, und seinen Helm zugleich;

Sie brachten dem Hýgelaf des Haargrauen Rüstung.“

Hildebrandslied V. 55:

„Doch magst du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,

Von so ehrwürdigem Mann die Rüstung gewinnen,

Den Raub erbeuten, hast du irgend Recht dazu.“

Vergl. auch V. 207 unserer Dichtung. Ausständig ist es, den der Waffen beraubten Toten die Kleider, mindestens das Hemd zu lassen. In höfischer Zeit war es für einen Ritter unziemlich, sich die Rüstung Toter anzueignen; die Be- ranbung der Erschlagenen überließ man Soldaten und Troßbuben.

1193. Die Gürtel (im Text balteum und V. 1172 procinctus, ahd. balz, fazzil, fezzil), an denen sowohl Langschwert als Sachs mit einem besonderen schmälern Riemen, der Schwertsfessel, befestigt wurden, werden nicht zur Kleidung, sondern zur Waffenrüstung gerechnet. Sie bestanden in merowingischer Zeit aus dickem Leder oder starkem gewirkten Tuche von einer Breite bis zu 9 cm und waren den jetzigen Tiroler Gürteln ähnlich. Da sie durch ausgeschnittene Muster und eingesteppte oder eingepreßte Ornamente, ferner mit Metallbuckeln (cum bullis baltea an unserer Stelle; vergl. Aneis 9, 559; 12, 942) und Knopfstiften, vor allem aber mit verzierten Schnallen und Riemenzungen geschmückt sind, bilden sie eine besondere Zierde des Kriegers und werden daher öfters unter Geschenken erwähnt. In höfischer Zeit scheint das cingulum militare, mit dem der Ritter bei der Erteilung der Ritterwürde feierlich umgürtet wurde, ein schlichter Lederriemen gewesen zu sein, statt dessen man zum Luxus auch wohl seidene Borten trug.

1196. Die Frauen saßen früher wie Männer zu Pferde, doch galt dies in höfischer Zeit für unpassend. Allgemeinen Beifall scheint indes die jetzige Art zu reiten erst im 13. Jahrhundert gefunden zu haben, wie die Abbildungen der Berliner Eneit-Handschrift darthun, welche die Königin Dido in beiderlei Weise reitend darstellen.

1203. Nach Lindenschmit haben wir es hier mit einem Anachronismus zu thun, da der Hufbeschlag der Pferde zu merowingischer Zeit ebensowenig wie bei den Römern nachzuweisen sei. Doch scheinen die Römer zur Zeit des Vegetius (um 400 n. Chr.) den Hufbeschlag gekannt zu haben, und in dem Römerkastell Saalburg bei Homburg v. d. H. wurden kürzlich zahlreiche Hufeisen römischen Ursprungs gefunden. Minderwertige Pferde pflegte man allerdings noch im späteren Mittelalter nicht zu beschlagen.

1224. Das Wort „grüßen“ ist hier ironisch zu verstehen und bedeutet wie auch im „Beowulf“ und öfters in mhd. Gedichten so viel wie angreifen, mit Schlägen züchtigen.

1232. In den Worten Gunthers liegt der Vorwurf der Feigheit; vergl. Straßburger Alexanderlied V. 1326: al bellender slíhet.

1235. Walthar hat nach Gunthers Meinung die wetterwendische, flüchtige Glücksgöttin, Frau Sálida (ahd.), Sælde (mhd.), in seinen Dienst genommen, wie der Herr sein Gesinde um Sold sich verpflichtet. Vergl. Schiller, Wallensteins Lager: „Er bannt das Glück, es muß ihm stehen.“

1237. Walthar wendet sich verächtlich von dem Könige ab wegen seines ungebührlichen Betragens, denn es ziemt sich nicht für einen deutschen Mann, den Gegner zu beschimpfen. Tacitus' Germania Kap. 22: „Streitigkeiten enden selten mit Schmähungen, öfter mit Totschlag und Wunden.“

1249. Das flüchtige Paar hatte, um schneller vorwärts zu kommen, nur ein einziges Sammtier, den „Löwen“, mitgenommen, der an den beiden Schreinen und den Felleisen mit Speisen und Wein, notwendigen Gerätschaften und Kleidern genug zu tragen hatte.

Dem Gaste beim Abschiede Geschenke an Kleidern, Waffen oder Schmuck zu verehren, gebot eine alte, auch von Tacitus in der Germania Kap. 21 erwähnte Sitte, die ebenfalls bei den alten Griechen und Indern galt.

1251. Wie bereits oben in der Anmerkung zu V. 662 bemerkt wurde, war der Fremde (wargangus) eigentlich fried- und rechtlos. Daher hatte er kein Vergeld und konnte zum Sklaven gemacht werden, wenn ihn nicht ein Mitglied der Rechtsgenossenschaft des betreffenden Landes bezw. der König als Patron in seinen Schutz genommen hatte. Dieses ungünstige Verhältnis wurde früh gemildert durch die Sitte der Gastfreundschaft, die freundschaftlichen Beziehungen der Stämme zu einander, durch Rücksicht auf die Religion, sowie auf Handel und Wandel; ja, das bairische Gesetz und ein Kapitulare Karls d. Gr. sagten allen durchreisenden Fremden ohne Unterschied, Christen und Heiden, den Frieden und den Schutz des Königs und sicheres Geleit zu. Doch war bis zum Jahre 1220 der Nachlaß eines Fremden dem Herrn des Ortes, wo derselbe gestorben war, verfallen.

1264. Daß reiche Geschenke an Kleinodien in den gewölbten Schilden dargeboten werden, finden wir öfters in den Epen, z. B. im Nibelungen- und Gudrunliede.

1270. Walthar konnte Hagens Anlitz wahrscheinlich nicht sehen, weil dieser einen mit einem larvenartigen Visiere geschlossenen grim-helm anhatte, wie er im „Beowulf“ V. 334 erwähnt wird, oder weil das Gesicht teilweise durch einen Helm verdeckt war, wie er auf dem unten erwähnten „Clermonters Rinnenkästchen“ abgebildet ist. Walthar erkannte seinen Jugendgenossen schon von fern an dessen Waffen. Auffallend ist, daß nicht auch Hagen den Freund gleich sicher erkannte, sondern dem König riet, einen Boten abzusenden, um den Fremden nach Heimat, Namen und Herkunft zu fragen. Aber Walthers Brünne und Helm waren aus Urtilas Schatzkammer entwendet und nicht die Hagen bekannten Waffen Walthers, und etwaige Abzeichen auf dem Schilde hatte der Landflüchtige wohl entfernt oder unkenntlich gemacht, wie uns das ähnlich in anderen Epen erzählt wird.

1276. Hagen betrachtet den ihm von Walthar angebotenen Schild voll Goldspangen als eine Abfindung für den Tod des erschlagenen Neffen, die er

abweist, um Blutrache üben zu können. Die Buße für einen Erschlagenen heißt in germanischen Rechtsquellen wërigelt, wëragelt, wirigelt, wërgelt, zu ahd. wër Mann, Mensch gehörig, auch widrigild, widergelt Rückerstattung, Schadenersatz, und leudas, leudis, ags. leodgeld (von ahd. liut, ags. leod Volk, Mensch), ags. manbót Mannbuße, an. mangiald Manngeld, lat. aber compositio, eig. Beilegnug des Streites, Ausöhnung. Sie soll nicht der Preis für den Getödeten, der Ausgleich eines unersetzlichen Verlustes sein, sondern ungefähr dem Schaden entsprechen, welchen die Rache der zur Fehde berechtigten Verwandten des Toten dem Schuldigen durch Verwüstung und Plünderung seines Eigentums zuzufügen imstande sein würde. Demnach ist der Betrag des Vergeldes nach Geschlecht, Alter und Stand des Erschlagenen und den Verhältnissen seiner Sippe verschieden. Ferner sind Unterschiede durch die Stammesangehörigkeit und die Zeiten bedingt.

Bei der Seltenheit der Münzen wurde die Buße auch in der Gestalt von Vieh, Getreide, Waffen und Gerätschaften entrichtet, deren Wert im einzelnen genau festgesetzt war. So wurde z. B. nach ripuarischem Rechte eine gesunde Kuh auf 1, ein Ochse auf 2, ein Hengst auf 6 Solidi geschätzt, während eine Brünne 12, ein Schwert mit Scheide 7, ein Helm 6, ein Schild mit Lanze 2 Solidi galt. Während das Vergeld ursprünglich nur der beleidigten Sippe entrichtet wurde als eine Abfindungssumme, um die man sich den Frieden erkaufte, forderte in der Folge, aber schon in sehr früher Zeit auch die Gemeinde bzw. der König für den durch den Verbrecher verletzten Frieden einen Anteil an der Buße, fredus genannt, und allmählich nimmt das Vergeld den Charakter einer Strafe an. Die in den Volksrechten genannten Summen sind für die damalige Zeit sehr hoch, und wenn der Verbrecher oder dessen Blutsverwandte nicht zahlen konnten, so haftete er mit Leib und Leben, d. h. er verfiel in Knechtschaft oder wurde gar mit dem Tode bestraft.

1282. Nach D. 1227 erwartete Walthar seine Gegner zu Pferde, später folgte er aber dem Weispieler Hagens und Gunthers, um den Entscheidungskampf zu Fuß auszufechten. Letzteres ist eine charakteristische deutsche Sitte, denn, wenn auch die Germanen seit den Tagen Cäsars als vortreffliche Reiter bekannt waren, so war doch das Fußvolk das Wesentliche und blieb es bis ins Mittelalter. Wir finden daher öfters berichtet, daß im entscheidenden Augenblicke die Führer vom Rosse steigen und gemeinjam mit den Ihrigen zu Fuß weiter kämpfen. So streitet und fällt der tapfere Ostgotenkönig Tejas im Jahre 553 in der Schlacht am Vesuv. Vor der Almannenschlacht bei Straßburg im Jahre 557 erheben die Germanen Geschrei und fordern, daß ihre Fürsten von den Rossen steigen und das Schlachtenlos des Volkes teilen, und sogleich schwingt sich Chnodomar vom Pferde, die anderen Könige und Fürsten folgen seinem Beispiele und ziehen zu Fuß ihren Scharen voran. Ähnlich steigt 1066 in der Schlacht bei Hastings der Sachsenkönig Harald ab und tritt mit seinen Brüdern an die Spitze der Schlachtordnung, und auch Kaiser Konrad III. steigt während des zweiten Kreuzzuges vor Damaskus vom Pferde und kämpft zu Fuß mit dem Schwerte. Auch in den Epen wird oft erwähnt, daß die Helden erbeizten von den rossen.

1284. Die Helden beben nicht vor Furcht, sondern vor Aufregung; vergl. Klopstock „Die beiden Mäusen“:

„Sie sah die junge bebende Streiterin;  
Doch diese bebte männlich.“

1285. Der Tag wurde nach römischer Weise von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends gerechnet. Also begann der Kampf früh um 8 Uhr, und nach V. 1343 währte er bis zur neunten Tagesstunde, also etwa 7 Stunden. Auch ein anderer sagenberühmter Kampf, der Beowulfs gegen Grendels Mutter währte bis zur None des Tages, und Procop schildert uns (de bello goth. 4, 35), wie der oben erwähnte Tejas vor der Phalanx seiner Goten mit Schild und Lanze gegen die anstürmende Schar der tapfersten Römer den dritten Teil des Tages unablässig focht, bis beim Wechseln des Schildes ein feindlicher Speerwurf dem heroischen Kampfe vorzeitig ein Ende machte.

1286. Auch der junge Alphart wird, nachdem er viele Gegner im Einzelkämpfe besiegt hat, von zwei zagen böse, Wittich und Heime, gleichzeitig angegriffen, jedoch auf diese Weise überwältigt.

1294. Das Speereisen wurde durch Nägel, die bisweilen schön verziert und vergoldet waren und durch die Löcher der Tülle in den Schaft getrieben wurden, fest gehalten. „Dieser Nagel, der clavus hastae, wurde, um den Schaft an der Spitze nicht allzu sehr zu schwächen, so weit als immer möglich gegen den äußersten Rand der Tülle hin befestigt, und es giebt deshalb ein Maß für die Kraft des Wurfes oder Stoßes, wenn der Speer bis zum Nagel, also mit seiner ganzen Eisenspitze eindringt, wie im Walthariliede der Speerwurf Hagamos, bei welchem sich die Lanze usque ad clavos in die Erde bohrt.“ Emdenschmit.

1303. Auch Cäsar (b. g. 1, 39) erwähnt den wilden Blick der Deutschen und das Feuer ihrer Augen im Kampfe, welches den Galliern Furcht einflößte; vergl. auch Tacitus' Germania Kap. 4.

1304. Der durch offene Gewalt mit Einsetzung der eigenen Person begangene Raub und Totschlag war nach alter Auffassung keineswegs unter allen Umständen etwas Entehrendes, wohl aber Mordmord und Diebstahl um der dabei angewandten Hinterlist und Heimlichkeit willen. König Gunther wird hier wegen der Art und Weise, wie er sich des zu Walthers Füßen liegenden Speeres zu bemächtigen sucht, wiederholt getadelt. Allerdings begeht Gunther keinen Diebstahl, wenn er seinen eigenen Speer wieder holt, aber er zieht doch, nachdem er hinterlistig die Aufmerksamkeit des Gegners abzulenken versucht hat, die Waffe heimlich und leise wie ein Dieb zu sich heran, statt sie offen an sich zu reißen. Die Worte, mit denen Walthar den ertappten andonnert, werden daher wohl nicht schmeichelhafter Art gewesen sein. Von den zahlreichen Schimpfwörtern, die uns in den alten Volksrechten überliefert sind, wären hier etwa arga feiger Schuft), vulpes (schleichender, verschlagener Fuchs), subdolos (heimtückischer, hinterlistiger Geißel) am Platze gewesen.

1320. Vergl. V. 1378.

1327. Die Hölle, an. Hel, got. Halja, ahd. Hella, mhd. Helle, d. h. die

Hehlende, Verbergende, ist ursprünglich eine Person, die Göttin der Unterwelt, welche die Seelen der Verstorbenen in ihren mütterlichen Schoß zurücknimmt und im Laufe der Zeit immer furchtbarer und grænenvoller dargestellt wurde. Nach der Edda ist sie die Tochter Lokis und der Riesin Angurboda, die ihm auch den Fenriswolf und die Midgardschlange gebar. Allvater hat sie in das Dunkel der Erde nach Niflheim verbannt, und zu ihr kommen alle, die vor Alter und an Krankheiten gestorben sind, während die im Kampfe gefallenen Helden der Freuden Walhalls theilhaftig werden. Die der Höl beigelegte Eigenschaft der Gefräßigkeit und Unerfättlichkeit wurde später, als der persönliche Begriff in einen räumlichen überging, auf diesen übertragen. Dem esuriens Orcus im Waltharius entspricht mhd. daz ungesatliche hol, eine Vorstellung, bei der auch biblische Stellen von Einfluß gewesen sind.

1337. Auffallender als der Vergleich Walthers mit einem „numidischen“ Vären und bezeichnend für die naive, geschmacklose Nachäffung der Antike im Mittelalter ist es, wenn die Casus Sti. Galli c. 48 berichten, daß die Meier der Klosterländereien bei St. Gallen „tuscische“ Eber jagten.

Tornige Helden werden öfters in den deutschen Epen mit grimmigen Vären verglichen; vergl. auch Nias 11, 414 fg., Aneis 10, 707 fg.

1341. Unter Molossern verstand das Mittelalter starke Rüden vom Schläge der Bullenbeißer (Canis molossus, engl. Canis mastivus), die zur Hatz auf Wölfe, Vären, Sänen und Auerochsen benützt wurden und hoch im Preise standen; nach dem bairischen Gesetzbuche galt ein solcher Hund 6 Solidi. Der „Mönch von St. Gallen“ (2, 9) weiß von solchen Hunden von besonderer Schnelligkeit und Wildheit zu erzählen, die Karl d. Gr. Harun al Raschid zum Geschenke machte. Sie sollten Löwen und Tiger packen und bestanden auch alsbald die Probe in Gegenwart des Kalifen an einem persischen Löwen.

1351. Ekkehard übersetzt den Namen Hagen mechanisch mit paliurus = dorniger Strauch; vergl. V. 1421 Hagano spinosus. Hagano ist aber die Koseform eines der zahlreichen zweisilbigen Eigennamen wie Hagimund, Hagibold, Haginold u. s. w. Der erste Teil dieser Zusammensetzungen kann auf verschiedene Wörter zurückgehen, auf ahd. hag Hag, Gehege, eingezäunter Wohnort, ahd. akî fürcht, Schrecken, ahd. ekka (got. agja) Schneide. Nach Müllenhoff steckt in Hagano ein altes Substantivum oder Adjektivum hagu, in welchem vielleicht die Grundbedeutung „zusammenfügen, schließen, passen“ lag, worans sich die Begriffe „geschickt, anständig, geeignet“ u. s. w. ergeben. Der Name würde demnach ungefähr daselbe wie Hagathie und hagustalt (vergl. Num. zu V. 629) bedeuten.

1374. Das Schwert, der stete vertraute Genosse (ags. gúðhwine Kampf-freund) des Mannes und sein zuverlässigster Schutz, wurde gleichsam als belebtes Wesen gedacht und daher auch oft mit einem Namen belegt, wie Balmung, Ekkesachs, Mimming, Nagelring, Durendart u. a. Bei den Nordländern „stirbt“ das Schwert, wenn es zerspringt. Vergl. Th. Körners „Schwertlied“.

1378. Auf diesen Moment spielte oben V. 1320 an.

1379. Die Schwertgriffe (ahd. hēlzā, mhd. hēlze, gehilze) waren schon in

früher Zeit oft sehr kunstvoll gearbeitet und von großem Werte. „Atlakwida“ Str. 7 rühmt sich Gunnarr:

„Sieben Säle haben wir der Schwerter voll,  
Goldnen glänzen die Griffe jedem.“

Gregor von Tours (10, 21) erwähnt „ein wunderherrliches Schwert, dessen Griff aus hispanischen Edelsteinen und Gold verfertigt war“, und Einhard erzählt in seiner Lebensbeschreibung Karls d. Gr. Kap. 23, daß der Kaiser beständig ein Schwert mit goldenem oder silbernem Griffe trug, bei Festlichkeiten und beim Empfange fremdländischer Gesandten aber eine mit Edelsteinen besetzte Waffe anlegte. Auch in höfischer Zeit wurden die Schwertgriffe mit edlen Metallen, Edelsteinen und Schmelzwerk verziert. Verschiedene Gräberfunde bezeugen, was uns in Dichtung und Geschichte berichtet wird.

1390. Mit seinem Sachs beendete auch Beowulf den Kampf mit dem Feuerdrachen, nachdem sein Langschwert zersprungen war. V. 2677:

„Des Ruhmes gedachte da  
Der kriegerische König, und mit der Kraft Gestränge  
Schwang er das Schwert, daß es am Schädel anstund  
Durch des Hiebes Nachdruck; aber Nägling zersprang  
Und versagt' ihm im Kampfe, die Klinge Beowulfs,  
Die gute, grauhelle.“

Als dann der Wurm von neuem angestürmt und von Beowulfs Begleiter verwundet war,

„Da gewann auch der Heatenfürst  
Seine Sinne wieder: er schwang das kürzere Schwert (valseax),  
Bitter und kampfscharf, das er an der Brünne trug,  
Und durchschnitt den Wurm, der Wedern Schirm,  
Daß er den Feind fällte und die Feuerwunden rächte.“ V. 2702 fg.

1408. Die Pflege der Kranken und Verwundeten war schon in den ältesten Zeiten eine Obliegenheit der deutschen Frauen. Tacitus' Germania Kap. 7: „In den Müttern, zu den Gattinnen bringen sie ihre Wunden, und jene schrecken nicht davor zurück, diese zu zählen und genau zu untersuchen, und sie bringen den Kämpfern Speise und Ermunterung.“ Die nordischen Germanen kannten eine Schutzgottheit der Heilkunde, die Asin „Eir, die beste der Ärztinnen“, und auch elbische weibliche Wesen, wilde Weibe, wilden Frauenweib, galten als heilkundig und halfen oft mit ihren Kenntnissen den Menschen. Die germanischen Frauen wandten teils medizinische Heilmittel an, zerquetschte Kräuter und selbstbereitete, in Büchsen aufbewahrte Salben, teils versuchten sie durch übernatürliche Mittel die Krankheit zu bannen. Diesem Zwecke diente das Bestreichen mit heilkräftigen Steinen, z. B. den sog. „Donnerkeilen“, das Messen, vor allem aber das Rannen von Segen und Zauberformeln, sowie das Ritzen von Runen.

1410. Nach der Novaleser Chronik hing vom Sattel Walthers ein Gefäß mit Wein herab, wahrscheinlich eine Lederflasche (mhd. barêl, parêl; ahd. flascâ, mhd. flasche, flesche), in der man auch im Norden auf Wanderungen den

Trunk mit sich führte. „Ortnit“ Str. 563: Dô fuorte er an dem satele sîn spise und sînen wîn.

Die Worte misceto merum sind von andern unrichtig mit „mische den Wein“ übersetzt, denn die Deutschen pflegten nicht, wie die Griechen und Römer und in höflicher Zeit wohl auch die Franzosen, den Wein verdünnt zu trinken. Auch würde an unserer Stelle, wo die erschöpften Helden eines stärkenden Trunkes bedürfen, das Vermischen mit Wasser am allerwenigsten am Platze gewesen sein. Miscere heißt hier vielmehr wie auch sonst im mittelalterlichen Latein gleich dem griechischen *μιγνύναι* einfach einschenken, zu trinken geben.

1419. Diese Anerkennung, die Walthar aus dem Munde des ebenbürtigen Gegners zu teil wird, ist das höchste Lob für den tapferen Helden und steht in direktem Gegensatz zu den Schmähungen des unfriederischen Königs (V. 1230 fg.). Gleichzeitig zeigt das Lob aber auch die edle und ritterliche Gesinnung Hagens, aus dessen Worten V. 1277 etwas wie leiser Neid gegen den unbefleglichen Walthar herauszuklingen schien. Im Nibelungenliede ist Hagen neidisch auf Siegfried, der ihn in Kampfspiele am Hofe Gunthers und im Kriege angestochen hat.

1424. Körperliche Schmerzen würdig und lautlos zu ertragen, ziemte sich für den germanischen Krieger, und nicht ohne Absicht läßt der Dichter den unfriederischen Gunther sich abseits von Walthar und Hagen im Grase lagern, heftige Schmerzen empfinden und sich nicht an den Scherzreden der beiden beteiligen. Vergl. dagegen Lessings „Laokoon“ Kap. 1: „Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden, — — und selbst der eberne Mars, als er die Wange des Diomedes fühlt, schreit so gräßlich, als schreien zehntausend wütende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen.“ Lessing hält dem Verhalten des Griechen gegenüber, der sich keiner der menschlichen Schwachheiten schämte, wenn sie ihn auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht nicht zurückhielt, das Gebaren unserer Ureltern für barbarisch. Doch hat schon Herder im ersten „kritischen Wäldchen“ Kap. 3 darauf aufmerksam gemacht, daß auch die alten „Schotten, Celten und Iren“ ihren Schmerz in derselben Weise wie die Griechen äußerten und dabei doch Barbaren waren. Die durch Erziehung erworbene Charakterfestigkeit unserer Vorfahren, „die Furchtsamkeit für Schande hielten und heiteren Mutes den Tod verachteten“ (Mauritius 10, 4), der Triumph der Willenskraft über den Körper ist sicherlich nichts spezifisch Barbarisches, und selbst wir verzärtelten Kulturmenschen der Jetztzeit halten lantes Klagen über körperliche Schmerzen für unmännlich.

1425. Man stellte den Hirschen auf dem Pirschgange und dem Anstande nach und trieb sie mit Leithunden oder Bracken vor die angestellten Schützen. Besonders gern aber pflegten die Großen seit alter Zeit das edle Wild zu Pferde mit Hunden zu hegen und mit Wurfspeeren (mit des gabylotes swane) oder auch Pfeilen zu erlegen.

1426. Auf frühen Gebrauch der Handschuhe bei den Germanen deutet ihre Erwähnung in den Göttersagen (vergl. Thors Eisenhandschuhe und die Fäustlinge der Riesen), sowie ihre Verwendung als Symbol im Rechts- und

gehewesen. Die ältesten Handschuhe (ahd. hantscōha, hantthruchin) sind fäustlinge mit Däumlingen (mussulae); später kommen solche mit Fingerlingen auf, wie in unserm Texte wanti (davon franz. gant, ital. guanto) genannt. Noch heutigen Tages bezeichnen die Seelente ihre gestrickten Handschuhe mit „Wanten“.

Stoffe für Fingerhandschuhe waren Wolle, Seide (bei Fürsten und Frauen in höfischer Zeit gestickt und mit Gold, Steinen und Perlen verziert) und Leder. Die aus letzterem Material verfertigten wurden besonders auf Reisen und auf der Jagd getragen und wie noch heute besonders aus Hirschleder hergestellt. Cassberg, Nieder-Saal, 248, 144: Hirzine hiute sint ze hantschuohen guot, der dem leder rehte tuot.

1435. Die Sicambrer, Sygambrer oder Sugambrer (gebildet aus der verstärkenden Vorsehülbe su und ahd. gambar thatkräftig, unternehmend, scharfsinnig), welche von Tiberius von ihren ursprünglichen Sitzen zu beiden Seiten der Ruhr auf das linke Rheinufer versetzt worden waren, bildeten nach der gewöhnlichen Annahme einen Hauptbestandteil derjenigen istävonischen Stämme, welche man später unter dem Namen Franken zusammenfaßte. Nach der Überlieferung war das Königsengeschlecht der Franken sigambriischen Ursprungs; daher redete der hl. Remigius den Merowing Chlodwig bei seiner Taufe mit den Worten an: „Benge dein Haupt, milder Sigambrer!“ In der Folge ist Sigambrer nur eine andere Bezeichnung für Franke, und wir brauchen daher nicht anzunehmen, daß Ekkehard durch jene Bezeichnung Hagen als einen Sprossen der fränkischen Königsfamilie habe kennzeichnen wollen.

1441. Brei, besonders Haferbrei war nebst Käse und geronnener Milch das Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes. Im neunten Jahrhundert war Haferbrei das gewöhnliche Essen der St. Galler Mönche, bei den Dänen und den übrigen Skandinaviern ist Grütze oder Mehlbrei noch heute tägliche Speise, und in Deutschland begnügen sich damit z. B. die Holzhauer und Köhler im Thüringer Walde fast den ganzen Sommer hindurch. Im „Meier Helmbrecht“ sagt der Vater zu dem Sohne, dessen Sinn nach höfischen Tafelgenüssen steht, V. 453 fg., der Brei, welchen die Mutter durch die Wochen kochte, sei besser zu essen als ein auf unredliche Weise erworbener Gänsebraten, und fährt dann fort:

Sun, den rocken mische  
mit habern, é dû vische  
ezzezt nâch unêren.

Hier werden also Braten und Fische als Herrenspeise dem Mehlbrei des Volkes entgegengesetzt. Ähnlich in unserer Dichtung: Walther spottet über Hagen, daß er nun auf den Genuß des Wildbratens, der Helden Speise, verzichten und Brei essen müsse wie ein Bänderlein.

Da die Äußerung Walthers in V. 1436 vielfach mißverstanden ist und verschiedene darin eine Anspielung auf einen gewissen in der Thidreksfaga erzählten Vorgang sehen wollen, so sei hier darauf hingewiesen, daß die beiden Helden über die Folgen der erlittenen Verletzungen witzeln und einander scherzhaft gemeinte Ratsschläge erteilen, wie diese wieder gut zu machen seien. Walther

hat seine rechte Hand verloren. Folge: er muß einhändig dahergehen; Abhülfe: binde dir einen ausgestopften Handschuh an den Armstumpf. Jetzt ist es an Walthar zu erwidern. Hagen hat a. ein Auge und b. sechs Backenzähne verloren. Folgen: er wird a. scheeläugig dreinschauen und b. Eberfleisch oder (die Art für die Gattung) Fleisch überhaupt vermeiden müssen, weil er es nicht mehr gut kauen kann. Abhülfe: koche dir Mehlsbrei; den kannst du a. zu heilsamen Umschlägen verwenden, damit dein Auge besser werde, und b. ohne zu kauen, essen.

1443. Statt pactum coactum findet sich in einer einzigen Handschrift des Waltharius p. cruentum. Dies hat man mit „Blutbund“ übersetzt und auf die bei den heidnischen Nordländern übliche Art hingewiesen, in der Ziehbrüder einen feierlichen Bund für das Leben schlossen. „Sie ritzten ihre flache Hand, ließen das Blut in ein Grüblein im Boden zusammenrinnen und rührten es ineinander, dann reichten sie sich die Hand unter dem Gelöbniß der vollen Brüderschaft. — Das Zusammenrühren ihres Blutes war das äußere Zeichen ihres Einswerdens im Blute; darum war auch das Hauptziel des Bundes die Blutrache, die jeder dem andern gelobte u. s. w.“ Weinhold, altnordisches Leben S. 287. Diese Sitte, welche in christlicher Zeit als heidnisch und teuflisch verdammt wurde, findet sich in ähnlicher Weise noch heute bei gewissen Völkern, z. B. in Afrika, ist aber für Deutschland nicht nachgewiesen. Sicherlich würde Ekkehard eine so auffallende Ceremonie zu erwähnen nicht vergessen haben, wenn er pactum cruentum geschrieben hätte und dieses einen Blutbund bedeuten sollte. Falls aber auch diese Lesart wirklich anzunehmen wäre, würde ich darin lediglich eine Anspielung auf die unter Blut und Wunden stattfindende Erneuerung der alten Freundschaft erblicken.

1456. Ähnlich wie das Waltharilied schließen auch andere mittelalterliche Epen mit der Angabe des Titels der Dichtung oder einem geistlichen Segenswunsche:

Hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge liet. — Ditze liet heizt diu Klage. — Nû hât diz buoch ein ende und heizet Alphartes Tôt. — Hie hat ein end disz tichte, Wolfditereich genannt . . . Maria, bit mit trewen fur uns dein libes kint. — Rolandslied: Tu autem, domine, miserere nobis.

## Die weitere Verbreitung und Bearbeitung der Walthersage und Ekkehard's Verhältniß zu seiner Vorlage.

Indem ich darauf verzichte, hier auf die schwierige, mit Sicherheit schwerlich zu lösende Frage nach dem Ursprunge der Walthersage und die sehr voneinander abweichenden Ansichten über die mythischen und geschichtlichen Elemente derselben einzugehen,\*) will ich in Kürze

\*) Über die verschiedenen Erklärungsversuche und die betreffende Litteratur findet man das Nähere S. 3 fg. des 1. Theiles meiner lateinischen Ausgabe. Nach meiner Meinung ist in den uns erhaltenen Gestaltungen der Sage nichts enthalten, was auf einen Götter- oder Naturmythos hindeutet. Die Walthersage schildert offenbar menschliche Schicksale und Zustände, die nicht einmal etwas Germanisch-heidnisches anweisen. Ob wir es in derselben mit einem historischen Mythos oder mit einer poetischen Darstellung persönlicher Erlebnisse oder mit einer Verbindung beider Elemente zu thun haben, ist ungewiß. — Es sei mir erlaubt, hier noch Zirzels vorsichtiges Urtheil in seinem empfehlenswerten Büchlein „Die deutsche Heldensage“, Sammlung Götschen Nr. 32, 2. Aufl. 1900, S. 128 anzuführen: „Weder über die Heimat der Sage noch ihren Ursprung ist bisher etwas Sicheres ermittelt worden. Aus der Angabe, Walthers Vater sei König von Aquitanien gewesen, ginge hervor, daß Walther ein westgotischer Held sei, denn Aquitanien gehörte im 5. Jahrhundert, in dem die Sage sich bildete, noch zu dem spanischen Westgotenreiche; aber die Angaben der Quellen schwanken. Da Walther keine historische Persönlichkeit ist, hat man in der Walthersage einen Mythos finden wollen, und zwar denselben, welcher der Hildesage der Skandinavier zu Grunde liegt; die Berechtigung hierzu bleibt zweifelhaft; jedenfalls ist in der Sage, wie wir sie aus den erhaltenen poetischen Denkmälern kennen, nichts mehr mythisch, und sie ist ein poetisches Abbild historischer Zustände und Begebenheiten des 5. Jahrhunderts: Gesellschaft vornehmer Kinder bei Attila, die Flucht solcher Geiseln, Befreiung gefangener Frauen durch Entführung von Attilas Hof sind natürliche Begebenheiten, die durchaus das Gepräge der Völkerwanderungszeit an sich tragen, werden zum Theile auch in historischen Berichten wirklich erwähnt und haben, ohne daß ein einzelner bestimmter Fall zu Grunde läge, ihren typischen Ausdruck in der Sagenbildung gefunden“.

der verschiedenen Aufzeichnungen gedenken, welche uns von dem weitverbreiteten, selbst jenseits der deutschen Grenzen in England und Scandinavien, ja selbst in Polen und Italien durch deutsche Einflüsse bekannt gewordenen Sagenstoffe erhalten sind.\*)

Bruchstücke der nachweislich ältesten Niederschrift einer augenscheinlich umfangreichen Waltherdichtung befinden sich in Kopenhagen, nämlich zwei fünfzeilige Pergamentblätter mit Schriftzügen des 9. Jahrhundert.\*\*). Sie schildern in angelsächsischer Sprache und alliterierenden Versen zwei Szenen aus den Abenteuern auf der Flucht.

Das erste Blatt enthält das Bruchstück einer Rede, die eine ungenannte Person, aller Wahrscheinlichkeit nach Hildegunde, an Walthar (Waldere) richtet. Dieser, Aelfheres Sohn, der einstige Vorkämpfer Egels (Aetlan ordwyga), wird von Gunther (Gudhere), dem Freunde der Burgunden (wine Burgenda), der Walthers Schwert und der Vange Menge zurückgewiesen hat, angegriffen und hat Bedenken vor dem Kampfe mit demselben geäußert; wie es scheint, weil der Gegner sich im Besitze eines ausgezeichneten Schwertes befindet, kostbarer als Walthers eigene Waffe Mimming, Wielands Meisterwerk (Welandes geworc). Hildegunde zerstreut Walthers Besorgnisse, erinnert ihn an seine bisherigen Thaten und fordert ihn auf, mit Muth und Gottvertrauen in den gerechten Kampf zu ziehen, dem ein glücklicher Ausgang nicht fehlen werde.

In dem zweiten Bruchstücke wird offenbar Gunther redend eingeführt, der sein Verlangen nach dem trefflichen Schwerte des Gegners äußert, jedoch bemerkt, daß er selbst ein noch besseres in der edelsteingeschnittenen Scheide verborgen habe, welches einst Dietrich von Bern (Theodric) dem Wittich (Widia) zum Dank für Errettung aus Gefahr verehrt hatte. Walthar, den begehrten Stahl in der Faust, antwortet ihm trotzig, rühmt seine gute, mit Golde gewertete graue Brünne, Alphers Erbe, und beruft sich am Schlusse seiner Rede auf Gottes Schirm und

\*) Die verschiedenen die Walthersage behandelnden Denkmäler in Poesie und Prosa findet man gesammelt bei Learned, *The saga of Walther of Aquitaine*, Baltimore 1892, S. 1—129. Leider sind die Abdrücke nicht ganz zuverlässig.

\*\*) Text u. a. bei Grein, *Bibliothek der angelsächsischen Poesie*, herausg. von Wülker, 1883, I. S. 7 fg.; Heinzel, *Über die Walthersage*, Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Klasse, 1888. 117. Bd. II. S. 2 fg.; Scheffel und Holder, *Waltharius*, S. 168 fg. mit deutscher Übersetzung von Weinhold; Learned S. 3 fg.; vergl. auch Kögel I, 1, 235 fg.

Schutz, auf den Hildegunde ihn vorher hingewiesen hat. Walthar ist streitmüde, denn er hat schon vorher einen Teil der Burgundenkämpfe bestanden. Hagen hat sich bis jetzt von dem Kampfe fern gehalten, den Gunther nun mit dem Reste seiner Mannschaft zu erneuern sich anschickt.

Es würde zu weit führen, hier auf den verschieden aufgefaßten Inhalt der angelsächsischen Fragmente näher einzugehen, und ich will daher nur darauf hinweisen, daß der Gang der Handlung, soweit derselbe erkennbar ist, manche Ähnlichkeit mit der Darstellung Ekkehards verrät. \*) Eine bemerkenswerte Abweichung ist jedoch die Bezeichnung Gunthers als Burgundenherrscher, worin die Fragmente mit dem Nibelungenliede und anderen jüngeren Epen übereinstimmen, wogegen er im Waltharius als König der Franken auftritt. Die Frage, welche von beiden Auffassungen die ältere sei, ob die Franken oder die Burgunden als die ursprünglichen Gegner Walthers zu betrachten, wird verschieden beantwortet. \*\*) Meiner Ansicht nach ist es nicht so unwahrscheinlich, daß die seit uralter Zeit am Rheine ansässigen Sugambres-Franken früher in der deutschen Heldensage eine bedeutende Rolle gespielt haben als der burgundische Stamm, der seine Sitze am oberen Rhein nur kurze Zeit zu behaupten vermochte, den deutschen Boden verließ und sich nach dem Süden Frankreichs wandte. \*\*\*) Die Edda kennt den

\*) Vergl. darüber n. a. Müllenhoff, Zeugnisse und Erkurse zur deutschen Heldensage VII., Zeitschrift f. d. N. 12, 264 fg., besonders S. 274 fg.; Fischer, Zu den Waldere-Fragmenten, 1886; Althof, Über einige Stellen im Waltharius und die angelsächsischen Waldere-Fragmente, im Programm des Weimarer Realgymnasiums, 1899, S. 6 fg. und Zeitschr. f. d. Phil. 33, 450 fg.

\*\*) Kögel in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, 2. Bd., 1895, S. 185: „Wenn Gibicho, der als Burgundenkönig geschichtlich bezeugt ist, hier zu einem Franken geworden ist, so erklärt sich diese Neuerung wohl dadurch, daß man nicht mehr begriff, wie Walthar in den Vogesen mit Burgunden zusammentreffen konnte.“ Das von den Burgunden einst bewohnte Gebiet am Rheine war nämlich in der Folge dem Frankenreiche einverleibt worden. Zu Ekkehards Zeit gehörte Gibichos Königssitz Worms zum Herzogtume Franken.

\*\*\*) Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 36 fg. Nach W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage, 1886, S. 37 fg. ist Hagen ein alter fränkischer Nationalheld, der erst nach der Eroberung des Burgundenreiches durch die Franken mit der burgundischen Stammesage verknüpft und zu einem Verwandten und Vasallen des Burgundenkönigs Gunther, des geschichtlichen Gundicar, gemacht worden ist; auch unter den Nibelungen können nach ihm nur die Franken verstanden werden. Holzhmann (Die ältere Edda, 1875, S. 567) sagt in Bezug

Namen der Burgunden nicht mit alleiniger Ausnahme der Atlakwidha (Str. 18), die jüngere deutsche Sagen Elemente in sich aufgenommen hat und Verwandtschaft mit dem Nibelungenliede verrät. Freilich ist in der Edda Gunnarr auch kein Franke; er wird vielmehr Gripispa Str. 35 und auch in der erwähnten Atlakwidha Str. 20 Gotenkönig genannt, wobei allerdings zuzugeben ist, daß der Name der Goten in den Eddaliedern als eine allgemeine Bezeichnung südgermanischer Völker gebraucht sein kann.

Die nächstälteste Überlieferung einer Walthersage verdanken wir der Chronik\*) des im Jahre 750 gegründeten lombardischen Klosters Novalesa am Fuße des Mont Cenis, welche in Kap. 7—12 des zweiten, wahrscheinlich vor 1027 geschriebenen Buches von einem Walthier erzählt.

Zunächst werden einige lateinische Verse eines ungenannten gelehrten Dichters angeführt, die in der Übersetzung lauten:

Walthier, der tapfere Held, den niemals Feinde erschreckten,  
Bengte der Stolzen Genick, himmelan strahlte sein Ruhm.  
Hat er doch alle Welt in doppeltem Kampf überwunden,  
Ausgezeichnet im Krieg, leuchtender noch durch Verdienst.  
Vor dem Helden hat selbst gebebt der glühende Indus,  
Morgen- und Abendland haben gezittert vor ihm,  
Und es fliegt sein Ruhm, verherrlicht durch glänzende Thaten,  
Über die Adler hinaus, die die Cäsaren geführt.

Dieser Walthier, ein Held aus königlichem Stamme, beschließt nach Vollführung vieler kriegerischen Thaten, hochbetagt und von der Last seiner Sünden bedrückt, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Er durchwandert daher fast die ganze Welt am Stabe, um dasjenige ausfindig zu machen, in welchem die strengste Zucht herrsche, und gelangt endlich nach Novalesa, wo er findet, was er sucht, das Mönchsgewand annimmt und von dem Abte auf seinen Wunsch mit dem Amte des Klostergärtners betraut wird.

Nun fährt der Chronist in Kap. 8 fort, Walthier sei der Sohn des Königs Alfer von Aquitanien gewesen, und giebt sodann eine Paraphrase

auf den Waltharius: „Gibich aber ist auch hier noch nicht ein Burgunder; sein Reich wird bestimmt vom burgundischen geschieden; er ist aber auch nicht mehr Gote, sondern ein Franke.“

\*) Abgedruckt n. a. Mon. Germ. S. S. VII, S. 73 fg.; Peiper a. a. O., S. 99 fg.; Earned S. 44 fg.

der Dichtung Ekkehards, aus der er zahlreiche Verse citiert, gelangt aber am Schlusse des 9. Kapitels nur bis zu dem Punkte, wo Gunther und Hagen gemeinsam gegen Walthar kämpfen, aber, vor Mattigkeit und Durst erschöpft, den Gegner nicht zu überwinden vermögen.

Ohne über die Ausöhnung der Feinde und die glückliche Heimkehr der Verlobten weiter zu berichten, erzählt er dann im 10. und 11. Kap. ausführlich, wie einst die wohlbeladenen Wagen des Klosters von königlichen Pferdehirten beraubt worden seien. Walthar habe darauf sein altes Schlachtroß bestiegen, welches einst von ihm mit in das Kloster gebracht worden war, habe die Räuber theils getödtet, theils vertrieben und sei mit dem geraubten Gute und vieler Beute wieder heimgekehrt.\*) Auch solle er dreimal gegen die einbrechenden Heiden gekämpft und sie mit Schimpf von den Gefilden des Klosters zurückgetrieben haben. Ein andermal, heist es weiter, habe er die Diener des Königs Desiderius, welche die Rosse auf einer Klosterwiese weideten, überwunden und auf dem Heimwege, gleichsam erfreut über seinen Sieg, zweimal mit der Faust so mächtig an einen Felsen geschlagen, daß ein gewaltiges Stück desselben zur Erde gefallen sei. Die Stelle werde, erzählt der Chronist,

---

\*) Als Walthar von den Brüdern zu den Räubern gesandt wird, um diesen ihr Unrecht vorzustellen, äußert er die Befürchtung, die übermüthigen Gesellen würden ihm sein Mönchsgewand ausziehen, und er dieses nicht willig ertragen können. Der Abt bedeutet ihm darauf, er müsse sich Kleid, Kutte, Pelz und Unterkleid nehmen lassen, dann aber habe er hinlänglich seine Demut bewiesen; die Hosen brauche er sich jedoch nicht rauben zu lassen. Walthar thut wörtlich nach dem Gebote des Abtes, unterhandelt erst gütlich mit den Räubern und läßt sich von ihnen geduldig aller Kleider berauben; als sie ihm jedoch an die Hosen kommen, schlägt er auf sie ein.

Diese Episode ist für uns deswegen von Interesse, weil ein lateinisches Sprichwort, welches in einer „Prora et Puppis“ betitelten Sammlung enthalten ist, darauf anspielt:

Mandant Waltero fratres non reddere brachas

(Die Brüder heißen Walthar die Hosen nicht herauszugeben). Vergl. Bartsch, Germania 18, 310 fg.

Jenes in der Kölner Dombibliothek aufgefundenene Werk eines unbekannten Verfassers ist zwischen 1010 und 1025 niedergeschrieben und ein Beweis, daß die Sage von dem Novaleser Walthar auch in Deutschland nicht unbekannt war. Wenn, wie wahrscheinlich, der Verfasser des Hexameters als Quelle die Novaleser Chronik benutzte, so ist dies von Wichtigkeit für die Abfassungszeit des zweiten Buches.

zur Zeit noch Walthers Schlag oder Hieb (*Percussio vel Ferita Waltari*) genannt. Walthar habe dann noch lange Jahre als frommer Mönch im Kloster gelebt und sich selbst auf einem Felsen sein Grab ausgehauen, in welchem er auch nebst seinem Enkel, Namens Rataldus, begraben worden sei; die Geheine behauptet der Berichtersteller selbst oft gesehen zu haben. Der genannte Rataldus wird von ihm als Sohn des Ratherius bezeichnet, den die erwähnte Hildegunde dem Walthar geboren habe.\*)

Wir haben hier offenbar eine lose Verknüpfung der Ekkehard'schen Dichtung mit der Novaleser Lokalsage von einem ganz anderen Walthar vor uns, dessen Klosterleben und Kampf gegen die Räuber große Ähnlichkeit mit dem in einer *chanson de geste* erzählten Moniage des hl. Wilhelm von Orange\*\*) und dem in Kap. 429—433 der *Thidhresksaga* geschilderten Kampfe Heimirs (Heimes) gegen den dessen Kloster bedrohenden Riesen Aspidian zeigt. Der Schreiber der Chronik, dem nur eine unvollständige Handschrift des lateinischen Waltharius zur Verfügung stand, und der daher auch den Ausgang des Kampfes im Wasgenwalde nicht kannte, hat in ungeschickter Weise jenes Bruchstück in die Klosterlegende eingeschoben, sich später nur einmal bei der Nennung der Mutter Rathers auf dies Einschleichen bezogen und den Namen Hildegunde daraus entlehnt.

Während wir also in der Erzählung des italienischen Mönches eine Weiterbildung der deutschen Walthersage nicht erblicken können, finden wir wesentliche Abweichungen von der Fassung Ekkehards in den noch zu besprechenden Darstellungen der späteren Zeit. Dies darf uns nicht Wunder nehmen, denn es ist naturgemäß, daß die epischen Volkslieder und mehr noch die nicht durch poetische Form gebundenen Sagen-erzählungen bei ihrer Wanderung durch die Jahrhunderte mannigfache Änderungen erlitten haben. Schon dadurch, daß die alte Form der allitterierenden Langzeilen aufgegeben und der Stoff in die neue Form gereimter Verse gegossen wurde, wie dies auch bei dem Waltharierpos nachweislich der Fall gewesen ist, konnte der Inhalt nicht ganz un-

\*) Ausführlicher findet man die Sage bei Grimm, *Deutsche Sagen*, 1816—18, Nr. 407.

\*\*) Le moniage Guillaume beruht zum Teil auf einer unzweifelhaft langobardischen Dichtung; vergl. „Gaston Paris, *La littérature française au moyen âge*, Paris 1888, § 27, 38, 39, 40; Suchier u. Birch-Hirschfeld, *Gesch. d. franz. Litter.* 1900, S. 34 fg.

berührt bleiben. Mehr noch wurde aber der Stoff bei seiner Fortpflanzung von Mund zu Mund durch die immer neu schaffende und umgestaltende Kraft der Volkspoesie beeinflusst, welche mit Ort, Zeit und Personen willkürlich schaltet, gewisse Bestandteile der Sage vernachlässigt und verdunkelt, andere hingegen besonders pflegt und in helleres Licht setzt, neue Beziehungen zu anderen Sagenkreisen anknüpft und Sitte, Lebensweise, Anschauung und Empfindung der späten Enkel auf die Altvordern überträgt.

Es möge hier zunächst der nordischen Sagengestalt gedacht werden. Diese findet sich in der norwegischen *Thidhrefs saga*, früher *Vilkinasaga* genannt, welche um 1250 verfaßt ist und als Quellen alte deutsche Gedichte und Erzählungen niederdeutscher Mäner, namentlich aus Soest, Bremen und Münster, angiebt. Die Sage erzählt folgendes:\*)

Kap. 24. „Attila, König von Susa, war beides, mächtig und volkreich, und eroberte manche Reiche. Er schloß Freundschaft mit König Erminrek, der damals über Pulien herrschte. Diese beiden Könige schlossen Freundschaft unter sich in der Art, daß König Attila dem König Erminrek seinen Blutsfreund Osid mit zwölf Rittern, König Erminrek dagegen Waltari von Vaskastein,\*\*) seinen Schwestersohn, mit zwölf Rittern sandte. Damals war Waltari zwölf (nach anderer Handschrift vier) Winter. Er blieb dort sieben Winter. Zwei Winter später, als Waltari nach Susa kam, kam dahin Hildigund, die Tochter des Jarls Ilias von Greca, und war König Attila als Geißel gesendet; damals war sie sieben (n. a. J. zwölf) Winter alt. Diese jungen Leute liebten sich sehr, und dennoch wußte das König Attila nicht.

Kap. 242. Es geschah eines Tages, daß ein großes Gastmahl und ein prächtiger Tanz im Grasgarten König Attilas stattfand, und da hielt Waltari Hildigund bei der Hand. Sie redeten mancherlei mit einander, und niemand hatte Argwohn dabei. Da sprach Waltari: „Wie lange willst du Dienstmagd der Königin Erka sein, und das ziemte sich besser, daß du mit uns heim fährst zu meinen Blutsfreunden.“ Sie sprach: „Herr, nicht sollst du meiner spotten, obwohl ich nicht bei

\*) Vergl. Raßmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat, 2. Bd. 1858, S. 286 fg. Der Urtext ist herausgegeben von Unger, Christiania 1853; vergl. auch Earning S. 93 fg.

\*\*) af Vaskasteini; in der schwedischen Übersetzung heißt er Walter af Wasekensten.

meinen Blutsfreunden bin.“ Da antwortete Waltari: „Frau, du bist die Tochter des Jarls Ilias von Greca, und dein Vatersbruder ist Ojangtrig, König der Wilcinnenmänner, und ein anderer (Waldemar) eines großen Theils der Ruzen; ich aber bin Schwestersohn des Königs von Romaburg, und ein anderer Blutsfreund von mir ist König Thidrek von Vern: und warum soll ich König Attila dienen? Thue also wehl und fahre heim mit mir, und wie ich dir hold bin, so sei Gott mir hold!“ Da antwortete sie: „Da ich deinen Willen für gewiß weiß, so sollst du auch mich und meinen Willen kennen. Damals war ich vier Winter alt, als ich dich zum erstenmal sah, und ich liebte dich sogleich so sehr, daß ich nichts in der Welt mehr liebte, und ich will mit dir fahren, wohin du willst.“ Da antwortete Waltari: „Wenn es so ist, wie du sagst, so komme du morgen, wenn die Sonne aufgeht, zu dem äußersten Burgthor und nimm so viel Gold mit dir, wie du nur mit deinen beiden Händen zumeist tragen kannst, indem du alle Schatzkammern der Königin Erka, deiner Blutsfreundin, weißt.“ Und sie sagte, daß es also geschehen sollte. Und König Attila ward nun nichts von diesem Ueischlag gewahr, ehe denn Waltari und Hildigund mit ihm aus Susa hinausgeritten war, und sie nahmen nun großes Gut an Gold (u. a. H. „und anderem“) mit sich. Und beide ritten aus der Burg hinaus, und keiner war ein so guter Freund von ihnen, daß sie ihm zutrauten, ihre Fahrt zu wissen.

Kap. 243. Und nun wurde König Attila gewahr, daß Waltari und Hildigund fortgeritten waren, und er gebot daher zwölf seiner Mamen, Hildigund und Waltari nachzureiten, „und ihr sollt mir all das Gut zurückbringen, das weggenommen ist, und zugleich Waltaris Haupt!“ Und unter diesen war ein Mam, Namens Högni, König Aldrians Sohn.\* Und da ritten diese zwölf Ritter ihnen eilig nach, und es sah nun einer den andern reiten. Da sprang Waltari von seinem Hengste mit großer Höflichkeit und Kühnheit und hob seine Frau Hildigund und ihre Kostbarkeiten herunter. Hierauf sprang er wieder auf seinen Hengst und setzte sich seinen Helm aufs Haupt und schwang seinen Speer vor. Da sprach Hildigund zu ihrem süßen Herrn: „Herr, Harm ist das, daß du dich allein mit zwölf Ritttern schlagen sollst; reite lieber zurück und rette dein Leben“. „Frau, sagte er, weine nicht; ich

---

\*) In der altschwedischen Bearbeitung heißt es noch: Hagen war damals bei König Attila und war da ganz jung 2c.

habe früher gesehen Helme kloben, Schilde zersplittern, Brücken zerhanen und Männer von ihren Rossen hauptlos stürzen: und alles dies habe ich mit meiner Hand gethan, und mir ist dies nicht zu übermächtig.“ Und nun ritt er ihnen entgegen, und es erhob sich hierauf ein gewaltiger Streit, und es ward früher dunkel von der Nacht, als der Kampf beendigt war.

Kap. 247. Aber Waltari war nun sehr verwundet und hatte nun elf Ritter erschlagen, doch Högni entkam und floh in den Wald. Waltari aber suchte nun seine Frau auf und trug dort für sich Sorge in dem Walde. Er schlug da Feuer mit einem Flinsstein und machte dort ein großes Feuer und briet dabei einen Schenkel eines wilden Ebers. Und hierauf speisten sie und hörten nicht auf, bevor alles vom Knochen ab war. Da sprang Högni aus dem Walde und zu dem Feuer, bei dem Waltari saß, und dachte, daß er ihn erschlagen würde, und zog nun sein Schwert. Hildigund sprach zu Waltari: „Wahre dich, hier kommt jetzt einer von deinen Feinden, mit denen du dich heute schlugest.“ Und da hob er den Schenkel des wilden Ebers, der abgeessen war, empor und warf nach Högni und versetzte ihm einen so gewaltigen Schlag, daß er sogleich zur Erde fiel; und er traf seine Wange, daß das Fleisch gleich zerriß und das Auge heraussprang. Und nun stand er hastig wieder auf die Füße und lief zu seinem Hengst und ritt damit heim nach Susa und sagte König Altila von seiner Fahrt. Waltari stieg nun zu Roß und ritt mit Hildigund südwärts über das Gebirge zu König Erminrek und sagte ihm nun alles von seinen Fahrten. Und doch konnten sie König Altilas (u. a. H. Thidreks) Gunst behalten durch Geldgaben, welche König Erminrek ihm gab“.

Weiter wird noch von Waltari an Vaskasteini in der Thidreks saga berichtet, daß er, „der größte aller Kämpen in des Königs (Erminreks) Gefolge an Stärke und Fertigkeiten“ in einem Wettkampfe von Thetleif (Dietleib) im Stein- und Speerwerfen besiegt worden sei (Kap. 128—129), und daß ihn Erminrek zum Häuptling über die eroberte Stadt Germersheim (Germersheim) gesetzt habe (Kap. 151). Das 331. Kap. erzählt seinen Tod: in der Schlacht bei Gronspört (dem alten Ronsoport an der Mosel) kämpft er auf Siffas (Sibichs) Seite gegen Thidrek und trägt das Banner König Erminreks, stößt im Kampfe mit Wildifer (Wildeber) zusammen und sinkt gleich seinem Gegner tödlich getroffen vom Roße.

Wie man sieht, hat diese Überlieferung manche Züge mit dem Walthariliede gemeinsam (von Hagens Einäugigkeit z. B. berichten nur

der Waltharius und die nordische Quelle,\*) ja, es finden sich verschiedentlich sogar wörtliche Anklänge an Ekkehards Dichtung, so daß die Annahme nicht ungerechtfertigt erscheint, jene selbst oder eine Bearbeitung derselben oder Ekkehards Vorlage habe sich unter den alten Liedern und Erzählungen befunden, auf die sich der Verfasser der Thidhrefsaga beruft. Daß der lateinische Waltharius im nördlichen Deutschland bekannt war, beweist seine Benützung in dem von Lambert von Hersfeld im Jahre 1175 gedichteten *Carmen de bello Saxonico*,\*\*) und neuerdings will man auch in Hrotsvits Dichtungen Spuren einer Benützung des Waltharius gefunden haben.

Die Angabe, Hildegunde sei eine griechische\*\*\*) Prinzessin gewesen, trägt den Stempel des späteren Mittelalters an der Stirn, und auch die wesentlichste Abweichung von der älteren Überlieferung, die Vertauschung der verfolgenden Franken (Ekkehard) bzw. Burgunden (angelsächsisches Fragment) mit den Hunnen, muß einer späteren Zeit angehören.†)

\*) In der Thidhrefsaga wird sie außer in Kap. 244 auch Kap. 184 und 375 erwähnt. Ich verstehe nicht, wie Kögel, Litt.-Gesch. I, 2, 329 diese Reihenfolge als einen Beweis für die Sagenetheit der Einängigkeit ansehen kann, weil an Konsequenzmacherei seitens des Sagaschreibers nicht zu denken sei. Gewiß war dem Verfasser des Werkes zur Zeit, als er das 184. Kap. niederschrieb, das, was er Kap. 244 erzählt, bereits bekannt, und es ist natürlich, daß er schon an jener Stelle, wo Hagens Persönlichkeit ausführlich geschildert wird, der Einängigkeit des Helden gedachte.

\*\*) Herausgegeben von Pannenberg, Beilage zum Göttinger Gymnasialprogramm, 1892. Vergl. Göttingische gelehrte Anzeigen, 1873, S. 1139.

\*\*\*) Man verstand unter den Griechen im Mittelalter auch die Russen. Nach der Thidhrefsaga Kap. 315 gab Attila dem Iron (= Ilias) die Herrschaft über ganz Rußland gegen einen Tribut; daher die Anwesenheit Hildegundes als Geisel am Hofe Attilas. Vergl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 348 fg. und 353 fg. Vljās, künec von wilden Riuzen, Ortnits Oheim, spielt auch im „Ortnit“ eine Rolle; vergl. Str. 76 n. a.

†) Nach Heinzel a. a. O. S. 62 ist es wahrscheinlicher, daß der Hunnenkampf eine ältere Vorstellung ist als der Kampf mit Gunther, weil die Hunnen die Geschädigten gewesen seien, der Angriff der Burgunden aber etwas Unbegreifliches (?) an sich habe. Auch Jiriczek a. a. O. S. 129 nennt die Hunnen „die natürlichen Verfolger Walthers“. Wenn aber auch eine Verfolgung seitens der Hunnen in der That stattfand, so folgt daraus noch keineswegs, daß die nachfolgenden Feinde Walthers auch wirklich erreichten und bekämpften. Mir scheint es, daß auch Ekkehard eine Verfolgung durch Attilas Mannen natürlich

Es ist zwar diese Änderung von anderen den Franken zugeschrieben, da für sie am ersten eine Veranlassung dazu vorhanden gewesen sei, insofern sie ihre eigene Niederlage zu besingen, hätten Anstoß nehmen müssen.<sup>\*)</sup> Doch ist uns von einer fränkischen Fassung der Sage nichts bekannt und wahrscheinlicher die gedachte Vertauschung auf die Verbindung der Walthersage mit der Dietrich-Ermenrichsage zurückzuführen.

Die umfangreiche Thidhrefsaga schildert nämlich Leben und Thaten Dietrichs von Bern, und der Verfasser hat eine ganze Reihe von Sagen herbeigezogen, die an die Person seines Helden geknüpft sind. Das Bindeglied zwischen letzterem und Walthar von Aquitanien hat Ermenrich abgegeben, den die Heldensage als Kaiser von Rom und übelgesinnten Oheim des Berners kennt, und der nun auch zu einem Oheim Walthers gestempelt wurde. Die natürliche Folge davon ist eine wesentliche Änderung der Schicksale der beiden Flüchtlinge, denn auf ihrer Flucht vom Hunnenlande — mag man nun als Hauptstadt desselben Susa (Susana, Susak, d. i. Budva) oder Susak, das westfälische Soest,<sup>\*\*)</sup> annehmen — nach Italien (Pulien) konnten Walthar und Hildegunde unmöglich den Rhein überschreiten und einen Kampf im Wasgenwalde bestehen. Auch hatte Walthar hier gar nichts mehr zu thun, selbst wenn er nach der Heimat seiner Braut hätte ziehen wollen, da letztere, und zwar recht willkürlich, aus der Tochter eines linksrheinischen Königs zu einer russischen Prinzessin gemacht worden war. Trotzdem ist Walthers Beinamen „von Wasenstein“, den er doch offenbar infolge seines dort bestandenen denkwürdigen Abenteuers trägt, beibehalten worden! Der Kampf selbst mit 12 (13) Gegnern und die Rolle, welche Hildegunde bei demselben spielt, sind geblieben; der Schauplatz der Begebenheit jedoch ist ins Hunnenland verlegt. Wie Hagen dorthin gekommen ist, in welchem Verhältnisse er zu Walthar stand, erfahren wir nicht, und seine Beteiligung an der Verfolgung ist nur äußerlich motiviert, während der Kampf zwischen Freundestreue und Vasallenpflicht, gewiß ein nicht weniger altes dichterisches Motiv als der Streit zwischen Vaterliebe und

fand und, da seine Quelle von einer solchen nichts erwähnte, das Unterbleiben derselben V. 408 fg. besonders begründen zu müssen glaubte. Übrigens entraun auch Hagen ungehindert aus dem Hunnenlande.

\*) Vergl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 273; Symons in Pauls Grundriß der germanischen Philologie. 2. Bd. 1893 S. 59. — Dagegen W. Müller, Zur Mythologie der griechischen und deutschen Heldensage, 1889, S. 129.

\*\*) Vergl. W. Grimm, Deutsche Heldensage, 3. A. 1889, S. 77 und 198.

kriegerischer Ehre im Hildebrandsliede, sich in der älteren Fassung der Dichtung bei Hagen zu einem hochpoetischen tragischen Konflikt gestaltet.

Es ist möglich, daß der Verfasser der Thidhrefsaga auch eine deutsche Quelle kannte, nach der, wie es in dem später zu besprechenden „Biterolf“ und dem mittelhochdeutschen Walthersliede aus dem 13. Jahrhundert augenscheinlich der Fall war, Walthar vor seinem Kampfe am Wasgensteine auch einen solchen mit den ihn verfolgenden Hunnen bestand. Letzterer ist aber schwerlich ein altes Sagenelement,<sup>\*)</sup> denn es ist nicht klar, was Ekkehard veranlaßt haben könnte, einen solchen, für seinen Helden doch ehrenvollen Strauß zu verschweigen;<sup>\*\*)</sup> vielmehr dürfte diese weitere Ausspinnung der Sage der höfischen Zeit zuzuschreiben sein, in der die alten Stoffe in vielfacher Weise Umgestaltungen erfuhren. Sag dem Verfasser der Thidhrefsaga eine solche jüngere Fassung der Walthersage vor, so ist es erklärlich, daß er, der mit andern Sagaverfassern und z. B. auch mit dem Dichter<sup>\*\*\*)</sup> des „Biterolf“, die Lust zu fabulieren teilte, dem oben gedachten Zwecke seiner Darstellung entsprechend, den ihm unbequemen Kampf auf dem linksrheinischen Gebiete mit dem gegen die Hunnen zu einem einzigen verschmolz, aber Hagen, den Hauptgegner Walthers im Wasgenwalde, nicht ganz fallen lassen wollte und nun als Führer der verfolgenden Hunnen eine Rolle spielen ließ.

\*) Ich bin im Gegensatze zu Müllenhoff, Zeitschrift f. d. A. 12, 274, der Meinung, daß die Aufpielung in dem österreichischen Gedichte „Von dem übeln wibe“ (vergl. den Schluß dieses Kapitels), derzufolge die Liebenden fuoren durch die räche als behagenliche, ebenso gut darauf gedeutet werden kann, daß die Flüchtlinge in der alten Sage bis zum Wasgenwalde unbehelligt ihre Straße zogen, wenn die Worte sich nicht, dem Zusammenhange entsprechend, lediglich auf das gute Einvernehmen zwischen dem Paare beziehen.

\*\*) Einzig S. 98 fg. ist der Ansicht, Ekkehard habe, durch ein künstlerisches Motiv bewogen, die Verfolgung Walthers durch Attilas Mannen unberücksichtigt gelassen, weil er das Interesse für die Kämpfe am Wasgensteine nicht durch den Bericht von einem feindlichen Zusammenstoße mit den Hunnen schwächen wollte. Doch es kann in einem Heldengedichte gar nicht genug gekämpft werden, und ich glaube auch, daß es für den Aufbau der Handlung nicht störend gewesen wäre, wenn uns Walthar erst als siegreicher Heerführer, dann in einem kurzen Handgemenge mit barbarischen Verfolgern und schließlich in einer langen Reihe von Zweikämpfen mit ansehnlichen Frankenreken vorgeführt worden wäre.

\*\*\*) Bei ihm findet sich zuerst eine Gegenüberstellung Siegfrieds und Dietrichs, die dann auch im „Großen Rosengarten“ und in der Thidhrefsaga wiederkehrt.

Die polnische Walthersage ist aus unbekannter Quelle in die sog. Chronik des Boguphalus\*) (Bischof von Posen † 1253), wahrscheinlich eine Kompilation des 14. Jahrhunderts, eingefügt.

Walthar der Starke (Walterus robustus, polnisch Walcerz wdalý), ein Graf aus königlichem Geschlechte, welcher in heidnischer Zeit die Burg Tynecz bei Krakau besitzt, wird von Liebe zu Helgunda, der Tochter eines Frankenkönigs, ergriffen, die aber ihre Gunst bereits einem am Hofe ihres Vaters lebenden alemannischen Königssohne geschenkt hat. Walthar aber bestiegt nächtlicher Weile dreimal die Burgmaner und weiß Helgunda durch seinen herrlichen Gesang so zu bezaubern, daß sie sich von dem Alemannen abwendet und eine leidenschaftliche Liebe zu dem Sänger faßt. Ersterer eilt voll eifersüchtiger Wut in seines Vaters Reich zurück, nimmt alle Fahrzeuge am Rhein in Besitz und beschließt, daß, wenn jemand mit einer Jungfrau erscheine, dieser nicht über den Fluß gesetzt werde, ehe er eine Mark Goldes als Fahrgeld erlegt habe. Als nun das erwartete flüchtige Paar anlangt, fordern und erhalten die Fährleute den verabredeten Lohn, suchen aber die Reisenden aufzuhalten, bis der Alemanne herbeikomme. Walthar aber merkt die Gefahr, schwingt sich mit Helgunda aufs Roß und setzt über den Strom. Als er am anderen Ufer eine Strecke Weges fortgeritten ist, hört er hinter sich das Rufen des Alemannen, der ihn verfolgt und ihm zuruft, er sei heimlich mit der Königstochter entflohen und habe die Überfahrt nicht bezahlt; er müsse mit ihm um Roß, Waffen und Helgunda kämpfen. Walthar entgegnet, er habe eine Mark Goldes den Schiffern gegeben, und die Jungfrau folge ihm freiwillig. Beide greifen einander nun zunächst mit den Lanzen, und nachdem diese zerbrochen sind, mit den Schwertern an. Der Alemanne, welcher Helgunda gegenübersteht und durch ihren Anblick ermutigt wird, treibt Walthar zurück, bis dieser weichend ebenfalls die Geliebte erblickt, von Scham und Wut erglühend, mit frischer Kraft auf den Feind losgeht und ihn alsbald tötet. Dann nimmt er Pferd und Waffen des Gegners und langt mit Helgunda glücklich an seiner Burg Tynecz an, wo er sich von seinen Wunden erholt.

Hier findet sich nun ähnlich wie in der Novaleser Überlieferung eine ganz andere Erzählung angeknüpft, aber eine häßliche Ehebruchs-

---

\*) Herausg. von Bielowski, Mon. Poloniae hist. II. p. 510—514; Earned S. 105 fg.

geschichte, in der Helgunda sich als ein hinterlistiges, niederträchtiges und schamloses Weib enthüllt, das schließlich mit dem Genossen seiner Schuld von dem Gatten getödtet wird. Ihr in einen Felsen ausgehauenes Grab, heißt es zum Schlusse, sei noch in Wislica für jedermann zu sehen.

Dieselbe Geschichte erzählen mit einigen Abweichungen spätere polnische Schriftsteller,\*) auch wird berichtet, daß sich im Jahre 1272 auf dem Schlosse zu Wislica ein in Stein gehauenes Bild Helgundas befunden habe.

Im ersten Teile dieser Erzählung erscheint die alte Walthersage polonisiert und in eine der zahlreichen Entführungsgeschichten umgewandelt, also ärger entstellt als in der nordischen Fassung, auf welche die polnische Sagengestalt zurückzugehen scheint. In der Thidhrefsaga haben wir Walthar als Neffen Ermenrichs von Pulien kennen gelernt, was leicht mit Polen verwechselt werden konnte. Der Rheinübergang, den Ekkehard berichtet, ist geblieben, erfolgt aber in umgekehrter Richtung, was vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß man Attila in Deutschland, im Frankenlande, lokalisierte und seinen Sitz auf das linke Rheinufer verlegte.\*\*)

Der Meinung, in Walthers nächtlichem Gesange und dem Tuge, daß beim Zweikampfe durch den Anblick Helgundas die Kämpfer neu gekräftigt werden, seien ursprüngliche Bestandteile bewahrt, die auf alte Verwandtschaft der Walthersage mit der Hildesage hindeuteten,\*\*\*) vermag ich nicht beizustimmen, da der ermutigende Anblick der Geliebten und der nächtliche Gesang des FreiERS auch sonst ein beliebtes Motiv ist. „Daß aber der zweite Teil der Sage schon in irgend einer Form dem alten Epos angehört habe, ist nach jeder Seite hin unglaublich; es widerspricht dem Inhalt nach ganz dem alten idealisierenden Kunstprinzip des germanischen Epos, das böse Frauen, wenn auch keine listig-untreuen, allerdings kennt, aber nicht als Heldinnen, und bei dem ein solches Umschlagen des Charakters ins Gegenteil, wie wir es annehmen müßten, unerhört ist. Auch hätte, wenn der germanischen Walthersage je eine solche Entwicklung eigen gewesen wäre, dies nicht vergessen werden können.“†)

\*) Paprocki, Bielski, Niejsiecki, Procosius, Wojcicki; vergl. Earned S. 110 fg. und Heinzel S. 36 fg.

\*\*) Vergl. Heinzel a. a. O. S. 88 fg.

\*\*\*) Vergl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 274; Symons a. a. O. S. 57; meine Waltharinsausgabe I. S. 5 fg.

†) Vergl. Heinzel, S. 48, 90, 92.

Es bleibt uns noch übrig, das Fortleben der Walthersage in der deutschen Dichtung des späteren Mittelalters zu betrachten. Der beliebte Stoff ist in dieser Zeit in einem allem Anscheine nach umfangreichen, in einer Art Nibelungenstrophe abgefaßten Epos behandelt worden; wenigstens lassen die auf uns gekommenen Bruchstücke darauf schließen, daß es auch die Nebenumstände mit epischer Breite schilderte im Gegensatz zu Eckehards knapper Darstellung.

In dem Grazer Fragmente\*) einer Handschrift des 13. Jahrhunderts sind uns einige nicht auf einander folgende, lückenhafte Strophen erhalten, über deren Zusammenhang sich nur Vermutungen aussprechen lassen. Es werden einige neue Züge darin geliefert: Hagen scheint, entsprechend der Darstellung des Nibelungenliedes, das Hunnenland nicht als Flüchtling zu verlassen, sondern nimmt feierlich Abschied von König und Königin und beschenkt reichlich die ihm nahe stehenden Hunnen. Walthar erfährt erst durch ihn, daß er schon früh mit Hildegunde verlobt worden ist, und bedauert, dieses nicht eher gewußt und ihr nicht schon längst gedient zu haben.\*\*)

Die Wiener Bruchstücke,\*\*\*) ebenfalls im 13. Jahrhundert aufgezeichnet, berichten von den Schicksalen des Paares seit seinem Aufbruche vom Rheine. Im ersten Teile ist zunächst von Wein die Rede, der von Walthers Händen angenommen worden ist, also wohl von einem Versöhnungstrunke wie im Waltharius V. 1110 fg. Walthar und Hildegunde befinden sich auf der Reise nach Lengres, Walthers Heimat, und lassen es gern geschehen, daß sie im Auftrage Gunthers von Volker und sechzig Degen, die ihnen vom Rheine durch den Wasechenwalt gefolgt waren, geleitet werden. Volker rät, auf der Reise die Stadt Metz zu meiden, wo Ortwin mit tausend kühner Mannen säße, der, unbekümmert um den König, sie nicht ohne Streit ziehen lassen würde.†) Man befolgt

\*) Abgedruckt n. a. Zeitschrift f. d. N. 12, 280 fg.; Heinzel S. 13 fg.; E earned S. 65 fg.

\*\*) Ich kann Einnig (3. Aufl. S. 108 fg.) nicht beistimmen, wenn er meint, Walthar sei hier der Scheidende und Hagen bleibe zurück, so daß die Möglichkeit gegeben werde, daß er unter den von Attila zur Verfolgung Walthers ausgesandten Recken sich befand, von denen die Thidreksjaga berichtet.

\*\*\*) Text n. a. Zeitschrift f. d. N. 2, 216 fg.; San Marte, Walthar von Aquitanien, S. 183 fg.; E earned S. 67 fg.

†) Der Grund wird uns vielleicht klar aus dem Waltharius: Nach J. Grimm ist der dort von Walthar getödete Kamalo (Gamalo d. i. der Alte) wahrscheinlich der sonst in der Heldensage genannte Ortwin von Metz, von dem Biterolf

den Rat Volkers und zieht unter seiner sorglichen Führung ans Ortwins Lande durch Burgund, und wenn man nicht das große Geleite gesehen hätte, so wären sie auf der Straße wohl nicht ohne große Mühsal geblieben.

Walther hat indes schön gekleidete Boten an seinen Vater Alfer (später wird er in dem Fragmente Alpfer genannt), den vogt von Spanýge, gesandt, um ihm zu verkünden, daß er mit Hildegunde nahe. Auf diese frohe Kunde schwindet der Kummer des Königs, den die Zeit der Abwesenheit seines Sohnes wohl tausend Jahre gedünkt hat. Die Königin, Frau Hilde, aber vergießt Freudenthränen, als sie die liebe Märe vernommen, und macht Vorschläge, wie man beide festlich empfangen solle. Der König erkundigt sich nun bei den Boten, wie Egel und Frau Helche sich gegen Walther und Hildegunde verhalten hätten, und erfährt, Walther sei von dem Könige so geschieden, daß es die Hunnen ewig beklagen müßten, denn er habe ihnen auf der Fahrt viele ihrer lieben Mägen erschlagen.\*) Der König giebt seiner Freude Ausdruck und thut

V. 6004 gesagt ist: der starp ze fruo in sinen tagen, und deßes Witwe eben-  
dasselbst V. 2482 erwähnt wird. Der in unserm Bruchstücke erwähnte Ortwin  
(der junge) ist wohl ein Verwandter (Riterolf V. 6008: der was der veteru sun  
sin), von dem anzunehmen war, daß er den Tod seines Mägen an Walther  
rächen würde. Vergl. Grimm, Lateinische Gedichte S. 116.

\*) I, 12. Dô sprach aver der rekche: ir sult mich hören lân,  
wie Etzele und frou Helche zû zin haben getân.  
dô sprach der boten einer: daz wil ich iu sagen:  
Walther ist von dem kunige sô gescheiden, daz ez die Hiunen  
immer müzen klagen,  
Ir ettelicher drunder, daz si in wæren holt.  
er hât an sumelichen vil wol daz versolt,  
daz si im immer slûchen. wand er hât in erslagen  
an siner verte vil ir lieben mâge. ich kan iu anders niht gesagen.

Das Epos hat also Walther einen siegreichen Kampf mit den ihn verfolgenden Hunnen bestehen lassen. Wahrscheinlich hat aber auch ein Kampf mit Gunther und seinen Mannen stattgefunden, worauf die feindselige Haltung Ortwins und die zurückhaltende Antwort des Königs auf die Einladung zu den Hochzeitsfeierlichkeiten hindeuten. „Die Situation, sagt Einnig 3. Aufl. S. 109, zwingt zu der Voraussetzung, daß tags zuvor die Kämpfe mit Gunther und seinen Leuten stattgefunden und, nachdem Gunther, Hagen und Walther mehr oder weniger kampfunfähig geworden, mit gegenseitiger Versöhnung geendigt haben“, wogegen es Strecker, Probleme, S. 588, für zweifellos hält, daß hier kein Zusammenstoß mit Gunther stattgefunden hat. Auf Kampf und schließ-

seine Absicht kund, seinem Sohne die Herrschaft über seine Länder abzutreten. Dann heißt er alle seine Recken, dreihundert oder mehr, ihm herrlich gekleidet entgegen eilen, die Königin kleidet sechzig schöne edle Jungfrauen in Festgewänder, und man zieht den Langerschuten, von etwa tausend Mann gefolgt, bis drei Meilen vor Lengres entgegen. —

Soweit der Inhalt des zwanzig Strophen umfassenden ersten Theiles des Fragmentes. Die Schilderung des Empfangs, der Ankunft des Paares am Königshofe, sowie des Abschieds Volkers ist uns nicht erhalten.

Der zweite Teil, welcher neunzehn lückenhafte Strophen enthält, ist überschrieben „Hildegunde brüte“. Wir finden die Jungfrau am Hofe zu Lengres, wo ihr die Recken des jungen Königs gern dienen, denn niemand hatte jemals ein schöneres Mädchen gesehen, als sie war. Walthar pflegt des Landes nach den Rechten der Krone, wobei ihm die Jungfrau mit ihrem Räte zur Seite steht. Die Mutter widmet zu ihres Sohnes Freude Hildegunde ihre zärtliche Fürsorge und wählt ihr als Hofgesinde viele schöne Mägdlein aus, die ihr alle Zeit mit großer Eucht dienen, und wenn die Jungfrau in ihrem traulichen Zimmer sitzt, kennt sie kein größeres Vergnügen, als daran zurückzudenken, wie ihr der kühne Degen auf ihrer Flucht aus dem Hunnenlande gedient hat. Dieser sieht sie sehr oft; beide sind frohen Mutes und tauschen Liebesblicke; er liebt das minnigliche Kind von ganzem Herzen. Bald wird denn auch überall durch Boten verkündet, daß Walthar mit Hildegunde Hochzeit feiern will, wozu sich der mächtige König Alfker mit seinen Freunden rüstet. Von achtzig Heergesellen werden Geföhle errichtet, jedes wohl für zweihundert Menschen; die Jäger müssen dem Wilde

liche Versöhnung zwischen Walthar und dem Burgundenkönige dürfte sich aber auch eine Stelle im „Viterolf“ beziehen. Dort rät Hagen dem Gunther, seine Freunde als Bundesgenossen in dem Kampfe gegen Egel aufzubieten, und sagt u. a. V. 5082 fg.:

„sô kumet iu ouch mit sîner kraft  
der fürste dâ von Spanjelant,  
Walthêr der wîgant;  
der lobte, ob daz geschæhe,  
swenn man in gerne sæhe  
ze Wormez bi dem Rîne,  
daz er und al die sîne  
iu ze dienste wolden komen:  
daz habet ir selbe wol vernomen.“

des Waldes nachstellen, die Fischer eifrig dem Fischfange obliegen und die Falkner auf die Beize gehen. Als der Wald sich neu belaubt hat und Blumen und Gras überall auf den Wiesen entsproßt sind, ist alles bereit, um die Hochzeitsgäste zu empfangen. In Urragon, Hildegundens Heimat, läßt diese die Märe sagen, daß sie nun bald mit Walthar die Krone tragen solle. Da freuen sich alle sehr, daß sie nach mancher Not unter löblicher Führung Walthers von den Hunnen wieder heimgekehrt war. Wohlgezierte Recken des Königs reiten auch nach England, Navarra und Kärtingen, wo man sich zur Fahrt in Walthers Land rüstet. Dieser und Hildegunde gehen mit ihren Mannen und Mägen zu Rute, ob sie ihre Boten auch zu Egel und der Königin Helche senden solle und diese die Einladung wohl übel aufnehmen würden.)\* Da niemand widerrät, wird der Plan ausgeführt; Briefe werden an das Königspaar geschrieben und Boten reichlich mit Rossen und Gewändern versehen. Diese sollen zusammen mit denen reisen, welche nach dem Rheine zum König Gunther gesandt werden. Letzterer hat bereits von dem mittlerweile zurückgekehrten stolzen videlære die Märe erfahren und spricht, mit tausend seiner Helden wolle er gern auf der Hochzeit sein, wenn Hagen dazu riete. Damit endet das zweite Bruchstück.

In verschiedenen anderen deutschen Dichtungen des Mittelalters spielen Walthar und Hildegunde ebenfalls eine Rolle oder finden sich Anspielungen auf die im Waltharius geschilderten Begebenheiten.

Im Nibelungenliede, welches uns Ereignisse vorführt, die in eine spätere Zeit fallen als die Flucht aus dem Hunnenreiche (daz dō die tumben wāren, wie grise die nu sint! Str. 1798), wird von Hagen erzählt, daß er Egel von früher persönlich kannte und ihm die wege von kinde her zen Hiunen wol bekant waren, Str. 1419; vergl. auch 1180, 1201, 1205 und 1524. In zweieundzwanzig Stürmen hat er sich bei den Hunnen ausgezeichnet:

---

\*) Strecker (Probleme S. 588) fragt, wie die Einladung Egels und Helches denkbar sei, wenn Walthar ihnen die Recken erschlagen habe. Aber der höfische Dichter wollte, wie im Gdramenliede, alles in Frieden und Freundschaft enden lassen und schildert daher, wie Walthar sich nach den Kämpfen mit den Burgunden und Hunnen versöhnt. Übrigens sei bemerkt, daß ja auch bei Ekkehard Walthar und Gunther schließlich friedlich zusammen den Becher leeren und nach der Thidreksaga das entflohene Paar Attilas Gnußt behalten konnte, nachdem König Ermenrich diesen durch Geschenke versöhnt hatte.

Er unt der von Spâne die trâten manigen stic,  
dô si hie bî Etzeln vâhten manigen wic  
zen êren dem kûnege: des ist vil geschehen.  
dar umbe muoz man Hagenen der êren pilliche jehen —  
(Str. 1791)

und der König jagt selber Str. 1756:

„ez wurden mine gisel zwei wætlichiu kint,  
er und von Spâne Walther: die wuohsen hie ze man.  
Hagenen sande ich widere: Walther mit Hiltegunde entran.“

Auch die Scene im Waltharius, in der Hagen im Wasgenwalde aus der ferne dem Kampfe Gunthers und seiner Mannen mit Walther unthätig zuschaut, hat das Nibelungenlied bewahrt, denn als Hagen Hildebrand vorwirft (Str. 2343), vor ihm aus dem Kampfe geflohen zu sein (Str. 2307), entgegnet ihm der Alte Str. 2344:

„zuiu verwîzet ir mir daz?  
nu wer was, der ûfme schilde vor dem Waskensteine saz,  
dô im von Spanje Walther sô vil der friunde sluoc?“

Bemerkenswert ist der wohlbegründeten Flucht Hagens im Waltharius gegenüber die unmotivierte freiwillige Entlassung des Geisels im Nibelungenliede, welche, wie erwähnt, auch in das mittelhochdeutsche Epos, zu dem die Grazer Bruchstücke gehörten, herübergenommen zu sein scheint. Die Veranlassung zu dieser Änderung des ursprünglichen Verhältnisses ist meines Erachtens in der Komposition des Nibelungenliedes zu suchen. Die Werbung Egels um die Hand Kriemhildens bei den königlichen Brüdern hat ein friedliches Verhältnis zwischen Hunnen und Burgunden zur Voraussetzung. Von Abfall und Zinsverweigerung Gunthers, von irgend einer Veranlassung zu verhaltenem Groll ist im Nibelungenliede nirgends die Rede und durfte auch nicht die Rede sein, denn lediglich die Rachsucht Kriemhildens mußte den Kampf zwischen den beiden befreundeten Völkern heraufbeschwören und den Untergang der Wormser Helden herbeiführen. Durfte aber der Dichter den in der Walthersage überlieferten Abfall König Gunthers nicht erwähnen, so ergab sich daraus, daß auch die mit demselben in Zusammenhang stehende Flucht Hagens in eine freiwillige Entlassung umgeändert werden mußte, wenn der Held in dem Gedichte wieder als Gast am Hunnenhofe erscheinen sollte.\*)

\*) Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 38.

Mehr als das Nibelungenlied hat uns das Epos „Biterolf und Dietleib“,\*) welches in seiner jetzigen Gestalt wahrscheinlich um 1240 entstanden ist, von der Walthersage überliefert, und während wir dort nur Auspielungen auf dieselbe finden, treten hier Walthar und Hildegunde selbst als handelnde Personen auf. Aber der unbekannte Dichter, welcher nach älteren Quellen arbeitete (vergl. V. 179, 1675, 1964 2c.), hat, wenn er auch manchen alten Zug bewahrte, die ihm vorliegenden Stoffe mit großer Willkürlichkeit behandelt und sich oft „von dem gesunden Sinn und lebendigen Geist der deutschen Heldensage allzusehr entfernt“,\*\*) so daß wir sein langausgesponnenes, „mühsam ausgedachtes“ Epos als ein Produkt der Kunstdichtung, nicht als eine Weiterbildung echter Volkspoesie zu betrachten haben.

Biterolf, ein König von Toledo, der sich mit zwölf Gesellen aufgemacht hat, um an den Hof des ruhmreichen Königs Egel zu ziehen und ihm seine Dienste zu widmen, hat unterwegs in der Nähe von Paris eine Begegnung mit dem Sohne seiner Schwester, Walthar, Alpfers Kinde, König von Spanjelant, welchem Kärlingen, Arragun und Navarrenland unterthan sind;

V. 577 der was von Hiunen her bekomen,  
als ir wol habt ê vernomen.

Biterolf erkennt den ihm entgegentretenden Neffen an dessen nicht näher bezeichnetem Schildzeichen,\*\*\*) giebt sich ihm aber erst nach vorausgegangenem harten Zweikampfe als Oheim zu erkennen und wird dann von ihm willkommen geheißten. Beide setzen sich nieder auf den Plan, und Walthar berichtet ihm dem wißbegierigen Biterolf von dem Himmellande, den Sitten der Heiden und dem Leben und Treiben des Königs paares und seiner Recken. Wenn er auch mit Unmut der Tage der Verbannung gedenkt, die er bei Egel verlebt hat, und in Bezug darauf sagt:

V. 730 „mich hât mîn ellende brâht  
ûf sô grôzen ungewin,  
daz ich im immer vient bin,“

so rühmt er doch auch des Herrschers Freigebigkeit, der ihm viel rotes Gold gegeben habe, und sagt, Helche die hehre habe ihm Krone und

\*) Herausg. von Jänicke, Deutsches Heldenbuch, 1. Bd. 1866; Auszüge bei Earned S. 73 fg.

\*\*) W. Grimm, Heldensage S. 139.

\*\*\*) Im „Großen Rosengarten“ Db V. 1500 heißt es: ein lewe von lasûre (Da glasûre) an sine schilte was.

vieles Land angeboten, doch habe er das anzugeschlagen, da er selbst ein Fürst sei:

V. 766 „Ezelen unde Helchen hant  
heten mir und Hildegunde  
verlihen in der stunde,  
swes wir heten dâ gegert.  
von Etzelen wir nâmen swert,  
bêde ich unde Hagene.  
umb uns ellende degene  
liez sichz der künic hêre  
kosten michels mêre,  
ze tûsent marken oder baz,  
und tete vil williclichen daz.“<sup>44</sup>

Der Held bezieht trotzdem ebensowenig wie Hagen\*) (V. 4808 fg. u. 4835 fg.) Lust, sich wieder bei den Hunnen sehen zu lassen.

Nachdem Viterolf längere Zeit bei Walthar gewohnt hat, empfiehlt er Weib, Land und Leute dessen Hut und zieht ostwärts nach dem Reiche der Hunnen, während der Neffe nach seiner Residenz Paris zurückkehrt.

Im weiteren Verlauf der Erzählung finden wir Walthar mit seinem Weibe Hildegunde am Rheine, wohin sie König Gunther auf den Rat Hagens zu einer Festlichkeit geladen hat, um seines Gastes Hilfe gegen die feindlichen Hunnen zu gewinnen, welche Dietleib an Gunther rächen wollen. Walthar begrüßt hier herzlich Egels Voten, den edlen Markgrafen Rüdiger, seinen alten Bekannten, der ihm in der Verbannung freundlich gesinnt gewesen war:

V. 10445 „ich schiet alsô von Hiunen lant,  
daz mir der mære wigant  
nie beswârte minen muot.“<sup>45</sup>

---

\*) Der Dichter scheint sich der Darstellung des Nibelungenliedes anzuschließen, nach der Hagen von Egel wieder heimgesandt wurde. V. 4820 fg. erkundigt sich der Held, der Hunnisch versteht, bei den fremden Voten nach Egels und Helches Wohlergehen, worauf ihm vorgeworfen wird, daß er sich nicht im Hunnenlande sehen lasse, da das Herrscherpaar sich sehr nach ihm sehne und sich über sein Fernbleiben wundere. Als später die Voten dem Hunnenkönige über ihren Aufenthalt am Rheine berichten, fragt er nach Hagen und äußert V. 5158: „Ich wil des wol getrouwen, — Daz mîn vil friuntliche Gedâhte der helt guot“. Hagens verdienstlicher Thaten bei den Hunnen wird V. 13141 fg. Erwähnung gethan, und V. 6080 bedankt er sich bei Rüdiger für den freundlichen Beistand, den der Markgraf und dessen Gattin ihm während seines Aufenthaltes im Hunnenlande hatten angedeihen lassen.

Walthar

V. 6275 — gedächte an diu mære,  
wie er gescheiden wære  
von hinunischen richen,

und beide scherzen über die früheren Erlebnisse. Auch erkundigt sich Rüdiger nach der schönen Hildegunde, von deren Anwesenheit er in Kenntnis gesetzt wird, und die er dann als ein alter Bekannter mit einem Kusse begrüßen darf. Auf ihre Frage kündigt er ihr gute Märe von Frau Helche und ihren Mägen.

Als dann später ein Ernstturnier zwischen den burgundischen und hinunischen Recken vorbereitet wird und Meister Hildebrand die Gegner ordnet, will er Rüdiger Walthern gegenüberstellen; dabei könne der Markgraf an diesem billig rächen,

V. 7648 daz er froun Hildegunden dan  
enphuorte Helchen der richen.

Allein Rüdiger wehrt lebhaft ab und meint, wenn Hildebrand Walthar so gut kenne, wie er selbst, so würde er ihm denselben nicht als Gegner ausgesucht haben; falls Walthar ihm die eigene Tochter entführe, so würde er ihn ziehen lassen:

V. 7664 „er rûnte mines herren lant  
gar âne alle schande,  
daz ich sô rehte erkande  
sîne site, des jungen man:  
des muoste ich in dô riten lân“.

Es scheint hiernach, daß dem Dichter des Biterolf eine Fassung der Sage bekannt war, die Walthar einen siegreichen Kampf mit den ihn verfolgenden Hunnen bestehen ließ, zu deren Führer er den der älteren Sage unbekannten Rüdiger, den berühmtesten Lehnsmann Ehels, gemacht hat. Doch will zu einer Verfolgung Walthers durch Rüdiger das oben erwähnte Lob des Markgrafen (V. 10443 fg.) nicht recht passen und ebenfowenig nach W. Grimms\*) Auffassung V. 11932, wo Walthar des Weines gedenkt, den er zu Bechelaren getrunken habe. Allein letzteres braucht sich nicht notwendigerweise auf einen Aufenthalt Walthers während seiner Flucht zu beziehen, sondern es kann ihm auch bei

---

\*) W. Grimm, Heldensage S. 105. Durch Aufnahme der beiden Flüchtlinge würde aber der getreue Markgraf seine Pflicht gegen König Ehel gröblich verletzt haben; auch V. 7648 fg. dürfte gegen Grimms Annahme sprechen.

einer früheren Gelegenheit von Rüdiger gastliche Aufnahme erwiesen worden sein.

Die Kämpfe Walthers mit den Burgunden sind in dieser Dichtung ganz in den Hintergrund getreten, und nur die Stelle, wo Walthier seinem Oheime erzählt:

V. 716 — wie sich des helde hant  
hete ervohten an dem Rîn.  
des smielte sâ der neve\*) sîn —

scheint auf dieselben hinzudeuten; vergl. aber auch V. 5082 fg. oben S. 177 Anm. Man könnte in Bezug auf diese Wandlung der Sage mit Biterolf V. 9925 ausrufen:

wie sich daz verkêret hât,  
daz er nu Gunthêre gestât!

Während des Streites, in dem Biterolfs und Dietleibs Mannen gemeinsam mit den Hunnen gegen die Burgunden fechten, nimmt Rüdiger zweimal den Kampf mit Walthier auf und wäre das erste Mal erschlagen worden, wenn ihn nicht sein Roß und die schnelle Hülfe seiner Mannen gerettet hätten;

V. 10150 wie mohte ez grimmer gewesen,  
dô ez diu Rüedegêres hant  
versuochte an den von Spanjelant.

Das zweite Mal messen sie ihre Kräfte im Fußkampfe; Rüdiger schlägt Walthier sein Schwert durch den Helm, während letzterer dem Gegner durch Schild und Sarwat haut,\*\*) worauf die verwundeten Kämpfer durch andere Recken getrennt werden.

Als dann später Friede geschlossen ist und auch die fremden Helden an Gunthers Tafel mit den Frauen zusammen sitzen, meint Hildegunde

---

\*) neve bedeutet hier Oheim.

\*\*) Walthers Schwert wird V. 12285 Wasge genannt; V. 642 fg. heißt es von ihm:

Dô truoc ouch dâ besunder  
Walthêr ein wâfen an der hant,  
daz vil wîten was erkant  
zeinem dem aller besten,  
daz si dô inder westen.

Im Nibelungenliede Str. 2051 führt Iring von Dänemark ein Schwert dieses Namens, ein wâfen alsô guot. Die Waffe ist wahrscheinlich nach dem Waskenlande oder dem Wasgenwalde benannt, in dem Walthier kämpfte.

scherzend, Rüdiger habe, während er ihrem Gatten so arg zusetzte, nicht daran gedacht, wie sie ihm bei dem Trinkgelage, welches vor ihrer Flucht an Ehels Hofe veranstaltet worden war, den Wein kredenzte:

V. 12633 „der helt gedâhte ninder mîn,  
wie ich im schankte minen win,  
dô ich von den Hiunen reit,  
den ich vil ellende meit  
Etzelen und sinen recken truoc.“  
Des wart gelachet ouch genuoc  
vor der küniginne:  
ir sâzen dar inne  
vierzehen unde mêre,  
die bi dem kûnege hêre  
lâgen in der trunkenheit.  
Dô si diu mære hete geseit,  
des wart gelachet über al  
in dem Gunthêres sal.

Der gute Markgraf nimmt dann in Freundschaft Urlaub von dem Paare, und es heißt beim Scheiden:

V. 12817 „got phlege iuwer, Rîedegêr!“

Bald verabschieden sich auch Walthar und sein Weib vom Könige Gunther und kehren in die Heimat zurück.

Auch in andere jüngere\*) Zweige der epischen Dichtung, die ebenfalls vielfach den Charakter willkürlicher Erfindung an sich tragen, hat die Walthersage ihre Ranken geschlungen, und wenn auch der Held derselben in ihnen nur eine Nebenrolle spielt, so wird doch durch die Art seines Auftretens bewiesen, wie tief die Gestalt des sieghaften Becken mit der starken Faust sich der Phantasie des deutschen Volkes eingeprägt hatte.

In dem auf französischer Quelle\*\*) beruhenden, vor 1139 verfaßten Rolandsliede\*\*\*) des Pfaffen Konrad begegnet uns Walthère ther

\*) Von den im folgenden aufgeführten Epen (Alpharts Tod, den Rosengartenliedern, Rabenschlacht und Dietrichs Flucht) ist wohl keines vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der uns überlieferten Gestalt bearbeitet worden.

\*\*) Über die aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts stammende Chanson de Roland vergl. Gaston Paris, La littérature française au moyen âge, Paris 1888, § 33 fg., Ausgaben von Th. Müller 1878, Förster 1886, E. Clédat, 2. Aufl. Paris 1887; vergl. E. E. E. S. 124 fg.

\*\*\*) Herausgegeben von Bartsch, Deutsche Dichtungen des Mittelalters, 3. Bd. 1874; vergl. E. E. E. S. 127 fg.

wigant als einer der Mannen Rolands, der auf das Geheiß des letzteren vor der Schlacht von Rünzival die Berge mit 1000 Kriegeru besetzen soll, welche jedoch schließlich von einer gewaltigen Übermacht der Heiden alle erschlagen werden, während Walthér selbst schwer verwundet zurückkehrt, um Roland, seinen lieben Herrn, noch einmal vor seinem Tode zu sehen. Mit ihm und Turpin, die außer Walthér allein von der Christenſchar noch übrig ſind, kämpft letzterer darauf weiter gegen die Heiden und wird von ihnen erschlagen, ſein Tod jedoch von Roland fürchtbar gerächt:

V. 6588 sie umbestuonten sie mit spiezen,  
mit scoozen unt mit gëren.  
tha ersluogen sie Walthêren.  
harte rah in thô Ruolant.  
sô waz er ire ûfrehter vant,  
thie muosen Walthêren gelten.

Das Epos „Ulpharts Tod“\*) nennt Walthêr von Kerlingen, geborn ûz Diutschlant, (nach Str. 307 hat er mit Ekkehard zu Brîsach seinen Siß), unter den Helden, welche Dietrich von Bern gegen den Kaiser Ermenrich Beistand leisten:

Str. 372 Dô streit vermezzenlichen Walthêr der degen.  
Sin swert hôt man erlingen. Dô vaht er sô eben  
und streit ouch gar sêre âne allen wanc.  
Mit libe und mit guote seite mans im sider danc.

Im „Großen Rosengarten“\*\*) C wird uns erzählt, wie die schöne Kriemhilde Dietrich von Bern entbietet, er möge mit elf Recken gen Worms reiten und dort um den Preis eines Rosenkranzes von ihrer Hand und eines Kusses von ihrem Munde mit den zwölf Hüttern ihres Rosengartens kämpfen, unter denen Siegfried, der Held aus Niederland, sich befindet, sowie

Walthér von dem Wasgenstein;  
er ist an dem Rîne der kûensten fürsten ein; V. 32 fg.

Des letzteren wegen ist Dietrich besonders in Sorge, bis der alte Hildebrand rät, ihm den uns schon bekannten jungen Dietleib von Steier\*\*\*) entgegen zu stellen.

\*) Herausg. von Martin, Deutsches Heldenbuch, 2. Bd. 1866; vergl. Earned S. 85 fg.

\*\*) Herausg. von W. Grimm, 1836; Holz 1893; vergl. Earned S. 85 fg.

\*\*\*). Auch in der Version A und B des Rosengartens ist Dietleib Walthers Gegner.

D. 1414 „Ich wil mit ime striten, sprach der junge man,  
Swie er bi sînen zîten sô vil grôzer dinge habe getân“.

In den Kämpfen im Rosengarten werden alle Wormser Helden besiegt und fünf erschlagen: Volker, der kühne Fiedler, muß weichen vor dem starken Mönch Ilsen, der mordgierige Hagen vor dem wütenden Wolfhard, die Könige Gernot, Gunther und Gibich werden von Rüdiger, Amelung und Hildebrand überwunden, ja selbst den edlen Siegfried, dessen Hornhaut von den Flammen, die aus dem Munde des zornigen Dietrich fahren, erweicht, sieht man zum erstenmal in seinem Leben fliehen. Nur einem der Wormser Helden hat der für Dietrich und seine Mamen parteiisch eingenommene Dichter den alten Ruhm der Unbesieglichkeit nicht zu rauben gewagt:\*) er läßt Walthar und Dietleib so mannhaft mit einander kämpfen, daß keiner des anderen Meister zu werden vermag und beide des Siegeskranzes für würdig erachtet werden:

D. 1450 Sie bunden abe die helme unt nigen der kûnegin,  
ûf saste sie ir ieglichem ein rôsen krenzelin.  
Ein helsen und ein kûssen gab sie dô ie dem man;  
dô wurden eitgesellen die stolzen recken wol getân.

In dem Pommersfelder Bruchstücke eines Rosengartenliedes\*\*) ist der Gegner Walthers, geboren von Kerlinc, der von Frau Helche an den Rhein gesandte Hertinc, ein konec von Rûzen lant, mit dem er einen unentschiedenen Kampf kämpft, in einem anderen Fragmente\*\*\*) jedoch Wittich, der von Walthar überwunden wird:

Walter der stunt ebene, Witige wart gewunt:  
ir hende slûc zusamene di schöne Hiltegunt.

Während hier Walthers Gattin Beifall klatschend dem Kampfe zuschaut, erscheint in dem Berliner Bruchstücke einer dramatischen Bearbeitung der Rosengartensage†) aus dem 16. Jahrhundert Walthar, ein gefurster graff ob allen rekgen Vnd ein lanndtherr zw waxenstain, unbeweibt, und der König Gibich verspricht ihm, wenn er Herzog

\*) Vergl. dagegen oben die Darstellung der Thidhrefsaga Kap. 128—129.

\*\*) Vergl. Germania 7, 8 fg.; Earned S. 87 fg.; auch in der Fassung D in v. d. Hagens Heldenbuch, 1. Teil, 1820 (Holz S. 131 fg.) ist Herting (Hartung, Hartnit) von Rûssen Walthers Gegner.

\*\*\*) Vergl. Germania 8, 196 fg.; Earned S. 88.

†) Vergl. Zeitschrift f. d. N. 11, 243 fg.; Earned, Beilage zu S. 88. Die Handschrift ist wahrscheinlich i. J. 1533 geschrieben.

Dietlieb von Steier bestehen will, eine kunigin hochgemaydt, die schönste, die er in seinem Reiche habe, zum Weibe zu geben. Den unentschiedenen Kampf Dietliebs mit Walthar, welcher gleich den anderen Kämpfern Gibichs als „großer Mann“ und „Riese“ bezeichnet wird und als solcher eine Stange als Waffe führt, schlichtet Kriemhilde:

V. 379 „Yer seydt bayd zwen Redlich Man,  
Inn dem garten habt yer das pest getan,  
Mein Cränntzelein tayl Ich ewch mit.  
Durch gott nw habt frydt.“

Gibich bietet Walthar zum Danke das beste seiner Länder an, und was er sonst begehren würde, und hält ihn von weiteren Kämpfen ab, da er genug gethan habe.

Ähnlich ist das aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts stammende Sterzinger Vasnacht spill von den risn oder reckhen,\*) wo Walthar zu den sechs Riesen gehört, welche des Rosengartens warten. Der König Gibich, der früher von Walthar auf die schlimmen Folgen seiner Hoffahrt aufmerksam gemacht worden ist, aber gemeint hat, der Warner rede aus Jagheit, fordert ihn zum Kampfe gegen Dietlieb auf mit den Worten:

V. 328 „woll furher, Walthar, ob allen recken  
Geporner furst von Wexenstein,  
du furgst weder grofs noch klain“.

Dietlieb will ihn bestehen,

V. 350 „wie woll Walthar pey seinen zeitrn  
Vill ritterlicher tatn hat getan“,

und ruft ihm zu: —

V. 357 „Darumb, rifs, du grosser man,  
wer dich mein, du muest daran!“

Die zben schlagen annander nit nider, die kinigin schaydt vnd gibt yedem ain krenzl vnd spricht zu inen — ähnlich wie in dem vorigen Bühnenspiele.

In der „Rabenschlacht“\*\*) leistet Walthar der Lengesære, der küene und der balde, Dietrich gegen Ermenrich mit achthundert Recken

\*) Vergl. Germania 22, 420 fg.

\*\*) Die Rabenschlacht und Dietrichs Flucht sind herausgegeben von Martin im 2. Bde. des deutschen Heldenbuches, 1866; vergl. Earned S. 91 fg. u. 89 fg.

Hülfe, und Frau Helche hat ihn zum Hauptmann der fünfzigtausend Hunnen ernannt, die von ihr dem Berner zur Verfügung gestellt sind. In Str. 712 wird gemeldet, daß er mit ellens hant im Kampfe Heimen den vil starken bestanden habe.

In dem Epos „Dietrichs Flucht“ ist unser Walthar sogar in zwei Personen geteilt, in Walthar von Lengers, der es mit Dietrich hält, und Walthar von Kärlingen, welcher auf Ermenrichs Seite erscheint. Es ist dies offenbar auf ein Mißverständnis zurückzuführen, welches die verschiedenen Beinamen des Helden verursacht haben.

Wenn dieser im Waltharius Walthar von Aquitanien genannt ist, so wird er damit als ein Angehöriger des Westgotenvolkes bezeichnet, dem jenes Land unterworfen war, außerdem aber auch weitere Teile des heutigen Frankreichs, so daß die Bezeichnung von Kärlingen (Dietrichs Flucht, Alpharts Tod, Pommersfelder Rosengartenfragment und Rosengarten I) verständlich wird und ebenso die Angabe des Biterolf, daß Paris sein Herrschersth gewesen sei, zumal das westgotische Gallien später dem Frankenreiche einverleibt ward. Da aber auch Spanien von den Westgoten beherrscht wurde, nennen ihn das Nibelungenlied, die Wiener Bruchstücke und Biterolf Walthar von Spanien, und macht letztere Dichtung ihn zum Herrn von Arragonien und Navarra. Der Name von Wasgenstein (Eldihreksaga, Rosengarten C, dramatisches Rosengartenfragment, Fastnachtspiel) und die Angabe des Rosengartens C, daß er ein rheinischer Fürst gewesen sei, kann darauf zurückgeführt werden, daß Aquitanien zu deutsch Wascônolant hieß,\*) aber auch eine Erinnerung an seine ruhmvoll bestandenen Kämpfe am Wasgenstein, jener Kampfstätte im Wasgau, sein. Dachte man sich aber Walthers Herrschaft am Wasgenwalde gelegen, so ist es erklärlich, daß ihm die jüngeren Epen (Wiener Bruchstücke, Dietrichs Flucht, Rabenschlacht), da das östlich des Waldgebirges gelegene Reich als Gunther unterthan betrachtet wurde, als Residenz Langres, die alte Hauptstadt der Lingonen, anweisen, welche an den westlichen Vogesen (in des Wortes älterer Bedeutung\*\*) gelegen ist und im 12. Jahrhundert eine bedeutende Stadt an der alten Handelsstraße durch die Vogesen

---

\*) Vergl. W. Grimm, d. Heldenl. S. 106. Wessobrunner Glossen aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts: Equitania = uuasconolant.

\*\*) Vergl. oben die Anm. zu V. 490—492.

war. Wenn endlich in der altfranzösischen Chanson de Roland Walther ein Hunne genannt wird (Gualtier del Hum V. 2039), so wird damit auf seinen langjährigen Aufenthalt am Hofe Etzels hingewiesen.

Zum Schlusse möge noch zweier Anspielungen an die Walthersage in mittelhochdeutschen Gedichten gedacht werden. Die eine findet sich bei Walther von der Vogelweide, der in einem Liede („Die mir in dem winter freude hant benomen etc.“<sup>\*)</sup>) seine Geliebte, den eigentlichen Namen verschweigend, Hildegunde nennt,<sup>\*\*)</sup> die andere in dem um 1250 in Österreich entstandenen Gedichte „Von dem übeln wibe“,<sup>\*\*\*)</sup> in welchem ein von seinem Eheweibe geschlagener Mann seine Not klagt und als Gegensatz zu seinem unerfreulichen ehelichen Leben das musterhafte Verhältnis zwischen Walther und Hildegunde anführt:

V. 301 „lanc, breit ist ir swinge  
und ist hagenbüechîn:  
die sleht si durch daz houbet mîn;  
daz selbe tet si hiure.  
so getâne âventiure  
wârn hêrren Walthern unkunt,  
dô er und mîn frou Hildegunt  
fuoren durch diu rîche  
alsô behagenliche.“

Wie haben noch der Verbindung der Walthersage mit der Wieland-Wittich-Sage zu gedenken. Oben sahen wir, daß in den angelsächsischen Fragmenten zwei Schwerter erwähnt werden: Walther besitzt den Nimning, Wielands Meisterwerk; Gunther aber rühmt sich, ein noch besseres zu besitzen. „Ich weiß, daß Theodric gedachte, es dem Widja selber zu senden und auch einen großen Schatz an Kleinodien mit dem Schwerte, manches andere außerdem mit Gold zu verzieren. Er empfing

\*) S. 73 in Lachmanns Ausgabe 1864, Nr. 34 bei Pfeiffer 1873, Nr. 53, 2 bei Wilmanns 1883; vergl. Earned S. 62 fg.

\*\*) Vergl. oben das dem dritten Abenteuer des Walthariliedes vorausgesetzte Motto.

\*\*\*)) Zuerst abgedruckt im Anzeigeblatte der Wiener Jahrbücher der Literatur, 94. Bd. 1841. Vergl. auch Zeitschrift f. d. N. 12, 274 und 366 fg.; Earned S. 123.

längst verdienten Lohn dafür, daß er ihn aus Klemmen (enger Haft), er Nidhads Verwandter, Weland's Sohn, Widja, befreit hatte: er war durch der Unholde Wohnung (oder das Gefilde, das Gehöft der Riesen) hindurch entflohen.“\*)

Diese Angaben der Fragmente über die Waffen lassen sich mit den übrigen Berichten der Heldensage nicht vereinigen. Mimming gilt sonst in derselben als das berühmteste aller Schwerter, und hier will Gunther ein noch besseres besitzen. Heinzel, Walthersage S. 9 fg., nimmt an, daß Walderes Schwert wie im Waltharius zersprungen sei und Hagen darauf dem Freunde den Mimming seines Herrn heimlich in die Hand gespielt habe, somit das, was der König von der Geschichte seines eigenen Schwertes erzählt, sich eben auf den Mimming beziehe, also hier nur von einer einzigen Waffe die Rede sei; er hat mit dieser Hypothese keinen Beifall gefunden.

Gunthers Schwert ist also nach den Fragmenten eine Gabe Dietrichs an Wittich zum Danke für einen geleisteten Dienst; davon weiß die Sage sonst nichts, und ebensowenig wird uns in anderen Quellen berichtet, daß Walthar in den Besitz des Mimming gekommen sei. Nach der Thidhrefs saga Kap. 81 hatte Wittich das Schwert von seinem Vater erhalten; er führt es auch im Biterolf, Rosengarten, Laurin, in der Virginal, der Rabenschlacht u. s. w. Nach der Thidhrefs saga Kap. 221 ließ er es einst dem Thidhref, damit er sich desselben im Kampfe gegen Sigurdh bediene. Als nach der altschwedischen Bearbeitung der Thidhrefs saga Kap. 581 Didrik zuletzt an Widenes (Wittich) sich für den Tod seines Bruders rächen will, bringt er zuvor Mimming bei Seite, gestattet seinem Gegner aber, sonst das beste Schwert, welches er besitze, im Zweikampfe gegen ihn zu brauchen. Nach Widenes Fall behält Didrik den Mimming und wirft ihn, als er seinen Tod nahe fühlt, weit in einen See, so daß er nie wieder in eines Menschen Hand kam.\*\*)

Eine dichterische Bezeichnung für „gutes Schwert“, wie z. B. in der Snorra-Edda und bei Nidhard von Neuenthal,\*\*\*) kann der Name Mimming in dem angelsächsischen Liede nicht wohl sein, da die Waffe hier ausdrücklich als Weland's Werk bezeichnet wird; allein es ist uns nicht

\*) Vergl. über das letztere Müllenhoff, Zeitschr. f. d. N. 12, 278 fg. und Bugge, Tidskrift for Philologie og Paedagogik 8, 76; Heinzel, Über die ostgotische Heldensage, S. 70 fg.

\*\*) Vergl. W. Grimm, Heldensage S. 67.

\*\*\*) Vergl. a. a. O. S. 167 u. 172.

bekannt, wie Waldere in den Besitz des Kleinods gekommen ist. Doch muß es eine Form der Sage gegeben haben, die Walthar mit den einst von Wittich getragenen Waffen ausrüstete, denn auch nach dem Waltharius war die von Walthar dem Attila entwendete Brünne mit dem Zeichen der Schmiede, nämlich Hammer und Zange, versehen, die Wieland nach der Thidhrefsaga auf dem für seinen Sohn bestimmten Schilde anbrachte, und Walthers Rüstung wird bei Ekkehard V. 965 geradezu Wielandia fabrica genannt, was in Rücksicht auf das insigne fabrorum V. 264 und die Bezeichnung Welandes geworec im Waldere sehr wohl als ein bloßer Tropus aufzufassen ist.)\*

Wenn nun Walthar bei Ekkehard einen von Wieland geschmiedeten Panzer und im angelsächsischen Eiede das Wielandschwert besitzt, so läßt sich annehmen, daß auch Walthers Helm aus der Werkstatt des sagenberühmten Schmiedes hervorgegangen war. Waltharius V. 263 verlangt Walthar ausdrücklich den Helm des Königs, den er allerdings nicht näher beschreibt, während er die Kennzeichen der gewünschten Brünne genau angiebt, um Hildegunde die Auswahl des richtigen Waffenstückes aus vielen anderen zu ermöglichen. Doch ist eine solche Angabe bei dem Helme auch überflüssig, wenn wir bedenken, daß die zu derselben Garnitur gehörigen Waffen, wie man noch heute in Rüstkammern sehen kann, an dem nämlichen Gestelle aufgehängt waren. Ich nehme an, daß Walthar in Ekkehards Vorlage auch mit dem Nimming ausgerüstet war, der Dichter aber diesen Zug der Sage unterdrückt und seinen Helden mit einer minderwertigen Waffe ausgerüstet hat, um das Zerspringen der Klinge und dadurch den Verlust der Hand zu erklären, die beide sicher nicht sagenecht, sondern offenbar vom Dichter in Anlehnung an Psychomachie 137 fg. und Aeneis 12, 728 fg.\*\*\*) erfunden sind, zumal die übrigen Quellen von der geschilderten Scene nichts wissen.

\*) Vergl. darüber oben die Anm. zu V. 264 und 965, sowie meine Ausführungen in der S. 163 Anm. \* citierten Programmabhandlung S. 1 fg. und in der Zeitschr. f. d. Phil.

Mit Recht sagt auch Linnig S. 100: „Hätte der Dichter die Güte der Brünne Walthers tropisch bezeichnen wollen, so hätte er, der das Nationale, Volkstümliche ängstlich auszumerzen bemüht ist, sicherlich einen lateinischen Tropus angewandt und sie etwa ein Werk des Vulcan genannt. Daß er das nicht gethan hat, beweist, das Wieland in seiner Quelle feststand.“ Ich weise hin auf Vulcania arma Aeneis 8, 535 und Cicero, Tusc. 2, 14, 33.

\*\*) In beiden Stellen findet sich nur das Zerspringen des Schwertes, nicht aber der Verlust der Hand.

Ekkehard betont wiederholt, daß Walthar aus seinen Kämpfen unverwundet hervorgeht:

V. 415 „— sie kannten den tapferen Mann und wußten, wie viele  
Feinde zu Boden er schlug, ein unverwundeter Sieger“,

und auch V. 970 fg. wird berichtet, wie Randolf dem überraschten Helden wohl zwei Locken vom Haupte schneidet, aber nicht einmal die oberste Haut zu berühren vermag. Wollte der Dichter also sich nicht selbst widersprechen, so durfte der unbesiegbliche Walthar nicht durch einen Mangel an Fechtergewandtheit verwundet werden, und so fand Ekkehard den glücklichen Ausweg, daß Walthers Schwert seinem Herrn den Dienst versagt. Um dies aber glaubhaft zu machen, mußte er Walthar, der auch im Viterolf ein ausgezeichnetes Schwert führt, statt des unübertrefflichen Minning eine andere Waffe in die Hand geben.

Der mächtige Attila war im Besitze des heiligen Marschwertes\*) und hatte in seiner Schatzkammer gewiß zahlreiche auserlesene Waffen, die ihm als das kostbarste Gut der Vorzeit von unterworfenen Königen zum Geschenke dargebracht waren. Wie mag er aber zu den Waffen Wittichs gekommen sein? Ich glaube, daß wir dafür im Waldere einen Anhaltspunkt haben. Hier nennt Walthar seinen Panzer, auf den er sich besonders verläßt, „die graue Brünne, gut und groß (oder weitmächtig oder breit benagelt), mit Gold verziert, eine durchaus untadliche Rüstung für einen Edeling, wenn seine Hand den Lebenshort vor den Feinden schützt“, und bezeichnet ihn als Aelfheres lāf.

Dies wird meist mit „Alphers Erbstück“ im eigentlichen Sinne des Wortes übersetzt und daraus geschlossen, daß Walthers Vater zur Zeit der Flucht seines Sohnes schon tot gewesen sei, allein meines Erachtens mit Unrecht.

Walthers Aufenthalt an Attilas Hofe, den der Waldere erwähnt, setzt die Vergeißelung des Helden gelegentlich des Vertrages zwischen Aquitanern und Hunnen voraus. Als dieser geschlossen wurde, mußte König Alpher am Leben sein, denn andernfalls hätte ja Walthar selbst die Krone getragen und als Geißel nicht in Betracht kommen können. Die Annahme, daß der Vater während der Abwesenheit des Sohnes gestorben und letzterem der Panzer aus dem Schatze des Erblassers übersandt worden sei, ist wenig wahrscheinlich; nach Alphers Tode hätte naturgemäß die Geißelschaft des nunmehrigen Königs sofort aufhören

---

\*) Vergl. Anm. zu V. 70.

müssen. Fischer\*) nimmt an, daß lāf aufzufassen sei als „etwas, das jemandem übergeben worden ist, damit er es als ein Erbstück betrachte, falls der Erblasser stirbe“, und daß der scheidende Walthar die Brünne von seinem alten Vater bei der Abreise nach dem Hunnenlande erhalten habe. Doch wäre es auffallend, wenn der Besitzer einer so kostbaren Rüstung diese einem Kinde anvertraut haben sollte, von dem er nicht einmal wußte, ob ihm das Schicksal vergönnt würde, von seinem Besitzum Gebrauch zu machen.

Ich habe in meiner oben citierten Programmabhandlung S. 6 fg. zur Erklärung des auffallenden Ausdrucks auf altdenische Rechtsbestimmungen hingewiesen, nach denen der Panzer, bezw. das ganze herwäte (Ausrüstung des Kriegers) dem ältesten Sohne als Erbe gebührt. Daher ist es nicht auffallend, wenn Walthar noch bei Lebzeiten des Vaters die Rüstung als ein ihm von Rechts wegen zustehendes Erbe bezeichnet. Ferner ist auch zu beachten, daß lāf einfach als Waffe aufgefaßt werden kann, da im Beowulf das Schwert wiederholt so bezeichnet wird, ohne daß dabei ein Todesfall in Betracht kommt.

Es fragt sich nun, wie Walthar in den Besitz der Rüstung seines Vaters gekommen war, wenn er sie, wie ich annehme, weder von Hause mitgebracht noch nachgesandt erhalten hatte, und da können wir nach der Analogie des Waltharius schließen, daß sie von ihm aus Attilas Schatzkammer entwendet, letzterem aber die Wielandswaffen gelegentlich der Unterwerfung unter anderen Schätzen von Alpher übergeben worden waren. Somit hätte Walthar bei seiner Flucht die Waffen nicht nur ihrer Kostbarkeit wegen an sich genommen, sondern weil er den ehemaligen Familienbesitz als ein Erbe betrachtete, das ihm zu Unrecht entzogen worden war. Mit der strengen Rechtsanschauung unserer Zeit läßt sich allerdings eine solche Auffassung ebenso wenig vereinbaren wie der Versuch König Gunthers (Walth. V. 471 fg.), sich durch Beraubung Walthars wieder in den Besitz der von Gibicho dem Hunnenherrscher vertragsgemäß übersandten Schätze zu setzen.

Die gotische Walthersage muß, nach dem häufigen Vorkommen der Namen Aelfhere und Waldere zu rechnen (auch Hildigyt ist vertreten),\*\*) schon am Ende des 7. Jahrhunderts in England weitverbreitet gewesen sein, und um diese Zeit oder doch in der ersten Hälfte des

\*) Zu den Waldere-Fragmenten, Breslauer Dissertation, 1886, S. 11.

\*\*) Vergl. Vinz, Zeugnisse zur germanischen Heldensage in England, Beiträge 3. Gesch. d. dtsch. Sprache u. Litter. 20, 160 u. 219 fg.

Althof, Waltharilied.

8. Jahrhunderts ist wahrscheinlich die angelsächsische Waltherdichtung entstanden. In dieser erscheint die Walthersage mit der Dietrich- und Wieland-Wittich-Sage verbunden, von denen die erstere in England nur eine geringe Verbreitung gehabt zu haben scheint,\*) während die zweite offenbar früh bekannt und sehr beliebt gewesen ist.\*\*) Dies ist sowohl aus dem häufigen Vorkommen der aus der Sage bekannten Personennamen als aus „Deors Klage“ und dem Beowulf zu schließen, wo V. 455 wie im Waldere der Schmiedekunst Wielands gedacht wird. Ja, an dem merkwürdigen, spätestens aus dem Ende des 7. oder dem Anfang des 8. Jahrhunderts stammenden Clermonter Amentkästchen im Britischen Museum\*\*) haben Szenen aus der Wielandsage eine bildliche Darstellung gefunden.

Die Verquickung der Walthers- und Wielandsage wird nun von Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 277 fg., auf angelsächsischen Boden verlegt und die Ausstattung Gunthers und Walthers mit je einem Schwerte Wittichs, als dem chronologischen Systeme der deutschen Sage widersprechend, auf die Willkür der angelsächsischen Dichtung zurückgeführt. Mit Recht urteilt Binz,\*\*) daß die Verwirrungen im chronologischen System vielleicht doch auch in Deutschland eingetreten sein können, und daß es mißlich sei, auf die dunkle Vorgeschichte von Gunthers Schwert, die vielleicht von dem angelsächsischen Bearbeiter aus Mißverständnis noch mehr verwirrt worden sei, derartige Schlüsse aufbauen zu wollen. Trotzdem verteidigt Strecker, Probleme S. 587, eifrig Müllenhoffs Hypothese, daß wir es hier mit einem wilden Sprößling der angelsächsischen Sage zu thun haben, indem er konsequenter Weise jede Spur der Wielandsage im Waltharius leugnet. Er weist sowohl Einnigs Deutung der Verse 263 fg. wie die meinige zurück, ohne aber selbst eine annehmbare Erklärung der vielbesprochenen Stelle zu geben, und glaubt, Wielandia fabrica, wie Walthers Rüstung Walth. V. 965 (allerdings „unglücklicherweise“ für Müllenhoff und Strecker) bezeichnet wird, ohne Zwang als Tropus erklären zu können. Doch muß ich es mit Einnig als vergebliche Mühe bezeichnen, den Panzer als Werk Wielands wegdeuteln zu wollen, und die Annahme, daß auch Etzelhard die Walthers-

\*) Binz, a. a. O. S. 200 n. 212 fg.; Kögel, I, 2, 284.

\*\*) Abgebildet n. a. bei Wülker, Geschichte der engl. Litter., 1896, S. 18 und Jiriczek a. a. O. neben S. 162.

\*\*\*) a. a. O. S. 218.

sage bereits mit Zügen aus der Sage von Wieland durchsetzt vorgefunden habe, einfach als „Roman“ hinzustellen.

Die Wielandsage hat ihre Heimat in Norddeutschland, in Niedersachsen, und ist von hier, wie wir gesehen haben, schon frühzeitig über den Kanal gedrungen, aber eher früher als später auch nach Süddeutschland, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Wasser des Mainflusses sich als ein schwerer zu überwindendes Hindernis sollten erwiesen haben als die Wogen der Nordsee. Wenigstens ist nachweisbar, daß es der Sage zur Zeit Ekkehards längst gelungen war, den schwierigen Weg nach St. Gallen zu finden.

Doch auch aus einem anderen Grunde ist eine frühe Verbindung der niederdeutschen Wielandsage mit der gotischen Sage wahrscheinlich. In der um 550 verfaßten Gotengeschichte des Jordanis wird Kap. 5 und 34 berichtet, daß die Goten in alten Liedern den Vidigoia besangen, der nicht fern von der Residenz Attilas durch die Nachstellungen der Sarmaten seinen Tod fand. Dieser war ein Westgote (gleich Walthar) und Vorkämpfer dieses Volkes in dessen Kriegen mit den Sarmaten an der Theiß, mit denen die Ostgoten vor der Hunnenzeit nie etwas zu schaffen hatten. Die Namen Vidigöja und Witigowo, Witigo, Witege, Wudga, Widja sind aber dieselben. Demnach ist der westgotische Held zu einem Sohne des niederdeutschen Wieland gemacht oder doch mit einem gleichnamigen Wielandssohne identifiziert worden, und zwar sehr früh, denn es ist ein gemeinsamer Zug germanischer Sagen, daß Wittich im Gefolge Ermenrichs als der vornehmste Vorkämpfer der Goten gegen die an Stelle der Sarmaten getretenen Hunnen erscheint. Schon in dem alten angelsächsischen Gedichte Widsid werden die Gefellen Wudga und Hâma (Wittich und Heime) unter dem Gefinde Ermenrichs als mutige Streiter gegen die Hunnen erwähnt, und zwar wegen ihrer Herkunft aus dem Norden als Ausländer bezeichnet. Daß sich die norddeutsche Wieland-Wittich- und die gotische Dietrich-Ermenrichsage nur über Süddeutschland die Hand reichen konnten, ist selbstverständlich.

Hier begegnet uns der Name Wieland aber sehr häufig. So findet sich Velandu auf einer vielleicht aus dem 5. Jahrhundert stammenden, bei Mainz gefundenen lateinischen Inschrift,<sup>\*)</sup> und verschiedene Formen des Namens kommen oft in süddeutschen Urkunden vor, so in

<sup>\*)</sup> Vergl. Steiner, Codex inscriptionum Romanorum Danubii et Rheni, 1851, n. 575.

Trierer seit dem Jahre 762, in Weissenburger seit 715, in Württemberger seit 772, in Freisinger seit 807, in St. Galler seit 775 und auch in dem Verbrüderungsbuche von St. Peter in Salzburg. \*) Ebenso ist der Name seines Sohnes in der Form Witigowo, Witigo, Wito u. s. w. in Urkunden häufig, z. B. in St. Gallen 765, 787 u. s. w.; zusammen stehen die Namen Vvitigo bezw. Vvitigovvo und Vvielant bezw. Vvelant (neben Alpker bezw. Alpkeri) mit den Zeugen in zwei St. Galler Urkunden vom Jahre 864. \*\*) Wittichs Großvater war nach der Völundarkvidha der Niarenkönig Nidadr (-udr), ags. Nidhad, seine Mutter dessen Tochter Böðvildr, ags. Beadohild. Diesen Namen entsprechen die deutschen Nidhad und Bathilde; beide sind gleichfalls in Süddeutschland vertreten, so Nidhad in St. Gallen i. J. 779. Auch der Name von Wittichs Gesellen Heimo (Heime) war damals beliebt; er findet sich in Weissenburg 719, in St. Gallen 751 und in Salzburg ebenfalls im 8. Jahrhundert; \*\*\*) beide Genossen sind in einer St. Galler Urkunde vom Jahre 817 (?) genannt, in der die mansi Witonis et Heimonis erwähnt werden. †)

Solche Anzeichen einer frühen und großen Verbreitung der Wielandsage im Süden unseres Vaterlandes, in der Heimat Ekkehards, lassen Symons Ansicht, ††) diese Sage scheine in Oberdeutschland nur geringen Boden gefunden zu haben, als ungerechtfertigt erscheinen.

Nach unserer Betrachtung der verschiedenen Formen der Walthersage liegt die Frage nahe, wie die Quelle beschaffen war, aus der Ekkehard den Stoff für sein Epos bezog, was in letzterem als Sagenecht zu betrachten und was der Erfindung des Kundsichters zuzuschreiben oder auf Entlehnung aus den von ihm als Vorbilder benutzten lateinischen Schriftstellern zurückzuführen ist. Leider ist es uns aber nicht möglich, in jeder Beziehung hierüber Sicheres zu ermitteln.

\*) Vergl. Förstemann, Altdentsches Namenbuch, 1. Bd. 2. Aufl. 1900, S. 1553 fg.

\*\*) Vergl. Förstemann S. 1568 fg.; Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 307.

\*\*\*) Vergl. Förstemann S. 1159, 229 und 731.

†) Vergl. Müllenhoff, a. a. O. 12, 308.

††) Vergl. Pauls Grundriß der germanischen Philologie, 1. Aufl. 1893, 2. Bd. I, 61.

Man sollte zwar meinen, daß sich aus der Vergleichung des Waltharius mit den übrigen Quellen mancherlei Inhaltspunkte ergäben, allein es ist zu berücksichtigen, daß mit Ausnahme der dürftigen angelsächsischen Fragmente sämtliche anderen Überlieferungen der Walthersage jünger sind als Ekkehards Epos und daher eine Beeinflussung derselben durch das in Deutschland weitverbreitete Gedicht nicht ausgeschlossen erscheint, wie oben S. 170 in Bezug auf die Thidreks saga bereits erwähnt wurde. Der Ansicht W. Meyers, das spätere Mittelalter habe alles, was es von Walthar wußte, aus dem Waltharius und aus seiner eigenen Phantasie bezogen,\*) vermag ich nicht beizustimmen. Ich halte eine so erhebliche Einwirkung dieser gelehrten, lateinischen Dichtung auf die fortlebende Volksage und die fahrenden Sänger nicht für wahrscheinlich und weise besonders darauf hin, daß von den glänzendsten Partien des Waltharius, den Schilderungen der Kämpfe im Wasgenwalde, und den Namen der elf neben Gunther und Hagen dort auftretenden Helden ebensowenig wie von der Verstümmelung Walthers und des Burgundenkönigs in den jüngeren Quellen der Walthersage die geringste Spur zu finden ist.\*\*)

Wir können annehmen, daß Ekkehard eine heimische Sage vorfand, die schon früher, sei es durch die Vermittelung norddeutscher Stämme, sei es direkt infolge des regen Missionsverkehrs zwischen England und Alemannien zu den Angelsachsen gelangt und dort die Quelle des Waldereliedes geworden war. In beiden Überlieferungen finden sich manche gemeinsame Züge, was in Anbetracht des geringen Umfanges der angelsächsischen Bruchstücke bemerkenswert ist: Name von Walthers Vater, Walthers und Hildegundens Aufenthalt bei den Hunnen, der eine Vergeißelung zur Voraussetzung hat, Walthers Kriegsthaten und Feld-

---

\*) Zeitschr. f. d. N. 43, 123. Auch Strecker, Probleme S. 638 fg., ist geneigt, eine Beeinflussung des Nibelungenliedes durch Ekkehards Epos anzunehmen; vergl. dagegen Linnig S. 116 fg.

\*\*) Die abgeschlagenen Hände in dem später zu besprechenden Wappen der Herren von Wasgenstein, eine augenscheinliche Anspielung auf Walthers Verlust im Schlufkampfe, weisen allerdings auf eine Beeinflussung der Lokalsage durch Ekkehards Werk hin, die wahrscheinlich durch die Mönche der Abtei Weisenburg oder Stürzelbronn vermittelt wurde, sich aber nicht auf weitere Kreise ausdehnte. Strecker (Probleme S. 635 Anm.) teilt mit, daß nach Berichten alter Leute eine Stelle im Jägerthal, südlich von Obersteinbach, der Name „Walthershag“ oder „Walthersbühl“ getragen habe.

hauptmannschaft, gemeinsame Flucht des Brautpaares, Besitz von Wieland geschmiedeter Waffen, Überfall durch Gunther und seine Mamen, Anbieten und Zurückweisen von Vaugen, Kampf mit Gunthers Begleitern, von dem sich Hagen fern hält, schließlicher Kampf Walthers mit dem Könige selbst.

Den vorgeschundenen Stoff hat der St. Gallische Dichter frei gestaltet, es sich aber vielfach versagt, die mit seinem geistigen Auge erschauten Bilder auch in eigenen Konturen und Farben anzuführen, sondern, dem Geschmacke seiner Zeit entsprechend, seine Dichtung reichlich mit Phrasen und Zügen aus den früher genannten lateinischen Schriften durchsetzt. Doch bietet er keine rohe Zusammenstoppclung erborgten Gutes, sondern er hat wie jeder echte Dichter nach einem vorher entworfenen künstlerischen Plane gearbeitet. Er ist dabei verfahren gleich den Baumeistern der Karolingerzeit, die den von ihnen planmäßig ausgeführten Bauten Reste antiker Bauwerke einfügten, wobei es allerdings öfters vorgekommen sein mag, daß das Vorhandensein besonders geeigneter Werkstücke solcher Art kleinere Änderungen des ursprünglichen Planes veranlaßte oder auch auf diesen von vornherein bestimmend einwirkte. Bei dem analogen Vorgehen Ekkehards ist es in vielen Fällen schwer, wenn nicht unmöglich, zu entscheiden, ob der Dichter für eine bereits in seiner Vorlage vorhandene oder von ihm selbst erfundene Partie seines Epos die Darstellung einer ähnlichen Situation bei den lateinischen Schriftstellern gesucht und gefunden hat, oder ob er durch besonders passend erscheinende Stellen angeregt wurde, diese in seinem Gedichte zu benutzen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich daraus trotz vorgenommener Änderungen kleinere Unebenheiten ergaben.

Mit der Art und Weise, wie Ekkehard arbeitete, haben sich neuerdings besonders Strecker\*) und W. Meyer\*\*) beschäftigt. Ersterer hat mit Erfolg versucht, durch eingehende Vergleichung das Verhältnis des Walthariustextes zu den Vorbildern, besonders Virgil und Prudentius, genauer nachzuweisen, während letzterer vor allem zeigt, wie Ekkehard das entlehnte Material selbständig verarbeitet, zu ganz neuen, nur ihm gehörigen Bildern umgeformt und seinen künstlerischen Zwecken dienstbar gemacht hat.

Es sei mir nunmehr gestattet, im Anschluß an die genannten

\*) „Ekkehard und Virgil“ in der Zeitschr. f. d. A. 42, 339 fg. und „Bemerkungen zum Waltharius“ im Programm des Dortmunder Gymnasiums 1899.

\*\*) „Der Dichter des Waltharius“, Zeitschr. f. d. A. 43, 113 fg.

Forscher zunächst auf einige Scenen, die Reiterschlacht, das Zwiegespräch zwischen Walthar und Hildegunde, die Schilderung des Essens und des Trinkgelages, die nach W. Meyer lediglich der Phantasie des Dichters entsprungen sind, sodann auf die Einzelkämpfe im Wasgenwalde näher einzugehen, dabei aber nur im allgemeinen das Verhältniß des Dichters zu seinen antiken Mustern anzudeuten, da ausgeführte Parallelen dem Zwecke dieser Darstellung nicht entsprechen würden.

Was zunächst die Reiterschlacht V. 179 fg. betrifft, so ist es auch meiner Meinung nach sicher, daß mindestens die Hauptmasse dieser Schilderung sich in der deutschen Quelle Ekkehards nicht befunden haben kann, sondern erst von dem Dichter selbst nach Virgils Muster geschaffen worden ist, und ich halte es auch für wahrscheinlich, daß, wie W. Meyer meint, die ganze, für die Entwicklung der Handlung erhebliche Partie nur aus künstlerischen Gründen, der Abwechslung wegen von Ekkehard erfunden ist, um seinen Helden nicht nur in der langen Reihe von Einzelkämpfen als gewandten Fechter, sondern auch in einer Schlacht als siegreichen Feldherrn vor Augen zu führen. Man vergleiche die Verse des Walthariliedes mit der Schilderung des Kampfes der Trojaner und Etrusker gegen die Latiner und die Schar Camillas Aeneis II, 597 fg. Die ersteren nahen hier den Mauern der Stadt und der Reißigen sämtliche Heerschar. Eisern starrt das Feld von Lanzen, und die Ebene blüht von Rüstungen. Auf Schußweite nähern sich die Gegner und machen Halt; dann erheben sie das Kampfgeschrei, geben den Rossen die Sporen und schleudern zugleich ihre Speere, daß sie wie Schneeflocken den Himmel verdunkeln. Plötzlich sprengen Tyrhenus und Alcontus mit eingelegten Lanzen auf einander los, daß die Rosse sich gegenseitig die Brust zerschmettern und Alcontus aus dem Sattel geworfen wird. Die bestürzten Latiner werfen die Schilde auf den Rücken und ergreifen die Flucht, verfolgt von den Trojanern. In der Nähe der Stadthore aber machen die Flüchtigen Kehrt und schlagen ihre bisherigen Verfolger zurück; darauf wiederholt sich das frühere Schauspiel noch einmal:

„Zweimal trieb der Tusker den weichenden Rutuler stadtwärts,  
Zweimal sah er geworfen sich um, den Rücken bedeckend.  
Als sie zum drittenmal in die Schlacht nun raunten und alle  
Scharen sich unter einander gemengt, der Mann sich den Mann wählt“,

kommt es zum heißen Ringen im Handgemenge, in dem die Amazone Camilla gewaltige Thaten verrichtet, bis sie von Urrinus getötet wird,

worauf ihre Partei das Heil in der Flucht sucht. Außer obigen Versen sind von Ekkehard für seine Schilderung nachweislich noch andere Stellen der *Ilneis* und der *Psychomachie* benutzt worden, aber der Dichter hat aus seinen Vorlagen nichts mechanisch herübergenommen, sondern das Material zweckentsprechend geändert.

Er wollte seinen Helden nicht zweimal angreifen und zweimal fliehen lassen; daher läßt er es, nachdem Wurfspieße und Pfeile verschossen sind, gleich bei dem ersten Zusammenstoße zum Entscheidungskampfe kommen, in welchem die feindlichen Scharen in ihrer Gesamtheit so aufeinander lossprengen wie *Tyrhennus* und *Monteus* bei Virgil, jedoch mit dem Unterschiede, daß letztere mit eingelegten Lanzen zusammenrennen, während dort zum Schwerte gegriffen und mit ihm zur Entscheidung gekämpft wird. Was hat nun Ekkehard zu dieser weiteren Änderung veranlaßt, und woher hat er das Modell für seine abweichende Darstellung genommen?

Wenn auch einzelne deutsche Stämme, wie die Sachsen, noch lange zu Fuß kämpften, so scheint doch bei den Langobarden um die Mitte des 8. Jahrhunderts und bei den Franken der Karolingerzeit die Reiterei einen wesentlichen Bestandteil der Heere ausgemacht zu haben. Nithard 3, 6 schildert anschaulich ein Kampfspiel, welches eine Reiterschlacht vorführte, ja, Nachrichten über König Arnulfs Kriege zeigen, daß es zu Ende des 9. Jahrhunderts bei den Ostfranken ungewöhnlich geworden war, zu Fuß zu kämpfen.\*) Aber die deutschen Reiter dieser Periode handhabten die schwere Lanze freihändig zum Wurf oder auch zum Stoße und pflegten nicht wie die beiden Gegner in der *Ilneis* und die Ritter der höfischen Zeit, im Gefechte mit eingelegter Stechlanze gegen einander zu rennen, ebensowenig aber auch nach Barbarenweise mehrere leichtere Wurfspieße vom Pferde aus zu schlendern. Doch nach Meyer wollte Ekkehard auch gar keine deutsche Reiterschlacht schildern, sondern einen Kampf der Hunnen, die man damals mit den Avarn und Ungarn identifizierte, und so kopierte er die letzteren, von deren Kampfweise er genug erfahren haben mochte. Für diese war u. a. der Gebrauch von Pfeilen und Wurfspießen charakteristisch, sowie die Sitte,

\*) Ann. Fuld. a. 891: — — quia Francis pedetemptim certare inusitatum est. — Vergl. u. a. Götzinger, *Reallexikon der deutschen Altertümer*, 2. Aufl. 1885, S. 371 und 536; Hartung, *Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun*, 1894, S. 460 fg., 490 fg.

auf verstellter Flucht rückwärts auf die Verfolger zu schießen, jedoch das Handgemenge zu meiden. Trotzdem kommt es aber im Waltharius zu einem erbitterten Schwertkampfe, auch hat der Dichter die für seinen angeblichen Zweck so sehr geeignete Stelle *Äneis* II, 663, wo Camilla zurückweichend hinter sich auf die Feinde ihre Pfeile entsendet, unbenuzt gelassen; ferner ist die Kampfweise bei den beiden Parteien gleich. Mag aber Ekkehard bei seiner Darstellung an einen Kampf zwischen Ungarn und anderen Barbaren oder an einen solchen zwischen Ungarn und Deutschen gedacht haben: jedenfalls scheint mir seine lebhafteste Schilderung den historischen Verhältnissen nicht entsprechend zu sein, was sich leicht aus dem Mangel eigener Anschauung bei dem Dichter erklären läßt.

Als der siegreiche Walthar aus dem Feldzuge heimkehrt, verabredet er mit Hildegunde das V. 289 fg. beschriebene Gastmahl. Auch die Schilderung des letzteren hat Ekkehard nach Meyer selbst geschaffen. Er fand in seiner Quelle, daß der Held die Hunnen trunken machte, und seine „Phantasie gestaltete die Schilderung eines solchen Essens nach den Sitten seiner Zeit; um diese Vorstellungen in lateinische Hexameter zu bringen, durchlief Ekkehard die ihm bekannten hexametrischen Schilderungen ähnlicher Szenen“. Er fand und benutzte deren drei: das Prunkmahl, welches Dido dem *Äneas* giebt, *Äneis* I, 637—642 und 697—708, dann die Bewirtung des *Äneas* durch Evander, *Äneis* 8, 173—183, und endlich die Speisung der 5000 Männer in der Wüste durch Christus mit fünf Gerstenbrotten und zwei Fischen, wie sie Prudentius in seiner *Apotheosis* V. 712 fg. darstellt.\*) Aber aus diesen Stellen hat Ekkehard, wie Meyer darlegt, für seine durchaus sachgemäße und ebenso verständig angelegte wie anschaulich ausgeführte Schilderung nur sprachliche Wendungen, keinen Gedanken entnommen und somit sowohl der deutschen wie den lateinischen Vorlagen gegenüber seine Selbständigkeit gewahrt.

Während wir die besprochenen beiden Szenen stark mit Phrasen und Jüngen aus Virgil und Prudentius durchsetzt finden, sind das Gespräch Walthers und Hildegundens V. 215—286 und die Schilderung des Trinkgelages V. 304—323 nicht nach den genannten Dichtern gearbeitet, sondern selbständig entworfen und ausgeführt. Nur einige wenige

---

\*) Daß nicht bloß Ekkehard und seine Zeitgenossen, sondern auch die lateinischen Dichter des späteren Mittelalters sich für die einzelnen Partien ihrer epischen Gedichte nach Vorbildern umsahen, zeigt u. a. die um 1200 verfaßte *Poetria nova* Galfrids von Vinefals, der V. 632 fg. ein Muster für die Schilderung königlicher Gastmähler und der Tafelfreunden giebt.

Phrasen in der erstgenannten Scene entstammen dem 4. Buche der *Äneis*; sachlich aber bieten die Verhandlungen zwischen Juno und Venus V. 93 fg., auf welche Streckler hingewiesen hat, keine Verührungspunkte mit dem Zwiegespräche bei Eckehard, und in der langen Schilderung des Zechgelages ist fast kein Ausdruck dem Virgil entnommen. Auch ist nicht einmal sicher, ob der kunstvolle, mit Darstellungen aus der Geschichte der Vorzeit geschmückte Becher, den Walthar dem Könige überreicht, sein Vorbild hat in dem *Äneis* I, 640 fg. erwähnten

„(Schweren Silber auf Tischen umher und) in Golde gegraben,  
Tapferer Väter Verdienst, ein langes Gefolge von Thaten,  
fort durch Reihen von Helden geführt von des Stammes Beginn an“ —

da dergleichen verzierte Gefäße auch sonst nicht selten erwähnt werden.

Am meisten läßt sich in der Schilderung der Einzelkämpfe die Benutzung lateinischer Vorbilder nachweisen. Ob auch im angelsächsischen Waldere die Kämpfe bereits am Wasgensteine sich abspielten und im großen und ganzen in ähnlicher Weise wie im Waltharius verliefen, wissen wir nicht; doch spricht verschiedenes für die Annahme, es hätten auch hier zunächst für Walthar siegreiche Einzelkämpfe und dann ein Kampf des Helden mit Gunther und dem Reste seiner Mannschaft bezw. mit Hagen stattgefunden. Die Angriffe einzelner auf Walthar sind nach meiner Meinung nicht an das Vorhandensein einer Felschlucht gebunden. Wenn der Held am Eingange einer solchen stand, so war er allerdings im Rücken und in den Flanken gedeckt, konnte aber doch, falls nicht ganz außergewöhnliche Terrainverhältnisse vorlagen, von vorn gleichzeitig von mehreren angegriffen werden, und auch wenn er in der Schlucht selbst sich verteidigte, so mußte diese doch immer so breit sein, um die Waffen handhaben zu können; auch in diesem Falle konnte ein Gegner Walthars von einem hinter ihm stehenden Genossen, z. B. mit der Lanze, wirksame Unterstützung erhalten. Ich nehme daher an, daß, wenn in der ursprünglichen Fassung der Sage von Einzelkämpfen die Rede war (in der *Thidreksaga* ist dies nicht der Fall), ähnlich wie im Waltharius ritterliche Kampfstätte (vergl. das Hildebrandslied und Alpharts Tod), Unterschätzung des furchtbaren Gegners, Wunsch, sich vor anderen Ruhm zu erwerben (V. 854), die vortrefflichen Waffen des Feindes zu gewinnen (V. 781), persönlich den Tod eines erschlagenen Verwandten zu rächen (V. 690) u. s. w. die Gegner veranlaßte, Walthar in Einzelkämpfen zu bestehen, und daß man sich erst, nachdem man den Ernst der Lage, die Unmöglichkeit, auf die bisherige Weise zum Ziele zu ge-

langen, erkannt hatte, genötigt sah, die Kampfweise zu ändern, um nicht auf reiche Beute und blutige Rache verzichten und mit Schmach bedeckt nach Hause zurückkehren zu müssen. Ekkehard hat aber offenbar geglaubt, das Auftreten einzelner Gegner noch besonders begründen zu müssen durch die eigentümliche Beschaffenheit des Kampfplatzes.\*)

Die Lage desselben scheint nach den Angaben des Gedichtes folgende zu sein:\*\*) Auf einem, wenigstens teilweise unbewaldeten Berge erheben sich zwei benachbarte Felsen, deren Gipfel zusammenstoßen, so daß eine Grotte gebildet wird (V. 495 fg., 552). Von dieser aus schweift der Blick über die umliegende Landschaft, besonders die im Thale sich hinziehende Landstraße (V. 509 und 552), so daß die Stätte als ein geeigneter Sitz für Straßenräuber erscheint (V. 496). Am Fuß der Felsen, vor der Grotte befindet sich ein nach allen Seiten steil abfallendes Plateau, auf dem Kräuter wachsen (\*\*\*) und Gestrüpp (V. 836), sowie ein oder mehrere Bäume (V. 960) sich befinden; hier kann man ein Roß tummeln (V. 952) und mehrere Pferde weiden (V. 780 und 1169). Zu diesem Plateau führt nur ein einziger schmaler Zugang (V. 692, 916, 957 fg.), den man aber bequem zu Pferde passieren kann, und der entweder als ein nach beiden Seiten schroff abfallender felsrückender oder ein an steiler Wand sich hinziehender Pfad zu denken ist.†)

\*) Vergl. meine kritischen Bemerkungen S. 32 fg.

\*\*) Daß Ekkehards Darstellung nicht genau mit der Lokalität am Wasgenstein übereinstimmt, werden wir später sehen. Die Vermutung Roethes, dem Dichter habe bei seiner Schilderung eine entsprechende Örtlichkeit in den Schweizer Bergen vorgeschwebt, hat etwas für sich; doch sollte man annehmen, daß Ekkehard in diesem Falle die Unklarheiten und Widersprüche in seinen Angaben vermieden haben würde.

\*\*\*) angulus V. 497 ist nicht auf die Schlucht zu beziehen, sondern bedeutet wie das deutsche „Winkel“ hier eine abgelegene Stätte; vergl. u. a. Horaz' Oden 2, 6, 13.

†) Auf diesem Pfade sehen wir V. 1198 fg. Walther bei seinem Abzuge spähen und lauschen. Streckel meint, bei einem Engpasse wäre das Umherschauen, bei einem Höhenrückenden das Horchen überflüssig; der Zugang sei demnach als schmaler Waldpfad zu denken, da nur im Waldesdickicht Spähen und Horchen zugleich am Platze sei. Aber ein schmaler Pfad zwischen Bäumen hätte ein Ausweichen zu Seite gestattet, welches nur bei einem dichten Heckengange unmöglich gewesen wäre; doch auch ein solcher läßt sich, wenn man nur will, leicht durchbrechen. Auch vermag ich nicht einzusehen, weswegen man auf einem freiliegenden Felsenpfade nicht nach sichtbaren Feinden Ausschau halten und zugleich nach etwa im nahen Walde verborgen lauernden horchen sollte.

Das war allerdings eine vorzügliche Defensivstellung! Hagen warnt daher mit Recht vor einem Angriff auf dieselbe (V. 572 fg.), nennt, nachdem elf seiner Genossen getödet sind, einen weiteren Versuch einen Sprung in den offenen Abgrund und meint, daß auch die gesamte fränkische Streitmacht hier nichts ausrichten könne (V. 1101 fg.). Der Angegriffene brauchte sich nur dort aufzustellen, wo der Pfad mündete; dann hätte er die Gegner, ehe sie den Fuß auf das Plateau setzten, einen nach dem andern mühelos mit der Lanze ins Jenseits befördern können. Aber Walther thut das nicht, sucht auch nicht die zweitgünstigste Stellung in der Felsenschlucht\*) auf, sondern sichts die Kämpfe mit seinen Feinden auf dem freien Plateau aus\*\*) und läßt denselben so die von ihnen auffallender Weise nicht benutzte Gelegenheit, ungehindert denselben Weg wie der Vordermann einzuschlagen und diesem zu Hülfe zu kommen.

Besaß der kampferprobte Walther so wenig strategisches Verständnis, um die Vorteile seiner Stellung zu erkennen und auszunutzen, die seinem alten Kriegsgefährten sofort aus der Ferne in die Augen fielen? Schwerlich, aber Ekkehard erlaubte seinem Helden nicht, davon Gebrauch zu machen, weil dieses dem Interesse des Künstlers widersprach, der dem Leser die Einzelkämpfe in größter Mannigfaltigkeit und Abwechslung vor Augen führen wollte.

In dieser kunstvollen Schilderung sind Virgil und Prudentius besonders stark benutzt, wie aus folgenden Beispielen hervorgeht. Beim ersten Kampfe, V. 674 fg., wird ähnlich wie *Än.* 9, 577 fg. die Hand eines Kriegers (hier durch einen Pfeil, dort durch die Lanze) an die linke Seite festgenagelt.

V. 690 fg. äußert Skaramund, daß es ihm vor allen anderen zukomme, den Gegner zu bestehen, ein Motiv, das sich wiederholt in der

---

\*) Streckel meint, im 6. Kampfe stehe Walther ohne Zweifel im Eingange der Schlucht, da die Lanze Patasfrieds sonst nicht hätte vor die Füße der in derselben sitzenden Jungfrau fliegen können (V. 891). Aber dies war auch möglich, wenn Walther vor derselben stand und die drei Personen sich in einer Linie befanden.

\*\*) Wenigstens ist dies in dem Kampfe mit Gerwit, der Walther zu Rosse umkreist (V. 932 fg.), unzweifelhaft. An anderen Stellen (V. 785 fg. und 915 fg.) versperren aber die Leichen der Erschlagenen den Zugang; demnach mußte Walther doch die Gegner zum Teil kurz vor oder nach dem Verreten des Plateaus gefällt haben. Hier liegen nach meiner Meinung Unkonvenienzen vor.

Äneis findet, 3. B. 12, 315 fg., und wenn der Recke mit den Zähnen knirscht und den Helmbusch schüttelt, so finden wir dieselben Äußerungen der Mut mit ähnlichen Worten *Än.* 5, 664 und *Psychom.* 117 wieder.

In recht auffallender Weise läßt Ekkehard V. 725 fg. wie Virgil *Än.* 5, 495 fg. als dritten Streiter einen Pfeilschützen auftreten, dieser den Eurytion, jener den Werinhard, und beide Dichter machen ihren Helden zu einem Verwandten des hogenkundigen Pandarus, der einst, um den geschlossenen Waffenstillstand zu brechen, von der trojanischen Seite einen Pfeil gegen die Achiver sandte, und in der Schilderung des nun folgenden Kampfes hat Ekkehard sehr geschickt verschiedene Züge aus Virgil und Prudentius verwandt und zu einem abgerundeten Ganzen vereinigt,

Der nach Werinhard V. 736 fg. auftretende Sachse Ekkefried, die Anspielung auf die fremdartige Sprache desselben und die Eigentümlichkeit seines Stammes, sowie der Waldschrat, mit dem er Walthar vergleicht, verraten deutsches Gepräge. Doch reitet der Kämpfer auf einem braunen Schrecken, den Ekkehard dem Virgil entnommen zu haben scheint (*Georg.* 3, 82, *Än.* 9, 49 2c.), und führt einen Speer mit einem Schwungriemen, wie wir ihn *Psychom.* 324 fg. erwähnt finden.

Bei der Schilderung des Ringens zwischen Walthar und Hadawart, V. 781 fg., hat der Dichter besonders den Entscheidungskampf des Äneas gegen Turnus am Ende des 12. Buches der Äneis benutzt und mit einigen fremden Zügen ausgestattet. Nach Virgil schildert uns Ekkehard, wie die beiden Gegner, „entstammt verschiedenen Teilen der Erde“ (12, 708), „beide erhaben an Mut“, „der vertrauend dem Schwert, der mächtig mit ragender Lanze“ (12, 788 fg.), u. s. w. mit gewaltigen Kräften sich messen, und der Wasgenwald spielt die Rolle des staunenden Zuschauers wie Latinus *Än.* 12, 707. Schließlich wenden sich Hadawart und Turnus zur Flucht, weil sie des Schwertes beraubt worden sind; aber während bei Virgil die Klinge zerspringt, spart Ekkehard sich dieses Motiv für den Schlufkampfs zwischen Walthar und Hagen auf und läßt Walthar dem unachtsamen Gegner die Waffe mit der Lanze aus der Hand schlagen.

Original erscheint dagegen V. 798—819 die Wechselrede zwischen Hadawart und Walthar, welche sich auf den begehrten Schild des letzteren bezieht und ihre Parallele im jüngeren Hildebrandsliede findet (vergl. oben das Motto vor dem 6. Abenteuer S. 88), sowie die Aufforderung Walthars an seine rechte und linke Hand, sich die erprobte Waffe nicht entziehen zu lassen, und mit Recht macht Streckert hierbei

auf die für die altd Deutsche epische Ausdrucksweise bezeichnende Form der Variation aufmerksam.

Als der junge Datarfried voll Ruhmbegier gegen den gewaltigen Gegner den Kampf aufzunehmen sich anschickt, versucht der besorgte Oheim Hagen V. 849 fg., ihn durch warnende Rede zurückzuhalten, in der von Theas an den jugendlichen Lausus gerichtete Worte (Zln. 10, 810 fg.) sich wiederfinden; auch diesem spinnen die Parzen das Ende des Lebensfadens.

V. 917 fg. greift Gerwit mit hochgeschwungener fränkischer Doppelfart an und umkreist den Gegner zu Pferde, wie es in ähnlicher Weise Zln. 11, 651 und 697 fg. von Camilla erzählt wird.

Randolf schleudert V. 964 unversehens Walther seinen eisenbeschlagenen Speer auf die Brust, doch rettet den Getroffenen dessen vorzüglicher Panzer: Art des Angriffs und Erfolg desselben entsprechen den Psychom. 116 fg. geschilderten Vorgängen im Kampfe der Ira gegen die Patientia.

Diese Beispiele mögen genügen, zu zeigen, wie Ekkehard seine römischen Muster benutzt hat, um die seiner dichterischen Phantasie vor-schwebenden Bilder mit fremden Ausdrücken und Zügen auszustaffieren; wer sich ausführlicher hierüber unterrichten will, wird in den oben genannten Abhandlungen Belehrung finden.

Schon die Dichter des Altertums liebten es, von älteren Meistern Verse und Wendungen zu borgen, und solche Entlehnungen waren schon damals keineswegs unerlaubt oder tadelnswert; sie galten vielmehr als Artigkeit und ehrende Anerkennung, wie denn auch der formgewandte Ovid Bilder, Wendungen und Ausdrücke aus den Werken seiner Vorgänger reichlich in die seinigen herübergenommen hat.\*) Mehr noch waren begreiflicherweise den deutschen Dichtern der Karolinger- und Ottonenzeit für ihre lateinischen Schriften die Werke des Altertums, aus denen sie ja ihren Sprachschatz bezogen, nachahmenswerte Vorbilder. „Die kunstreich entworfenen und ausgebauten Reden, Geschichtswerke und Dichtungen, die fremdartigen und doch packenden Gedanken der lateinischen Litteratur, die wohlklingenden und prächtigen Ausdrücke der lateinischen Sprache haben auch die deutschen Stämme — — — in eine Zucht genommen, deren Segen jetzt gewöhnlich vergessen oder unterschätzt wird“. Aber „Ekkehards Dichtung ist weder durch die Nach-

\*) Vergl. Ovids Metamorphosen von Siebelis-Pollse, 1892, S. XXII.

ahnung von Situationen noch durch die Verwendung von Ausdrücken des Virgil oder Prudentius irgendwie romanisiert oder in ihrem dichterischen oder ursprünglichen Wesen und Werte beeinträchtigt worden“.\*)

Je mehr wir uns in das schöne Werk versenken und den Poeten bei seiner Arbeit belauschen, desto größere Anerkennung zollen wir seiner schöpferischen Phantasie, seiner glücklichen Darstellungsgabe und seinem feinen Kunstverständnisse; desto mehr müssen wir uns aber auch überzeugen, daß wir sein Epos nicht mehr wie früher als eine inhaltlich getreue Wiedergabe der alten Volks Sage betrachten können. Doch was die Sagenforschung dabei verliert, das gewinnt die deutsche Literaturgeschichte: wir dürfen stolz sein auf den Mönch von St. Gallen, der schon in so jungen Jahren zur Höhe strebte und sie erreichte, und wir können nur lebhaft bedauern, daß der Sang von Walther und Hildegunde des talentvollen Dichters einziger Versuch auf dem Gebiete der epischen Poesie geblieben ist.

---

\*) W. Meyer, Zeitschr. f. d. N. 43, 145 fg.

## Der Schauplatz der Kämpfe im Wasgenwalde.\*)

Ein Pfad biegt von des Maimont Gipfeln  
In ein elsäßisch Waldthal ein,  
Und braunrot starrt aus grünen Wipfeln  
Der Doppelfloß des Wasgenstein.  
Wie ein vermoostes Waldgeheimnis  
Ruhet das geborgne Riesenhaus  
In Schutt und schweigender Verträumnis  
Von dunkler Vorzeit Rätselfn aus.

Scheffel.

Wer Ekkehard's Schilderung der Stätte liest, wo Walther im Wasgenwalde mit König Gunther und dessen Mannen in heißen Kämpfen stritt, wird den Eindruck gewinnen, daß uns der Dichter nicht ein frei erfundenes Phantasiebild vorführt, sondern eine bestimmte Örtlichkeit im Auge hat, die er aus eigener Anschauung kannte oder in seiner Vorlage beschrieben fand, jene Örtlichkeit, deren Namen uns das Nibelungenlied überliefert hat und in verschiedenen Handschriften als Waschenstein, Wasgenstein, Waskenstein bezeichnet.

Es lag daher nahe, nach jener Felsenkluft im Wasgau zu suchen, und J. Grimm hat zuerst den Versuch gemacht, den Ort näher zu bestimmen,\*\*) wobei er von der Voraussetzung ausging, daß derselbe mindestens eine starke Tagereise von Worms entfernt anzunehmen sei. „Denn der Held gelangt abends an den Rhein, wurde übergefahnen und setzte alsobald die Flucht weiter fort. Erst am folgenden Tag bei der Mahlzeit wird durch die fremden Fiſche der König aufmerksam und

\*) Die unten berücksichtigte umfangreiche Litteratur über den Wasgenstein findet man verzeichnet I. S. 62 fg. meiner Waltharins-Ausgabe.

\*\*) Lat. Gedichte S. 122 fg.

läßt seinen Meistertoch, dann den Fährmann rufen. Nach empfangener Auskunft beschließt Gunther die Verfolgung, und man muß glauben, daß er noch denselben Nachmittag mit seinen Dienstmännern hinter Walthern jagte, der indessen den Vorsprung einer Nacht und eines Tags gewonnen hatte. Den zweiten Abend also war Walthar im Vosagus angelangt und ersah sich jene Felsenburg zum Ruheplatze. Am Morgen des dritten Tags konnten ihn hier die leichter berittenen Franken ereilen.“ Grimm hatte daher als Kampfplatz einen der höchsten Punkte des Wasgaus im Winkel des Breuschthales auf dem hohen Donon bei Framont angenommen, sechs Stunden von dem elsässischen Orte Molsheim und drei Stunden von der französischen Abtei Senones entfernt, an der alten Heerstraße von Deutschland nach dem französischen Lothringen.

Diese Ansicht Grimms hat lange Zeit Beifall gefunden, obwohl eine mit Ekkehard's Schilderung übereinstimmende Örtlichkeit in der gedachten Gegend nicht vorhanden ist und der Name Framont, welcher Grimm besonders verführt hat und von ihm als *mons fractus* erklärt wurde, nicht einer dieser Deutung entsprechenden Beschaffenheit des Ortes, sondern vielleicht den dortigen Eisenwerken seinen Namen verdankt und aus *mons ferratus* entstanden ist.

Gegen Grimms Annahme hat sich u. a. Meyer gewandt\*) und betont, daß nach Ekkehard die fliehenden nur des Nachts marschiert seien und nach Aufgang der Sonne sich in Verstecken geborgen hätten. „Des Abends nun setzten sie bei Worms über, können also bis zu dem Felsen, ihrem diesmaligen Ruheort, höchstens acht Stunden gegangen sein. Damit vereinigen sich die übrigen Merkmale. Am frühen Morgen, zur selben Zeit, wo Walthar sich schlafen legt, kommt der Schiffer nach Worms; im Laufe des Vormittags kauft der König die Fische, und um Mittag reitet er aus Worms. Wenn er Walthar bis gegen 4 Uhr traf, konnten noch all die geschilderten Kämpfe stattfinden. Nirgends steht ein Wort davon, daß die Franken die Nacht hindurch ritten. Dagegen haben nur bei der obigen Auffassung der Ereignisse die Verse 1143—1145 einen Sinn, wo Walthar des Abends fürchtet, daß Gunther nach Worms zurückkehren, dort neue Leute sammeln und mit dem frühesten Morgen den Kampf erneuern möchte. Der Ort lag also höchstens acht Stunden von Worms,“ und zwar wäre er nach Meyer in der nördlichen Pfalz neben der im Mittelalter sehr befahrenen Straße

\*) Phil. Bemerk. S. 375 fg.

zu denken, die von Worms durch das Leininger Thal über den Schorlenberg gerade nach Kaiserslautern und weiter in der Richtung von Metz führte.

Nun ist aber eine Lokalität, wie sie Ekkehard beschreibt, und ein Ort, Namens Wasgenstein, ebensowenig wie bei Framont in der von Meyer bezeichneten Gegend zu finden, wohl aber hat bereits Mone\*) im Jahre 1836 als die gesuchte Kampfstätte den Wasenstein, Wasgenstein, früher Wassenstein,\*\*) Wasichenstein, am Fuße des Maumont bei Ober-Steinbach, einem Dorfe an der von Weissenburg nach Wisch führenden Straße, festgestellt und im folgenden Jahre Uhland, welcher die Stätte auf einer Fußwanderung besuchte, diese Annahme durch den Augenschein bestätigt gefunden.\*\*\*)

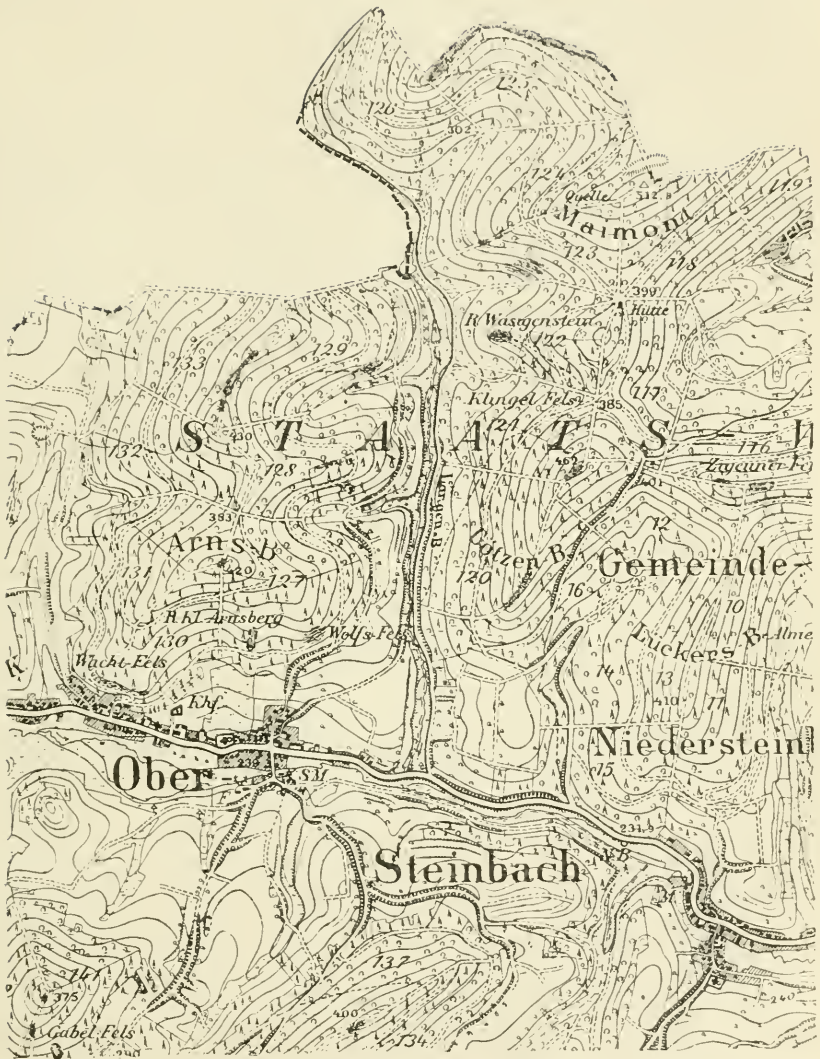
\*) In der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 7. Bd. 1836, S. 177; bis dahin hatte er die Wasenburg bei Niederbromm, nordwestlich von Haguenau, für den Wasgenstein gehalten; vergl. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1836, S. 310.

\*\*) Auch im „Rosengarten“ (v. Keller, Deutsches Heldenbuch, 1867) heißt Walther geboren von Wassenstein (neben Wachs(s)enstein), ebenso bei Kaspar v. d. Roen (v. d. Hagen u. Primmier, Heldenbuch, II, 192, 36). Wassenstein wird die bei Ober-Steinbach gelegene Burg auch stets in Herzogs Edelsasser Chronik v. J. 1592 genannt.

Ein innerer Zusammenhang mit dem Gebirgsnamen Wasgau ist nicht anzunehmen, vielmehr ist Wassenstein abzuleiten von einem Personennamen Wasso oder Waso, Wasso, der wieder auf das keltische vasso = Knabe, Diener, oder den deutschen Stamm vas (vasjan = pollere; hwas, was = acer) zurückgeht. Die Form Wasichenstein, Wasgenstein ist entweder eine adjektivische Bildung jüngeren Ursprungs und volksetymologische Anlehnung an ahd. waso msc. = fenchter Erdgrund, Wasen (wozu die fenchte Beschaffenheit des Bodens am Fuße des Burgfelsens auf dem Wasensteine stimmt), oder sie ist dem keltischen Gebirgsnamen Vosegus, Wasagus angepaßt, der schon im 10. Jahrhundert germanisiert Wasigen lautet.

\*\*\*) Mone, Zeitschrift n. f. w., S. 177: „Da die Ruine nicht weit von der Sire liegt und dieser Bach das Elsaß von dem Speiergau scheidet, was sich noch jetzt durch die Mundart und häusliche Einrichtungen kund giebt, so ist dies für die Untersuchung der Helden Sage von Walther von Wasichenstein zu beachten, weil er gerade auf der südlichen Grenze des rheinischen Frankens heimkehrte und deshalb von den wormsischen Herren angegriffen wurde“.

Ich bemerke übrigens, daß Walther eine merkwürdige Reiseroute einschlägt. Wenn er vom Himmellande die Donau entlang zog, so wäre es das Zweckmäßigste gewesen, daß er, um möglichst bald in Sicherheit zu kommen, dem Oberlaufe des Stromes gefolgt und dann durch die burgundische Pforte nach der



Ausschnitt a. d. Messtischblatt N: 3572.

Meter: 1000 500 0  
Schritt: 1000 500 0

Der Wasgenstein und Umgebung.

Dieser an der pfälzisch-elsässisch-lothringischen Grenze gelegene Ort ist jedoch von Worms schon in der Luftlinie über 10 geographische Meilen entfernt, also unmöglich in der von Meyer angenommenen Zeit und noch dazu auf nächtlicher Wanderung zu erreichen. Wir brauchen allerdings die Worte Ekkehards V. 419 nicht so genau zu nehmen, denn außerhalb des Himmereiches konnte Walther von seiner Vorsicht wohl etwas nachlassen, und auch beim Überschreiten des Rheines mußte er ja vor Anbruch der Dunkelheit die Dienste des Fährmanns in Anspruch nehmen. Ausschlaggebend sind für unsere Frage indes die V. 1143—1145, und Meyer ist gegen Grimm mit seiner Auffassung des Waltharintertes unzweifelhaft im Rechte. Daher bleibt nur die Annahme übrig, daß Ekkehard zwar Näheres über den Wasgenstein wußte, aber von der Entfernung desselben von Worms eine leicht verzeihliche falsche Vorstellung hatte.

Da der Wasgenstein mir bislang aus persönlicher Anschauung nicht bekannt ist, möge hier die Schilderung Platz finden, welche der vorzügliche Kenner der Pfalz und des Elsasses, August Becker, von demselben entwirft:\*)

nahen Residenz seines Schwiegervaters, Chalon sur Saône, gezogen wäre. Statt dessen biegt er von der Donau nach Nordwesten ab in das Thal der Altmühl oder der Wörnitz, zieht dann am rechten Neckarufer nach Worms und von dort, wie Meyer will, über Kaiserslautern und Metz oder nach gewöhnlicher Annahme über Weissenburg und Bitsch auf großem Umwege nach Aquitanien.

Die auffallende Reise läßt sich auf folgende Weise erklären: Die gotische Walthersage kannte wahrscheinlich die Burgunden in ihren Sitten westlich der Alpen und ließ Walther von der Donau durch dieses Gebiet seinen Weg nach Aquitanien nehmen. Da aber die deutsche Helden Sage Worms als burgundische Hauptstadt festhielt, mußte die Walthersage sich nach ihrer Einwanderung in Deutschland dieser Anschauung anpassen, was eine Änderung der Marschrichtung Walthers zur Folge hatte, die wohl von Ekkehard bereits vorgefunden wurde. Demnach wäre auch anzunehmen, daß die Lokalisierung der Kämpfe zwischen Walther und Gunther nebst Begleitern am Wasgensteine erst auf deutschem Boden erfolgt sei, wobei auch die Ähnlichkeit der Namen Wasenland (Waltharifona Wascôm, Aquitanien) und Wasgenwald, Wasgenstein von Einfluß gewesen sein mag. Da der Dichter, den Verhältnissen seiner Zeit entsprechend, den Beherrscher von Worms als einen Franken betrachtet, konnte er das Burgundenland im südöstlichen Frankreich zu Hildegundens Heimat machen, von der die alte Sage nichts gewußt zu haben scheint; vergl. oben Anm. zu V. 52.

\*) Der Schauplatz des Walthariliedes, Westermanns illustrierte Monatshefte, 1845, S. 260 fg. mit Holzschnitten.

„Braunrot starrt aus grünen Wipfeln der Doppelfloß des Wasgensteins“. — Zwei Felsberge dicht beisammen, nur durch eine enge Schlucht im überhängenden Gestein gespalten,\*) ein von grünem Strauch- und Kräuterwerk umschlungener, heimlicher, wässi'ger Winkel, gelegentlich auch Ränberhöhle.

Träfe Name und Lage nicht zu, schon der erste Anblick überzeugt: diese Stelle, keine andere, hatte der Dichter des Waltharius im Auge. —

Waldstill, eng, wildschön ist die Umgebung des Wasgensteins, wie ihn das Volk nennt — überraschend seine Erscheinung über dem Abgrund der Seitenschlucht des Steinbacher Thales, die sich von der Weißenburg-Büschler Heerstraße hereinzieht. Von da über den zum Teil untermauerten Burgweg herauf oder östlich über den Heiderücken her auf schmalem Steg — *angusta callis, semita, via arcta* im Waltharilied — gelangt man zuerst in den wässi'gen Vorhof. Eine niedere Fels- thür führt zur Cisterne mit Rinnen im Gestein, die das Wasser zuführten, daneben Tröge und Tränken. Ein zur Rogweide gerechter Rasenplatz unter hohen Buchen, dann der in den Fels gemeißelte viereckige Weiher, einst Pferdeschwemme, heute verschlammt und von Sauerklee überwuchert, füllen den Raum bis zum „Mantel“, einem abgeschroteten Felsenwall. Nun erst steht man vor dem Wasgenstein und dem sagenberühmten Höhlenspalz, der sich in den Abgrund senkt. Rechts der östliche, etwas zurücktretende, aber höhere und geräumigere Fels, als größere Hälfte der Doppelburg, birgt in seinem Inneren Gewölbe, Kammern, Treppen, einen durch eine cyklopische Säule gestützten Saal, jedoch nur geringe Mauerreste, ist nur schwer zugänglich und ward als der „Obere Wasgenstein“ bezeichnet. Die vordere, südwestliche kleinere Fels- hälfte, einst „Nieder-Wasgenstein“, zeigt noch elegantes Mauerwerk auf der Höhe.\*\*\*) Eine tief ins Gestein eingehanene, jedoch bereits stark abgetretene Treppe führt an schwindelnden Rand und in den überm Abgrund aufragenden

\*) Ähnlich wie der Wasgenstein bestehen auch die eine Stunde entfernte Burg Grundsperrg und der Dreistein hinter dem Odilienberge aus zwei durch einen Abgrund getrennten Felsenklöffern.

\*\*) Lebmann (Dreizehn Burgen des Unterelsaßes, 1878) ist der Ansicht, daß die beiden durch die Felspalte getrennten Befestigungen zusammen die alte oder untere Burg gebildet hätten und mit der Bezeichnung der oberen oder neueren nur eine Befestigungsanlage gemeint sein könne, die heutigen Tages spurlos verschwunden sei und noch jenseits des östlichen Burggrabens auf dem allmählich ansteigenden Bergrücken gelegen haben müsse.

Turm mit der Kapelle. Der viereckige Quaderbau könnte seiner Konstruktion nach ein Römerwerk aus späterer Zeit scheinen; doch tragen die zierlich gearbeiteten Gesimse und Fensterbogen den Charakter der kunstfreundlichen Ära der Hohenstaufen. Daß dagegen die Hauhöhlungen im Doppelfels entlegeneren Perioden angehören, ist kaum zu bezweifeln.

Auch von der Turmhöhe bleibt der Umblick beschränkt. Einige Felder und Häuser von Obersteinbach blicken mit der staubigen Lothringer Heerstraße durch die Schlucht herein, die sich zwischen den Waldhängen



Der Wasgenstein von Westen.

Nach einer Photographie der Luxemburger graphischen Kunstanstalt.

des „Gözenberges“ und den Felsen des Florenberges öffnet. Das ungefüge, tiefgekerbte Steinhaupt des Armersberges spiegelt sich in dem riedgräßigen „Kindelsweiher“ unterm Wasgenstein. Den Hintergrund schließt die den Wasgenstein hoch überragende waldfreie Gruppe des Maimont“.\*).

\*) Auf der Kuppe des Maimont, im 15. Jahrhundert „Meygelmunt“ genannt, der eine alte Kultusstätte gewesen zu sein scheint, befanden sich Spuren uralter Ringwälle von der Art, welche die Franzosen *champs celtiques* und *refuges* nennen.

Wir haben in dem Wasgenstein, der augenscheinlich mit dem bereits im Jahre 788 bei Zeuss, *Traditiones Wizenburgenses*, 1842, I. Nr. 197 genannten Wassenstein identisch ist, eine jener Waldburgen vor uns, welche, wie der benachbarte Blumenstein, die Kleinarnsburg, der Lützelhart u. a., schon in uralter Zeit als Zufluchtsorte in Zeiten der Not und Gefahr, sowie als Kultusstätten dienten und gelegentlich, wie dies auch unser Epos andeutet, verwegenen Raubgesellen ein willkommenes Versteck boten. Später, nach dem Vertrage von Verdun, wurden diese Wasganburgen von dem Reichskanzler Ludwigs des Deutschen, Grimald,



Der Wasgenstein von Osten.

Nach einer Photographie von J. Magnus in Darmstadt.

in starke Festen umgewandelt, bestimmt, die neu gewonnene Grenze des Ostreiches gegen die begehrlichen Nachbarn zu schützen.

Im 15. Jahrhundert finden wir den Wasgenstein im Besitze einer adligen Familie, die sich nach ihm benannt hat, und zwar wissen wir, daß um 1250 Jutta von Wasichenstein einen Wolfram von Fleckenstein heiratete, und im Jahre 1272 werden ein Semannus und ein Fridericus de Wasichenstein, Söhne des Ritters Engelhard von Hagenowe, urkundlich erwähnt. Das Geschlecht theilte sich in zwei Zweige, welche die auf dem Doppelfelsen errichteten beiden Burgen einträchtig bewohnten und sich

über ihre Rechte an dem Familienbesitze in einer Urkunde vom Jahre 1299 auseinandersetzen. Im 15. Jahrhundert erlosch die Familie. „Conradus von Wassenstein Ritter starb Nonas Septembris 1458; ligt zu Sturtzelbrenn begraben“ — meldet Herzogs Edelsasser Chronik, 1592, Buch 6, S. 216.

Schon vor dem Aussterben der Wasgensteiner hatte die Burg sehr verschiedene Besitzer und Bewohner; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die den Wasgensteinern verwandten Herren von Hohenburg und die Dynasten von Fleckenstein, welche dieselbe entweder ganz oder teilweise anderen Familien zu Lehen gaben. Nach mancherlei Wechselfällen verkauften i. J. 1711 die Fleckensteiner die Burg nebst dem dazugehörigen Dorfe Nieder-Steinbach an die Grafen von Hanau-Sichtenberg. In den Stürmen der französischen Revolution teilten die Burgen auf dem Wasgenstein mit manchem anderen stolzen Herrensitze das Schicksal der Zerstörung, und seitdem liegen sie in Trümmern, welche durch die Fürsorge der Gesellschaft für Erhaltung der elsässischen Altortümer wieder zugänglich gemacht worden sind. Auch die reichsländische Regierung hat neuerdings ihr Interesse an der ehrwürdigen Stätte bethätigt und auf ihre Kosten Ausgrabungen daselbst veranstalten lassen.

Die Wasgensteiner haben aber nicht nur Walthers Felsenburg sich zum dauernden Sitze erkoren und in ihrem Namen eine Erinnerung an den streitbaren Helden aufbewahrt; auch ihre Wappenbilder gemahnen an die alte Heldensage. Wenn wir in dem streitenden Leuen der älteren Siegel\*) wegen der Häufigkeit dieses Wappenbildes den leuen von lasüre auch nicht erblicken wollten, den nach dem Rosengartenliede D. V. 1500 Walther in seinem Schilde führte, so sind doch jene sechs abgehauenen Hände im roten Felde, welche die eine Linie der Wasgensteiner sich zum Schildzeichen erkor;\*\*) und die u. a. auf dem einer Urkunde vom Jahre 1537 angehängten Siegel zu sehen sind, ein unverkennbarer Hin-

\*) H. B. des Siegels Frithemans von Wassenstein (vergl. S. 217) an einer Urkunde vom 27. Januar 1299, die sich im Original im Archive zu Darmstadt befindet. Hinter dem aufrecht stehenden Löwen ist der Schild durch einen schmalen Schrägbalken von der Rechten zur Linken geteilt; die Tinkturen des Wappens sind nicht bekannt.

\*\*) Herzog, Edelsasser Chronik, B. 6, S. 216: „Die von Wassenstein haben geführt sechs weiße hende inn rothem feld, vff dem Helm zwo rother hende, belmdeck roth und weiß“.



Fritzeman von Wassenstein,  
Canonicus zu Surburg,  
1299.



Johann von Wassenstein  
1337.



Wappen der Wassensteiner  
nach Herzogs Chronik  
1592.

weis auf jene Kampfszene, in der Walthers gefürchtete tapfere Rechte, durch Hagens Schwerthieb vom Arme getrennt, auf den vom Blute gerötheten Plan fiel.\*)

Die Stätte, wo unser Epos seinen Helden nach vierzigstägiger Flucht rasten und streiten läßt, ist also mit ziemlicher Sicherheit festgestellt; es scheint aber neuerdings auch jene Örtlichkeit nachgewiesen zu sein, wo am andern Tage Walthar den Kampf mit Gunther und Hagen von der zweiten bis zur neunten Stunde auszufechten hatte.

Wenn Walthar nach seinem Ausbruche vom Wasgensteine seinen Weg nach der westlich gelegenen aquitanischen Heimat fortsetzen wollte, so mußte er, um zunächst den Wasgau zu überschreiten, naturgemäß zuerst nach Süden den beim jetzigen Dorfe Ober-Steinbach mündenden Bach entlang ziehen und sodann, sich nach rechts wendend, den Paß verfolgen, in dem heute die Heerstraße von Weissenburg über Nieder- und Ober-Steinbach und die ehemalige Abtei Stürzelbronn nach der alten Felsenfestung Bitsch führt. Ungefähr eine römische Meile, 1000 Doppelschritte (*mille fere passus*), war das Paar nach des Dichters Angabe V. 1208 geritten, als Walthar von den aus dem Hinterhalte hervorbrechenden beiden Feinden gezwungen wurde, den Kampf zu erneuern. Es war dies (V. 1285) um die zweite Tagesstunde nach römisch-kirchlicher Rechnung, also um 8 Uhr morgens, und es ist sehr auffallend, daß Walthar, der doch zur Sommerzeit in aller Frühe aufgebrochen war, um diese Stunde sich noch nicht weiter von der Felsenklucht entfernt hatte. Becker macht nun aber in dem angeführten Aufsatze darauf aufmerksam, daß hier wie auch sonst, besonders bei den Oberdeutschen, das römische Wegemaß die Stelle der altdutschen Rast\*\*) vertritt und

\*) Für eine ähnliche Erinnerung an die Heldensage, und zwar als eine Anspielung auf den kühnen Fiedler Volker wird die von den Truchsessern von Alzei im Schilde geführte Geige gehalten, welche schon auf Siegeln aus dem Jahre 1262 vorkommt und auch heute noch in dem Wappen der Stadt zu sehen ist. Nach Müllenhoff, Zeitschr. f. d. A. 12, 359, ist jedoch das Wappen nicht aus der Sage entnommen, sondern älter als diese, der Fiedler Volker aber eine Schöpfung der rheinischen Spielmannspoesie des elften oder zwölften Jahrhunderts und vielleicht zu Ehren der Herren von Alzei in der Nähe von Worms erdichtet.

\*\*) Schon Alphilar übersetzt Matth. 3, 41 das römisch-griechische *μῖλιον* mit *rasta*. Nach einer fränkischen Urkunde vom Jahre 675 sind 3 *rastas* gleich 6 *leuwas*. Aus dem keltischen *lewa*, *leuga* oder *leuca* ist das französische *lieu* =  $\frac{1}{3}$  deutsche oder geographische Meile entstanden. Strecker (Probleme S. 636)

eine sog. „halbe Raſt“, entſprechend der heutigen ſchwediſchen Landmeiße, einer Strecke von etwa drei Wegſtunden gleich kommt. In ungefäh'r derſelben Entfernung vom Waſgenſtein, eine Stunde weſtlich von Stürzelbrom, befindet ſich auf der „Waſichenfürſt“, der Waſſerſcheide des Waſgans, ein waldiges, teils ſandiges, teils mooriges Plateau und an der über daſſelbe führenden Straße ein kleiner Weiler, Herzogs- hand, franzöſiſch La main du prince genannt. Erinuert ſchon dieſer Name an die Rechte, welche Walth' er einbüßte, ſo ſcheint noch deutlicher ein ſichtbares Zeichen, eine in den Felsen neben der Landſtraße eingehauene Menſchenhand, an den Ausgang jenes vielbeſungenen Kampfes zu mahnen. Es liegt allerdings nahe, dieſe vertiefte (neuerdings leider fortgeſprengte) Skulptur als das Wappenzeichen derer von Waſgenſtein, als eine alte Grenzmarke anzusprechen, doch dürfte die ſich an das alte Steinbild knüpfende Sage, daß hier zwei entzweite, auf Wimeß und Schöneß hauſende Brüder um eine ſchöne Jungfrau gekämpft und der eine derſelben dabei ſeine Hand verloren hätte,\*) die Annahme rechtfertigen, daß wir es hier mit einer Erinnerung an das einſt in brüderlicher Liebe vereinte und dann in bitterem Hader entzweite Fremdes- paar und die Jungfrau Hildegunde vor uns haben.

Fast tauſend Jahre ſind verfloſſen, ſeit der Mönch Ekkehard in ſeiner Zelle die alte Märe von Walth' er und Hildegunde in lateiniſche Verſe goß, und heute noch können wir dank der genauen Angabe des

will die Erklärung mille passus = Raſt nicht gelten laſſen. Aber Gunther und Hagen wären ſehr unvorſichtig geweſen, wenn ſie ſich nur etwa 1000 Doppelschritte weit vom Waſgenſteine in den Hinterhalt gelegt hätten, denn auf eine ſo geringe Entfernung hätte der lauſchende Walth' er (V. 1200 fg.) in der Stille der Nacht gewiß das Wiehern und Stampfen der Roſſe hören können. Daß der gegebene Zeitpunkt zum Angriff geweſen wäre, als Walth' er etwa eine halbe Stunde von ſeinem Nachtquartiere aus dem Oberſeinbachthale auf die große Heerſtraße einbog, kann ich nicht finden. Nach der Karte (Karte des Deutſchen Reichs Nr. 371, Pirmasens) zu urteilen, war hier kein offenes Feld (vergl. V. 1119 fg.), ſo daß der bedrohte Walth' er leicht in den nahen Wald hätte einbiegen können; eine zum Überfall geeignete Örtlichkeit, wie Hagen ſie wünſchte, fand ſich auf der von Walth' er eingeſchlagenen Marſchroute aber auf der „Waſichenfürſt“. Natürlich ſind die beiden Verfolger nicht erſt einige Stunden hinter Walth' er hergeritten, ehe ſie ihn angriffen, ſondern ſie hatten ſich in der Nähe der bezeichneten Örtlichkeit verſteckt, ehe das flüchtige Paar dort anlangte.

\*) Die Sage iſt abgedruckt in der „Alſatia“, 1858—1861, S. 274; vergl. auch Herzg, Deutſche Sage in Elſaß, 1872, S. 108.

Dichters zu jener Stätte wallfahren, die der Dufst uralter Sage umweht; fürwahr, eine merkwürdige Thatfache, umfomehr als uns in den übrigen Epen aus dem Kreife unserer nationalen Heldensage ähnliche bestimmte Hinweise auf Schauplätze bedeutungsvoller Ereignisse nicht erhalten find.\*)

Es ist möglich, daß der Dichter bestimmte Ortsangaben bereits in einer von ihm benutzten einheimischen Quelle vorfand, aber auch nicht unwahrscheinlich, daß von Weißenburg, in dessen Nähe ja der Wasgenstein liegt, ein Bericht über die dort lokalifizierte Sage nach St. Gallen gekommen ist. Denn beide Stifter standen in enger Beziehung zu einander; war doch der bereits erwähnte Kanzler Grimald Abt von Weißenburg und St. Gallen, und Otfried, der bekannte Verfasser der althochdeutschen Evangelienharmonie, ein Freund der in St. Gallen lebenden Mönche Hartmuat und Werinbert, wie aus einem an diese gerichteten Widmungsschreiben des Dichters hervorgeht. Da Grimald der Bibliothek von St. Gallen zahlreiche Bücher stiftete, ist es denkbar, daß eine Abschrift eines Walthariliedes oder einer prosaischen Aufzeichnung der Sage mit Bemerkungen des landeskundigen Urkundenschreibers Otfried von Weißenburg nach St. Gallen und so zur Kenntnis Ekkehard's gelangte.

Es liegt auch die Annahme nahe, der Dichter selbst habe den Wasgenwald besucht und die von ihm beschriebene Felsenburg in Augenchein genommen;\*\*) allein schon Scherer hat darauf aufmerksam ge-

---

\*) Ich erinnere hierbei an eine Stelle in dem „Wanderbuche“ des Grafen Helmut von Moltke: „Die Begebenheiten erteilen den Orten ihre Weihe. Daher der Janber, der im bloßen Namen liegt. Der verödete Hügel von Binar-Baschi und das kahle Sandufer von Kunkaleh würde den Blick des Besuchers nicht lange fesseln, wüßte er nicht, daß dort Pergamos seine Zinnen erhob, hier die Schiffe der Achäer auf den Sand gezogen lagen. Selbst dann, wenn die Forschung eine Überlieferung nur noch als Fabel bestehen läßt, bezieht sich diese doch meist auf eine ganz bestimmte Örtlichkeit, welche der ursprüngliche Erzähler im Auge hatte. Ob je die Griechen Ilios zerstörten, mag ungewiß sein; aber unzweifelhaft ist, daß Homer die Gegend östlich der Dardanellenmündung ganz genau kannte. Romulus selbst und Herakles mögen immerhin bloße Mythen sein, aber was von ihnen gedichtet wurde, ist wirklich, soweit es sich auf den Schauplatz ihrer Thaten bezieht. Eine Erzählung kann geschichtlich unwahr und örtlich vollkommen genau sein“.

\*\*) Ekkehard IV., dessen Bruder Immo Abt des elsässischen Klosters Münstereim in Gregorienthale war, kannte die Vogesen aus eigener Anschauung; vergl. Casus S. G. Kap. 78.

macht, \*) daß Ekkehard in diesem Falle wohl nicht geschildert haben würde, wie die Franken Walthar zu Pferde angreifen. Auch ich habe, ohne das Terrain zu kennen, den Eindruck gehabt, als ob sich die Einzelkämpfe nicht in der von Ekkehard geschilderten Weise am Wasgensteine hätten abspielen können, und ich finde meine Ansicht durch die von Strecken an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen bestätigt. Der genannte Forscher sagt (Probleme S. 658): „Der Platz, auf dem der Besucher steht, und auf dem Walthar gekämpft haben soll, ist gut einen Quadratmeter groß; einige unvorsichtige Schritte vorwärts oder rückwärts, und man stürzt rettungslos in den Abgrund. Dieser enge Raum soll aber nicht nur für Walthar und die verschiedenen Manöver, die er ausführt, Platz gewährt haben; hier mußte auch Hildegunde sitzen, hier sollten der „Löwe“ und sechs Beutepferde untergebracht werden und fette Weide finden. Diese Schlucht von vorn anzugreifen, ist unmöglich; zu Fuß klettert man mühsam unter Zuhilfenahme der Hände hinauf, geschweige denn, daß ein Reiter dort hinaussprengen könnte. Nur von der Seite, auf schmalem Fußsteig kann man der Stelle sich nähern; wer den dort stehenden Walthar mit Pfeil oder Lanze angreifen wollte, hätte die Kunst verstehen müssen, um die Ecke zu schießen“.

Nun könnte man allerdings einwenden, daß infolge der Anlage und Zerstörung der beiden auf den felsgipfeln erbauten Burgen die nähere Umgebung des Wasgensteins Veränderungen unterworfen sei, und auch Ch. Schweitzer\*\*) vermutet, daß der untere, von Walthar und Hildegunde aufgesuchte Teil des Spaltes heute durch einen aus Fels- und Mauertrümmern gebildeten Hügel verschüttet sei. Allein auch mit dieser Annahme kommen wir nicht aus, denn Hildegunde konnte nach V. 504 und 532 vom Eingange der Höhle aus Umschau halten und schon in der Ferne die verfolgenden Feinde erblicken. Der Platz vor dem Spalte gewährt aber gar keine Aussicht, und „selbst wenn der ganze Fels nicht tief im Walde läge, würde die dort sitzende Hildegunde die heransprengenden Reiter nicht haben sehen können; nicht einmal vom Gipfel des südlichen Steines kann man die Landschaft überschauen. Wie ein dort einhersprengender Reitertrupp die Flüchtlinge in der Schlucht entdecken sollte, ist ganz unerfindlich“.

\*) Der Wasgenstein in der Sage, Vortrag, gehalten in der Versammlung des Vogesenklubs, abgedruckt in den Mitteilungen aus dem Vogesenklub, Nr. 2 vom 1. April 1874, Straßburg.

\*\*) De poemate latino Walthario, Paris 1889, S. 56.

Wenn also der Dichter zwar die Felsen mit der von ihnen gebildeten Höhle richtig beschreibt, die von ihm angegebene Lage aber und der Verlauf der Kämpfe vor dem Spalt den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen, so müssen wir annehmen, Ekkehard habe entweder sich die dichterische Freiheit genommen, die wirkliche Örtlichkeit seinen Zwecken anzupassen, oder er habe, was wahrscheinlicher und auch aus seiner falschen Vorstellung von der Entfernung des Wasgensteins von Worms zu schließen ist, den Schauplatz der Sage persönlich nicht kennen gelernt.

---

## Ein Gastmahl am Hofe Attilas.

Aus dem Berichte des griechischen Rhetors Priscus, welcher im Jahre 448 mit einer oströmischen Gesandtschaft an den Hof des Hunnenkönigs kam. Griechischer Text bei Niebuhr, *Corpus scriptt. hist. Byzant.* 1829, I, S. 202 fg., und Althof, *Waltharii Poesis*, I, S. 177 fg.

— Als wir\*) in das Zelt zurückgekehrt waren, kam der Vater des Orestes\*\*) und sagte, daß Attila uns beide zum Mahle einlade, und zwar werde es um die neunnte Stunde des Tages stattfinden. Wir beobachteten die festgesetzte Zeit, und zum Mahle gerufen, kamen wir und auch die Gesandten der Weströmer und standen auf der Schwelle Attila gegenüber. Die Weinschenken reichten uns nach der Landessitte einen Becher, damit auch wir vor dem Niederlassen einen Glückwunsch ausbringen möchten. Als wir dies gethan und aus dem Becher gekostet hatten, gingen wir zu den Sesseln, auf denen man beim Gastmahle sitzen sollte. Alle Stühle standen längs den Wänden des Gemaches an zwei gegenüberliegenden Seiten. In der Mitte aber saß auf einem Tafelbette Attila, und hinter ihm war ein anderes Tafelbett ausgebreitet, von welchem einige Stufen nach seinem Nachtlager führten, welches zum Schmuck mit feinen Linnen und bunten Vorhängen verhüllt war, ähnlich den Lagern, welche die Hellenen und Römer den Brautleuten herrichten. Für die vornehmste Platzreihe der Tafelgenossen hielten sie die Seite rechts von Attila, für die zweite die linke, wo wir waren und Berichos, ein Mann aus edlem scythischen Geschlechte, der jedoch über uns saß. Denn Onegis\*\*\*) saß auf einem Sessel an der rechten Seite des königlichen Bettes, und dem Onegis gegenüber saßen auf

---

\*) Priscus und der byzantinische Gesandte Maximinus, auf dessen Bitten der Erstgenannte an der Reise teilgenommen hatte.

\*\*) Ein Römer aus dem den Hunnen unterworfenen Pannonien, welcher den Gesandten Attilas an den Kaiserhof nach Byzanz begleitet hatte.

\*\*\*) Ein vornehmer Mann und Vertrauter Attilas.

einem Sessel zwei von den Söhnen Attilas. Der älteste aber saß auf dem Bette des Königs, nicht nahe bei ihm, sondern an dem Ende und sah aus Ehrfurcht vor dem Vater zu Boden. Als alle der Ordnung gemäß Platz genommen hatten, kam der Weinschenk und überreichte Attila ein hölzernes Trinkgefäß\*) voll Wein. Nachdem dieser es in Empfang genommen hatte, grüßte er den ersten im Range. Wer aber durch den Gruß geehrt wurde, erhob sich und durfte sich nicht eher setzen, als bis er entweder gekostet oder auch ausgetrunken und den Becher dem Schenken zurückgegeben hatte. Dem Attila aber, welcher sitzen blieb, bezeugten die Anwesenden auf dieselbe Weise ihre Ehrfurcht, indem sie die Becher nahmen und nach einem Heilwunsche daraus tranken. Bei einem jeden war aber ein besonderer Schenk, welcher der Reihe gemäß eintreten mußte, wenn Attilas Schenk hinausging. Nachdem der zweite und die folgenden begrüßt worden waren, bewillkomnte Attila auch uns nach der Ordnung der Sitze. Als nun alle durch diesen Gruß geehrt worden, gingen die Schenken hinaus, und es wurden Tische neben den des Attila gestellt für drei oder vier oder auch mehr Männer, von denen jeder sich von dem auf den Tisch Gesetzten nehmen konnte, ohne aus der Reihe der Sessel heranzutreten. Und zuerst trat herein der Diener Attilas, eine Platte mit Fleisch tragend, und diejenigen, welche alle bedienten, setzten nach ihm Brot und Inkost auf die Tische. Aber für die übrigen Barbaren und für uns waren üppige Gerichte zubereitet, die auf silbernen Tellern lagen; für Attila aber stand auf einer hölzernen Platte nichts als Fleisch. Einfach zeigte er sich auch in allem anderen, denn den am Schmause teilnehmenden Männern wurden goldene und silberne Becher gegeben, sein Trinkgefäß aber war aus Holz. Schlicht war auch seine Kleidung, welche keine andere Sorgfalt zeigte, als daß sie sauber war. Auch waren weder sein umgegürtetes Schwert noch die Bänder seiner Barbarenschuhe noch das Zaumzeug seines Rosses wie bei den anderen Scythen mit Gold oder Steinen oder irgend einer Kostbarkeit geschmückt. Als die auf den ersten Schüsseln aufgetragenen Speisen verzehrt waren, standen wir alle auf, und nicht eher kam der Stehende wieder auf seinen Sessel, als bis jeder nach der früheren Reihenfolge den ihm kredenzten vollen Becher Weines ausgetrunken und dem Attila Heil gewünscht hatte.

\*) *Κισσόβιον*, ein Becher aus Ephentholz, wie ihn die Landlente brauchten, 3. B. der „göttliche Saubirt“ Eumäus bei Homer Od. 14, 78 und 16, 52.

Als dieser auf solche Weise geehrt worden war, setzten wir uns, und es wurde die zweite Platte, welche andere Gerichte hatte, auf jeden Tisch gesetzt. Als auch von dieser alle genommen hatten, standen wir auf dieselbe Weise auf, tranken wiederum aus und setzten uns. Als der Abend herankam, wurden Fackeln angezündet, und zwei Barbaren, welche Attila gegenüber traten, trugen von ihnen verfaßte Gesänge vor, die seine Siege und kriegerischen Tugenden priesen. Auf die Sänger blickten die Tafelgenossen, und die einen freuten sich über die Gedichte, die anderen wurden begeistert, indem sie sich der Kriege erinnerten, andere aber, denen der Leib durch das Alter schwach geworden und deren Mut zur Ruhe gezwungen war, brachen in Thränen aus. Nach dem Vortrage der Gesänge kam ein scythischer Narr herein, der wunderliches, seltsames und unsinniges Jeng vorbrachte und bei allen Gelächter erregte. Nach ihm trat der Maurusier\*) Terkon ein. Ediko\*\*) hatte ihn nämlich beredet, vor Attila zu erscheinen, um durch seine (Edikos) Bemühung die Gattin wiederzuerhalten, welche er im Barbarenlande genommen hatte, da er bei Bleda\*\*\*) gut angeschrieben war; er hatte sie aber im Scythenlande zurückgelassen, als er von Attila als Geschenk an Aëtius†) geschickt wurde. Aber in dieser Hoffnung wurde er getäuscht, weil Attila darüber zürnte, daß er in sein Land zurückgekehrt war. Er kam also bei der günstigen Gelegenheit des Gastmahles, und durch Aussehen, Kleidung, Stimme und zusammengestammelte Reden, in denen er die lateinische, hunnische und gotische Sprache vermengte, erheiterte er alle und bewirkte, daß sie in unausslöschliches Gelächter ausbrachen, außer Attila. Denn dieser blieb unerschütterlich und sein Antlitz unbewegt, und er zeigte weder in Worten noch im Thun etwas, was Heiterkeit verriet, außer daß er den jüngsten seiner Söhne, Namens Ernas (Irnach), als dieser eintrat und zu ihm kam, in die Wange kniff und mit freundlichen Augen anblickte. Als ich mich wunderte, daß

\*) Mauritanier.

\*\*) Ediko, ein großer Kriegsheld, Anführer der germanischen Skiren, von Priscus unrichtig als Scythe bezeichnet, war als Gesandter Attilas vorher in Byzanz gewesen.

\*\*\*) Im Nibelungenliede Blödel, Bruder Attilas und sein Mitregent, bis er um 445 von ihm ermordet wurde.

†) Der berühmte Feldherr des weströmischen Reiches und Besieger Attilas hatte sich einst als Geißel und später als Flüchtling eine Zeitlang bei den Hunnen aufgehalten.

er die anderen Kinder wenig achte und allein auf dieses seine Aufmerksamkeit richte, da sagte der neben mir sitzende Barbar, welcher der lateinischen Sprache mächtig war, nachdem er zuvor gesagt hatte, ich möge nichts von dem, was er mir mittheilen wolle, weiter erzählen, die Wahrsager hätten Attila verkündet, daß sein Geschlecht herunterkommen, aber durch jenen Sohn wieder in die Höhe gebracht werden würde. Als sie aber das Gelage in die Nacht hinein zogen, gingen wir fort, da wir an dem Trinken nicht länger mehr teilnehmen wollten. — — —

Unterdeffen lud auch Reka, die Gemahlin Attilas, uns zum Mahle ein in das Haus des Adames, der ihre Geschäfte besorgte, und als wir zugleich mit einigen Vornehmen aus dem Volke zu ihm kamen, fanden wir fremdliche Aufnahme. Denn er empfing uns mit liebreichen Worten und prächtig zugereitetem Mahle, und ein jeder von den Anwesenden erhob sich und reichte uns mit scythischer Höflichkeit einen gefüllten Becher, und wenn man ihn ausgetrunken hatte, so umhalsste und küßte er einen und nahm ihn wieder an sich. Nach dem Mahle gingen wir in das Zelt und legten uns schlafen. Am folgenden Tage lud uns Attila wiederum zur Tafel, und als wir in der früheren Weise bei ihm eingetreten waren, wandten wir uns den Tafelgenüssen zu. Es traf sich aber, daß auf dem Tafelbette zugleich mit ihm selbst nicht der älteste der Söhne, sondern Oëbarjos, der Bruder seines Vaters, saß. Während des ganzen Mahles redete er freundlich mit uns und befahl uns, dem Basileus zu melden, u. s. w. — — Nach Anbruch der Nacht entfernten wir uns von dem Mahle. — —“

Von demselben Verfasser sind früher u. a. erschienen:

**Grammatik**  
**altsächsischer Eigennamen**  
in westfälischen Urkunden des 9—11. Jahrhunderts.  
Paderborn, F. Schöningh, 1879.

---

**Angilberts Leben und Dichtungen.**  
Hann. Münden, H. Augustin, 1888.

---

**Das Leben Karls des Großen**  
von Einhard, übersetzt und erläutert.  
Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 723. Halle 1893.

---

**Das Waltharilied,**  
ein Heldenlied aus dem 10. Jahrhundert,  
im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert.  
„Sammlung Götsche“ Nr. 46. 2. Auflage. Leipzig 1900.

---

**Waltherii Poesis,**  
**das Waltharilied Ekkehard's I. von St. Gallen,**  
nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert.  
I. Teil. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899.

---

**Das Lippiflorium,**  
ein westfälisches Heldenlied aus dem 15. Jahrhundert,  
lateinisch und deutsch nebst Erläuterungen.  
Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1900.

---

In dem nämlichen Verlage erscheint demnächst:

**Das Lippeflor,**  
eine mittelniederdeutsche Umdichtung des lateinischen Lippifloriums  
aus dem Jahre 1487,  
zum erstenmal herausgegeben  
von  
**Hermann Althof.**

In demselben Verlage ist erschienen:

# Waltharii Poesis.

## Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen

nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert  
von Hermann Althof.

VIII u. 184 S. gr. 8<sup>o</sup>.

I. Teil.

Preis Mark 4,80.

Da nach dem Urtheile berufener Kritiker auch in den neueren Ausgaben des lateinischen Walthariliedes von R. Peiper, J. V. Scheffel und A. Holder die berühmte Jugenddichtung Ekkehards nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt geboten wird, war eine neue kritische Ausgabe des Epos ein Bedürfnis, dem die Arbeit Althofs Rechnung tragen will.

Der erste Teil derselben enthält den vom Herausgeber bereits seiner metrischen Übersetzung der Dichtung („Sammlung Göschen“ Nr. 46) zu Grunde gelegten Text, welcher sich auf die sog. Geraldushandschriften, in erster Linie auf den Brüsseler Codex stützt, über dessen Wert heute kaum noch ein Zweifel obwalten kann. In der Einleitung S. 1—63 werden die Walthersage und die wichtigsten mythischen und historischen Deutungsversuche derselben, sowie die an die Autorschaft des Epos sich knüpfenden Fragen besprochen. Die folgenden §§ behandeln die Überlieferung des Textes und das Verhältniß der Handschriften, die Sprache und den Charakter des Waltharius und bieten einen Wegweiser durch die umfangreiche einschlägige Litteratur. Das Verzeichniß der Lesarten hinter dem Texte S. 105—128 enthält alles für die Textkritik nötige Material und berücksichtigt zum ersten Male auch die neuentdeckten Innsbrucker Fragmente. Das beigefügte Wort- und Sachregister S. 129—176 verzeichnet den gesamten Wortschatz des Waltharius; in der Beilage findet man die Schilderung eines Gastmahles am Hofe Attilas aus dem Berichte des Priscus, ein Gegenstück zu Ekkehards Darstellung V. 287 ff.

In dem später erscheinenden zweiten Teile hat sich der Herausgeber die Aufgabe gestellt, die herrliche Dichtung, wie dies mit den mittelhochdeutschen Epen längst geschehen ist, auch einem weiteren Kreise wissenschaftlich Gebildeter, insbesondere den Studierenden, zugänglich zu machen. Dieser Teil wird zunächst sprachliche Erläuterungen und Texterklärungen bringen unter Heranziehung zahlreicher altdeutscher Glossen, besonders solcher aus St. Galler Handschriften, und unter steter Berücksichtigung der hauptsächlichsten Deutungsversuche. Ferner wird derselbe die Anklänge an die verschiedenen von Ekkehard benutzten römischen Autoren und Parallelstellen aus mittelalterlichen lateinischen und deutschen Denkmälern verzeichnen, sowie die bei der Lektüre des Waltharius in Betracht kommenden deutschen Altertümer in ausreichender Weise behandeln.



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY  
Los Angeles

This book is DUE on the last date stamped below.

REC'D. MLD  
JUL 20 1964

JUL 18 1964

RECEIVED  
MAIN LOAN DESK

APR 13 1965

A.M.

8 9 10 11 12 1 2 3 4 5 6

P.M.

University Of California, Los Angeles



L 007 596 413 0

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



**AA** 000 417 684 8

PA  
8310  
E5W2G  
1902

